

Erich Schnepel

**Ein Leben
im
20. Jahrhundert**

1. Teil

1900-1930

Inhalt

Vorwort: Der Einsturz Europas	4
1. Das Leben zu Beginn des 20. Jahrhunderts.....	5
2. Lebenswende	15
3. Die Universität.....	24
4. Der erste Weltkrieg	36
5. Die Revolution	50
6. Der Missionstrupp	69
7. Die Inflation	80
8. Im Ringen um den Berliner Osten	87
9. Die Dorfmission	109
10. Im Zuchthaus	128
11. Sendende Gemeinde	137
12. Die Lage um 1900.....	149
13. Anhang	
 Grundsätzliche Fragen des Lebens mit Christus	155
a) Die Grenzen unseres Denkens	155
b) Offenheit und Zeugnis	158
c) Geburt aus Gott.....	158
d) Unser persönliches Bibellesen	160
e) Das Problem der Hausandacht.....	161
f) Ehrenamtlicher Pfarrerdienst	162
g) Mannschaftsarbeit und Selbstversorger-Gemeinden	163
h) Die Reformation des 3. Glaubensartikels:.....	164
i) Das unbekannte Evangelium.....	167

Vorwort: Der Einsturz Europas

Das ist der Titel, den ich dem ersten Band der Lebenserinnerungen am liebsten gegeben hätte. Der Einsturz Europas war um 1930 besiegelt. Das alte Europa, das die Führung in der Welt gehabt hatte, bestand nicht mehr. In den wenigen Jahren zwischen 1914 und 1930 ist die Geschichte von mehr als einem Jahrhundert untergegangen. Niemand hätte sich um 1900 eine solche Katastrophe vorstellen können. In wenigen Jahren wurden Werte von Jahrhunderten durch die Torheit der Europäer vernichtet. Es ist ein tiefer Schmerz, dass es nicht gelungen ist, Europa in einer neuen Weise wieder aufzubauen.

Es war ein aufregendes Ereignis, als Europa zu Grunde ging, und geistige Welten die Jahrhunderte gegolten hatten, versanken. Die Masse der Europäer hat seitdem für ihr Leben kein Fundament mehr gefunden.

Aber ebenso aufregend und ungeheuerlich war die Tatsache, dass es einen Punkt gab, der durch alle Krisen und Katastrophen in der selben Kraft bestehen blieb: das war Jesus Christus. Für die, die ihn kannten, war diese Tatsache der eindrücklichste Vorgang unseres Jahrhunderts. Während eine Welt um die andere versank, blieb Jesus immer derselbe.

Ich habe den Einsturz Europas im Trommelfeuer des ersten Weltkrieges und inmitten der revolutionären Kämpfe im Osten Berlins miterlebt. Beide Male waren es Brennpunkte, an denen ich Zeuge dieser Umwälzung wurde. Beide Male vollzog sich mitten in den Katastrophen eine Geschichte, die Gott gestaltete.

Für die junge Generation liegen diese Vorgänge in einem undurchsichtigen Nebel. Für viele aus der jüngeren Generation beginnt die Geschichte erst mit dem zweiten Weltkrieg, und die Geschichte, die Gott gestaltet, erst nach 1944/5. Die junge Generation war es, die es mir immer wieder nahelegte, das Stück Geschichte nieder zu schreiben, das ich in unserem bewegten Jahrhundert miterlebt habe. Die junge Generation möchte den Anschluss an die Geschichte finden und Bewegungen und Menschen kennenlernen, durch die Gott in unserem Jahrhundert gehandelt hat.

Erich Schnepel
Wehrda bei Marburg
Sommer 1965

1. Das Leben zu Beginn des 20. Jahrhunderts

Jahrhundert wurde am 1. Januar 1900 stürmisch begrüßt. Der Jubel der Menschen kannte keine Grenzen. Ich war ein kleiner Kerl, aber ich erinnere mich deutlich daran, dass die deutsche Post besondere Postkarten herausgab, um den Beginn des 20. Jahrhunderts zu feiern. Sie waren mit einem Aufdruck von Eichenlaub geschmückt. Man wollte zum Ausdruck bringen, dass das 20. Jahrhundert ein glorreiches Zeitalter bringen würde, den Höhepunkt der Menschheitsgeschichte. Kein Mensch ahnte, welche Katastrophen auf die Menschheit wartete. Alle waren von der Entwicklung des modernen Zeitalters berauscht. Die geistige Entwicklung des 19. Jahrhunderts war in der Tat eindrucksvoll. Die naturwissenschaftlichen Entdeckungen schienen einen neuen Abschnitt der Menschheitsgeschichte anzubahnen. Die Physik hatte eine ungeahnte Entwicklung in Technik genommen und Industrie möglich gemacht. Die neuen Fabrikanlagen waren imponierend. Sie besaßen eine enorme Leistungsfähigkeit. Es hatte wirklich ein neues Zeitalter begonnen.

Die Entdeckungen in den anderen Erdteilen hatten den Horizont erweitert und eine neue Weltlage geschaffen, Dampferlinien verbanden alle Erdteile und Länder. Gewaltige Ozeanriesen hatten das Reisen über die Meere völlig verändert. Forschungsreisende, Pioniere der Technik, Handelskapitäne veränderten zunehmend das Gesicht der Welt. Die Menschheitsgeschichte nahm ein unerhörtes Tempo an. Es war gut zu verstehen, dass ein Entwicklungsrausch sondergleichen weite Teile der Menschheit erfasst hatte. Niemand ahnte, dass dieselbe technische Entwicklung den Menschen des 20. Jahrhunderts in schauerliche Todesituationen führen würde.

Das Wort "Krieg" kannten wir nur aus dem Geschichtsunterricht. Selbst ein Krieg wie der russisch-japanische am Anfang des 20. Jahrhunderts berührte die Menschheit wenig. Er hatte für sie nur lokale Bedeutung. Er beunruhigte sie nicht im geringsten in ihrer optimistischen Auffassung der Weltlage. Eine Katastrophe, wie sie der erste Weltkrieg brachte, hätte sich niemand vorstellen können.

Wir lebten in einer Friedenssituation sondergleichen. Die politischen Grenzen zwischen den europäischen Völkern hatten in Westeuropa kaum Bedeutung. Als ich 1910 zur Weltausstellung nach Brüssel

fuhr, ahnte ich nicht, was ein Pass war. Ich reiste nach Belgien wie in Deutschland zu meinen" Verwandten nach Pommern. Nur war die Reise nach Belgien einfacher und kürzer. Dass die Völker Europas jemals wieder tatsächlich Krieg miteinander führen könnten, der Gedanke spielte wohl in der Politik eine Rolle, aber praktisch war es uns unvorstellbar. Soldaten imponierten uns. Wir waren halt Jungens und hatten die romantischen Berichte über die Freiheitskriege und den Krieg 1870/71 gelesen. Über den unheimlichen Ernst des Krieges hatte beim Ausbruch des ersten Weltkrieges die Masse der Menschheit keine wirkliche Vorstellung. Wir lebten schon Jahrzehnte im Frieden und konnten uns nichts anderes denken, als dass immer Friede bliebe. Das spiegelte sich auch im Geld wider. Begriffe wie Inflation waren unbekannt. Das Geld hatte stabilen Wert. Man konnte getrost sparen. Man wusste, dass man in seinem Alter auf die Ersparnisse zurückgreifen und auf sie rechnen konnte. Selbst ein kleines Kapital bildete eine wirkliche Grundlage fürs Leben. Ich verdiente mir während meiner Schüler und Studentenzeit durch Nachhilfestunden zwölfhundert Mark. Damit hätte ich ein Jahr studieren können. Dass das Geld unsicher werden könnte, kam uns gar nicht in den Sinn. Die Formen des Lebens waren, bescheiden. Aber es war alles solide. Mit wenig Geld konnte man viel anfangen und mit einem kleinen Einkommen existieren. Die Steuern waren lächerlich gering im Vergleich zu den Summen, die heute erhoben werden. Es gab viele kleine und mittlere Existenzen. Die Großindustrie war nur eine Teilerscheinung des gesamten Wirtschaftslebens. Aber der Sog in die Großstadt hatte schon begonnen. Doch überwog noch das ländliche und bürgerliche Element.

Dass es eine Arbeiterschaft und eine sehr schwere Arbeiterfrage gab ahnte ich nicht, da ich Beamtensohn war und das Gymnasium besuchte. Von der Welt des Arbeiters und seiner schweren Lage erfuhren wir nichts. Und doch sollte diese Welt einmal meine zweite Heimat werden. In den ersten sechzig Jahren des 20. Jahrhunderts haben sich diese ganzen Fragen total verändert. Ich bin froh darüber, dass viele soziale Probleme gelöst sind. Die Klassengegensätze von einst sind eingeschmolzen. Ich hoffe, sie kehren nie wieder. Es ist eine schwere Schuld, dass man bei dem Entstehen der Industrie im vorigen Jahrhundert den Menschen kaum beachtet hat und ihn nur als Arbeitsware wertete. Der Weg unseres Volkes wäre ohne dieses

Schuldkapitel leichter verlaufen. Auch in den landwirtschaftlichen Betrieben sah es oft nicht anders aus. Ein großer Teil dieser Betriebe ist nach dem zweiten Weltkrieg im Osten Deutschlands untergegangen. Es war ein schreckliches Ende.

Das alles waren Fragen, die ich als junger Gymnasiast nicht kannte. Ich wuchs sehr behütet in meiner Heimatstadt Kassel auf. Sie war eine richtige Beamtenstadt, obwohl es auch Industrie gab. Aber ihr Gepräge stammte noch von den alten hessischen Kurfürsten, die in Kassel ihre Residenz gehabt haben. Auch als Kurhessen 1866 von Preußen annektiert wurde, blieb Kassel Regierungshauptstadt. Es war eine friedliche Stadt. Es war gut, in ihr zu leben. Die herrlichen Wälder und Berge ihrer Umgebung waren unsere Freude. Wir jungen Menschen hatten eine sorglose und glückliche Zeit, wie die heutige junge Generation sie sich nicht Vorstellen kann.

Von dem alten Kassel ist nichts geblieben. Es fiel im zweiten Weltkrieg schweren Luftangriffen zum Opfer. Als ich 1945 aus der Kriegsgefangenschaft in meine Heimatstadt kam, war von ihr nichts mehr zu sehen. Vom Bahnhof sah ich direkt in die Wälder und Berge. Häuser waren nicht mehr da. Ich fand mich zwischen den Schuttmassen kaum zurecht.

Mein Vater hatte sich nach Kassel versetzen lassen, um mir eine gute Schulbildung geben zu können. Als die Zeit für die höhere Schule herankam, überließ er mir die Wahl. Ich wählte das humanistische Wilhelmsgymnasium, obwohl das Realgymnasium uns gerade gegenüberlag. Diese Schule war aber so düster und dunkel, dass sie mich nicht anzog. Das Wilhelmsgymnasium dagegen lag auf dem höchsten Punkt der Stadt, auf dem Weinberg, und hatte eine weite Aussicht ins Land. Ich ahnte nicht die Bedeutung dieser Wahl fürs Leben. Ich glaube, dass eine höhere Hand dabei waltete. Auf dem Realgymnasium hatten andere Fächer im Vordergrund gestanden. Auf dem Gymnasium lernte ich gründlich Lateinisch und Griechisch, die Sprachen, die ich später einmal so nötig haben sollte. Dass ich die Welt der Antike, das Klassische Altertum und zumal die griechischen Denker kennenlernte, war ebenfalls bedeutungsvoll. Ich ahnte nicht, dass ich einmal Theologie studieren würde und dass die Auseinandersetzung mit der griechischen Geisteswelt einen breiten Raum in meinem Leben einnehmen sollte. Gott disponiert auf weite Sicht. So kann es keiner von uns.

Damals hatte Gott in meinem Leben keine Bedeutung. Er war nur eine Vokabel ohne Wirklichkeit. Das galt ebenso für die Gestalt Jesu. Er war eine der geschichtlichen Persönlichkeiten, die ich im Geschichts- und Religionsunterricht kennenlernte. Darüber hinaus hatte er keine Bedeutung.

Ich hatte prächtige Religionslehrer, die ich sehr schätzte. Aber ihr Unterricht hatte zu meinem Leben nicht mehr Beziehung als der mathematische oder griechische. Auf den Universitäten war damals die liberale Theologie Adolf von Harnack und die Marburger Schule führend. Für sie war Jesus eine Idealgestalt, ein großer Führer der Menschheit. Die Botschaft des Neuen Testaments war eingeebnet. Idealismus und griechischer Humanismus hatten gesiegt. Was in der Aufklärung begonnen hatte, sollte jetzt vollendet werden. Nicht wenige Theologen gingen darum nicht ins Pfarramt, weil sie fühlten, dass ihnen die eigentliche biblische Botschaft abhanden gekommen war. Sie gingen als Religionslehrer an die höheren Schulen. Der Übergang ins Lehrfach wurde in jener Zeit sehr leicht gemacht. Die Folge war, dass die höheren Schulen ebenso wie die Universitäten von der Welt des Griechentums und nicht von der Welt der Bibel beherrscht wurden. Die Masse der Gebildeten war im Banne dieser Geisteswelt, obwohl sie offiziell alle zur Kirche gehörten.

Die eigentliche Weltanschauung und Religion jener Zeit waren Darwinismus und Monismus. Gott hatte hier keinen Platz. Er war tot. Nietzsche war der Prophet dieser geistigen Welt. Wirklichkeit war nur das, was ich mit meinen fünf Sinnen fassen und experimentell kontrollieren und nachweisen konnte. Man war sehr stolz auf diese Gedanken und wusste nicht, wie primitiv sie im Grunde sind. Man war berauscht, man kämpfte mit Leidenschaft für diese neue Welt, in der Gott und alles Religiöse, Übersinnliche ausgelöscht war. Das war das eigentliche Klima der Gymnasien und Universitäten vor dem ersten Weltkrieg. In dieser Luft bin ich aufgewachsen.

Die Kirche stand neben dieser Welt als orthodoxe Einrichtung mit orthodoxer biblischer Lehrbildung. In ihr wirkten viele ausgezeichnete Männer mit wirklichem persönlichen Glaubensleben. Und doch fand sie nicht den Weg zu uns jungen Menschen. Wir gingen an ihr vorüber. Nicht in bewusstem Gegensatz. Wir ließen uns konfirmieren. Aber wir wussten mit der Gesamterscheinung der Kirche nichts anzufangen.

Sie fand keinen Kontakt zu uns, und wir fanden keinen Kontakt zu ihr. Lebendige christliche Kreise wären mir unbekannt.

Ich lebte in meinem Ruderklub, er war meine Kirche. Jede freie Stunde zog es mich dorthin. Das Lernen fiel mir leicht, die Schulaufgaben waren bald erledigt. Ganze Nachmittage und Abende brachte ich im Bootshaus zu. Ein schönes Leben! Dass es noch etwas Schöneres geben könnte, lag nicht in meinem Blickfeld.

Ich wusste nichts davon, dass Gott am Ende des 19. Jahrhundert in diese Welt des Griechentums und der modernen Naturwissenschaften eingebrochen war und einen Strom des Lebens Jesus Christus in die abendländische Christenheit hatte strömen lassen. Es gab damals wenige, die aus der christlichen Kirche ausgetreten waren. Offiziell waren fast alle „Christen“. Aber nur wenige hatten das Vorrecht, von dem Geheimnis der Person Jesu zu wissen. Und doch fangen Schönheit, Freude und Kraft Christentums erst an, wenn uns dieses Geheimnis entdeckt worden ist und wir mit Jesus selbst Zusammentreffen. Es ist eine große Sache, wenn einem aufgeht, dass Jesus mitten unter uns lebt und dass alles, was Gott uns zugedacht hat, in seiner Person für uns da ist.

Viele wertvolle Wahrheiten und Lebenslinien gibt es in der Bibel und im Christentum. Aber sie alle finden lebendige Gestalt erst in Jesus selbst. Ohne ihn bleibt alles nur abstrakte :Idee, Lehrsatz, Gedanke. Auch Gedanken und Ideen können eine große Sache sein und mächtige Anregungen und Impulse fürs Leben geben. Aber wir sind im Grunde immer bei uns selbst. In Jesus aber begegnet uns ein Lebendiger, der unsichtbare Herr, der real und tatsächlich bei uns ist und im Auftrag Gottes der einzigartige Weggenosse, Berater und Führer unseres Lebens sein will. Dann sind wir nicht mehr nur bei uns. Dann sind wir bei ihm und mit ihm zusammen.

Als die Aufklärung und der Rationalismus mit Macht hereinbrachen, als David Friedrich Strauß 1840 sein "Leben Jesu" schrieb, antwortete Gott nicht mit Gedanken und Büchern, so hilfreich diese sein können. Er antwortete durch Realitäten, durch den Aufbruch neuen Lebens mit Jesus: im Wuppertal, in Pommern, im Siegerland, in der Lüneburger Heide, in Württemberg und anderswo. Diese Neuanfänge haben eine lebendige Geschichte zur Folge gehabt, die bis in das 20. Jahrhundert hineinreicht. Aber daneben gab es weite Gebiete, in denen solches

Leben mit Jesus unbekannt oder sehr selten war. Manchmal war lehr- und verkündigungsmäßig alles recht, aber es fehlte die Unmittelbarkeit zu Jesus. Darum wirkte alles tot und weckte kein Leben.

Einst war die Botschaft von Jesus aus Europa : nach Amerika gewandert. Nun kam sie aus dem jungen Christentum Amerikas frisch und lebendig nach dem alten Europa zurück; Gott hatte in den Vereinigten Staaten Männer wie Moody und Finney erweckt und für Tausende zu Trägern des alten Evangeliums von Jesus gemacht. Moody hatte einen guten Kampfgenossen in dem Evangeliumssänger Sankey, der das gesprochene Wort mit seinem Lied in großer Vollmacht bekräftigte.

Moody und Sankey kamen auch nach Europa. Ihnen folgten andere. Adolf Stöcker, der Hofprediger in Berlin und Begründer der Berliner Stadtmission, war offen für alles, was Leben bedeutete. Er war einer von denen, die der neuen Erweckung den Weg bereiteten. Viele andere taten dasselbe. Nicht nur Theologen. Männer aus allen Kreisen unseres Volkes. Oft Leute in führenden Stellungen wie der Reichsgraf von Pückler, Graf Bernstorff, General von Viebahn, Oberstleutnant von Knobelsdorff. Um 1890 fanden sich viele in der Gnadauer Konferenz zusammen, so genannt nach der Brüdergemeinde Gnadau bei Magdeburg, in der man sich zuerst traf.

Die ganze Freude des neuen Aufbruchs und der ersten Liebe zu Jesus lebte in dieser Generation. Es waren zumeist Männer, denen sich das Geheimnis Jesu erst im Laufe ihres Lebens enthüllt hatte. Wer so die Wirklichkeit Jesu enthüllt bekommt, der versteht auch andere, denen die Realität Jesu verborgen ist. Es ihnen ja selbst so ergangen.

Es liegt eine große Verantwortung in der Zeit, in der uns Jesus begegnet und uns seine Wirklichkeit aufgeht. Wir haben es nicht in der Hand, dieses Handeln Gottes noch einmal herbeizuführen, wenn wir die Stunde Gottes versäumen. Wenn Gott uns enthüllt, wer Jesus ist, dann will er auch Antwort von uns haben. Dann erwartet er, dass wir zu Jesus, der großen Gabe Gottes, ja sagen und unser Leben mit ihm zusammenschließen.

Am Ende des 19. Jahrhunderts und im Anfang des 20. haben Zehntausende in Deutschland und anderen Ländern zu Jesus ja gesagt und von Herzen ihr Leben mit ihm zusammen geschlossen. Sie staunten, dass sie nun in einem Frieden mit Gott standen, den sie nie geahnt

hatten. Sie staunten, wie Jesus ihr Leben gestaltete und erfüllte. Die Freude über all das Neue war so groß, dass sie Pioniere für Jesus Christus wurden, um anderen den Weg zu ihm zu bahnen.

Landauf; landab kam man in den Häusern um die Bibel zusammen. Das Haus des Großvaters meiner Frau war solch ein Treffpunkt der Erweckten in Düsseldorf und am Niederrhein. Wenn die Männer des Evangeliums aus England und Amerika nach Deutschland kamen, war die erste Station bei Großvater Theophil Wilms in Düsseldorf. Es war eine interessante Zeit. Die Kinder des Hauses lernten jene großen Männer kennen, die Gott zu Trägern der Erweckung machte. Die Mutter meiner Frau hat oft aus ihrer Kinder- und Jugendzeit erzählt.

Da kam Georg Müller aus Bristol, der bekannte Waisenvater und Mann des Glaubens und Gebets, der so viel Wunderbares erlebt hatte. Es kamen Hudson Taylor, der Begründer der Chinainlandmission, Dr. Baedeker, der die Gefängnisse Russlands bis nach Sibirien hin bereiste und vielen verzweifelten Männern der Wegweiser zu Jesus sein durfte, Lord Radstock, der am kaiserlichen Hof in Petersburg ein Bahnbrecher für Jesus wurde und hoch und niedrig Christus als den Weg zu Gott bezeugte.

Es war so, als wollte Gott noch etwas Besonderes daran wenden, um Europa vor der Katastrophe zu bewahren. Es ist nicht auszudenken, was aus Russland und Europa geworden wäre, wenn damals der russische Kaiser und der Zarenhof sich Jesus Christus und dem Leben mit ihm geöffnet hätten. Der russisch-japanische Krieg, der erste Weltkrieg und vieles andere wäre vielleicht verhütet worden. Es war eine Tragik, dass der Zar seine besten Freunde aus dem Lande wies, weil sie sich Jesus Christus angeschlossen hatten und ihn als das einzige Heil bezeugten. Viele Männer und Frauen des kaiserlichen Hofes gingen in die Verbannung um Jesu willen.

Auch unter den Studenten in Petersburg hatte das Feuer des neuen Lebens mit Jesus begonnen. Baron Nicolai wurde ein Vater dieser Studenten. Auch hier ist nicht auszudenken, wie die Geschichte Russlands und Europas hätte laufen können, wenn Jesus Christus bei den Studenten Russlands freien Eingang gehabt hätte. Statt dessen warfen sich viele voller Verzweiflung dem Atheismus und Nihilismus in die Arme, um die tragischen sozialen Verhältnisse in Russland mit Gewalt zu ändern. So kam die russische Revolution.

In Deutschland war es eine Tragik, dass die Zahl der Theologen, die sich dem Neuen öffnete, nicht allzu groß war. Die wenigen hatten keinen leichten Stand. Sie waren oft verachtet und verfemt. Es ist ein schweres Kapitel in der Geschichte unserer Kirche, zu der ich mit vollem Bewusstsein gehöre, dass sie sich um die Jahrhundertwende nicht umfassender dem neuen Leben aus Jesus Christus öffnete. Vielleicht hätte sich die, geistige Führungsschicht unseres Volkes Jesus Christus erschlossen. So blieb die Erweckung zum großen Teil auf das Kleinbürgertum, die Arbeiterschaft und das Landvolk begrenzt, obwohl sich immer wieder Männer und Frauen aus den führenden Kreisen zu Jesus bekannten und seine Zeugen wurden. Sicher hätten auch bei uns die geistigen und sozialen Probleme anders gelöst werden können, wenn weite Teile der Führungsschicht Deutschlands sich Jesus erschlossen hätten.

Zu diesen tragischen Ereignissen, die zur Katastrophe Deutschlands beitrugen, gehört auch die Entlassung Adolf Stöckers als Hofprediger. Der „Hofprediger a. D.“ wurde der „Hofprediger aller Deutschen“, wie man mit Scherz und Ernst zugleich sagte. Seine Freunde bauten ihm die Stöckerkirche, die Hauptkirche der Berliner Stadtmission, die in den Bombenangriffen des zweiten Krieges restlos vernichtet wurde. Sonntag für Sonntag versammelte sich eine große Schar unter der Stöckerkanzel, viele aus den führenden Kreisen der Berliner Gesellschaft. Paul le Seur war der Nachfolger Stöckers auf seiner Kanzel und setzte das Werk dieses großen Mannes fort. Oft hat Samuel Keller auf der selben Kanzel gestanden. Er war einer der Bahnbrecher des Evangeliums am Anfang des 20. Jahrhunderts in Deutschland, ein Bote Jesu Christi für den schlichten Mann wie für die Kreise der Gebildeten. Ströme des Segens sind von diesem Mann ausgegangen, der um des Evangelistenamtes willen auf sein Pfarramt verzichtete und eine völlig ungesicherte Existenz in Kauf nahm.

Der Bahnbrecher und Vater der Evangelisation in Deutschland aber war Elias Schrenk. Er stammte aus Württemberg und hatte sich für den Dienst der Basler Mission in Afrika zur Verfügung gestellt. Er kam an die Goldküste. Aber sein Lieblingswunsch, im missionarischen Dienst stehen zu dürfen, ging nicht in Erfüllung. Die Basler Mission brauchte dringend einen Kaufmann an der Golfküste. Diesen Dienst tat Schrenk durch Jahrzehnte, bis er mit fünfundfünfzig Jahren als schwerkranker

Mann nach Deutschland heimkehren musste. Ein ernstes Leberleiden hatte er von der Goldküste mitgebracht. Niemand hätte gedacht, dass jetzt für diesen Mann die eigentliche Aufgabe seines Lebens beginnen würde. All die Jahre an der Goldküste waren nur Vorbereitung dazu gewesen.

Er wurde der erste deutsche Evangelist. Wir wundem uns noch heute, dass er mit seiner schlichten, sehr sachlichen, nüchternen Verkündigung ein solcher Bahnbrecher für die Erweckung werden konnte. Seine Wortverkündigung, Seine Bücher und Schriften gehören zum Gediegensten, das es gibt. Elias Schrenk war oft im Elternhaus meiner Frau, da mein Schwiegervater, der Verlagsbuchhändler Ernst Röttger in Kassel, sein Verleger wurde. Die Selbstbiographie von Schrenk "Ein Leben im Kampf um Gott" sowie die drei Bände "Seelsorgerliche Briefe" sind eine Fundgrube sondergleichen. Ich habe sie schon als Student oft gelesen. Mein Freund Karl Weber, mit dem ich viele Jahre in Berlin und der Mark Brandenburg zusammenarbeitete, hat uns das Lebenswerk von E. Schrenk neu zugänglich gemacht, und ebenso Hermann Klemm.

Schrenk blieb selten unter vierzehn Tagen an einem Ort. Er wollte gründliche Arbeit tun. Das hat sich bewährt. Er sprach nicht in einem Team, einer Mannschaft, wie wir es heute gern tun. Er sprach gern allein, um das ihm anvertraute Pfund wirklich zur Geltung zu bringen. Dabei war er in keiner Weise eingebildet oder selbstbewusst, sondern sehr schlicht, demütig und bescheiden.

Dass seine Botschaft so durchschlug und Scharen von Menschen durch ihn zu Jesus fanden, muss wohl mit dem Inhalt zusammengehangen haben. Da wir keinem Menschen das innere Auge für Jesus öffnen können, sind wir ganz auf das Wirken des Heiligen Geistes angewiesen. Der Heilige Geist hat als zentrale Aufgabe, die Einzigartigkeit und Bedeutung Jesu zu erschließen. Die Botschaft von Schrenk war das Zeugnis von Jesus, der für uns starb und für uns lebt. Ich habe als junger Mann in meiner Heimatstadt Kassel eine einzige Versammlung von Schrenk miterlebt. Es ist mir unvergesslich, wie Schrenk die ganze Versammlung bat, zwei Worte nachzusprechen: "*Für uns.*" In diesen beiden Worten lag das ganze Geheimnis seiner Botschaft. Darum bekannte sich der Geist Gottes zu seinem Dienst. Darum wurden Menschen erweckt, überwunden und zu Christus gezogen. .

So treffen wir am Anfang unseres Jahrhunderts in Deutschland auf zwei geistige Welten, die miteinander ringen. Eine Geistesbewegung, die vom griechischen Denken herkommt und bei allem Idealismus und Humanismus letzten Endes Gott ausschaltet und den Menschen selbst zum Gott macht. Die andere Bewegung ist der urchristliche Aufbruch zu Jesus Christus hin, der sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verstärkte und nicht aufzuhalten war. Es war die Güte Gottes, die dem modernen Menschen immer wieder die Hand entgegenstreckte, um ihn vor der Katastrophe zu bewahren oder aus der Katastrophe zu retten. Es hat wohl nie so viele Zeugen Jesu in der Welt gegeben wie in unserm Jahrhundert. Es hat auch noch nie so viele lebendige Jünger Jesu gegeben wie im 20. Jahrhundert. Aber auch noch nie so umfassende und blutige Christenverfolgungen und noch nie ein umfassendes, hartes, bewusstes Nein zu Jesus selbst.

Beide Strömungen bahnten sich im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts den Weg. Ich selbst ahnte damals nichts davon. Ich stand außerhalb dieses ganzen Ringens. Ich wusste nichts von Jesus, und seiner Welt. Ich ahnte nicht, welchen Auseinandersetzungen wir entgegengingen. Ich war so ahnungslos wie die meisten. Für uns war es eine Zeit des Friedens, der wunderbaren kulturellen Entwicklung, des großartigen wirtschaftlichen Aufstiegs, eines sorglosen Lebens: ein goldenes Zeitalter.

2. Lebenswende

Ich konnte nicht ahnen, dass es die Weichenstellung meines Lebens bedeutete, als ein Professor meines Gymnasiums mich fragte, ob ich bereit sei, einem kleinen Sextaner Nachhilfestunden zu geben, damit er die Versetzung zur Quinta schaffe. Es war sechs Wochen vor der Versetzung. Wirklich höchste Zeit. Ich sagte mit Freuden ja, um mir Taschengeld zu verdienen. Für jede Stunde gab es eine Mark. Das war für mich ein Vermögen. Es war Februar 1909.

Im Bewusstsein, ein guter Schüler und darum selbstverständlich ein guter Hauslehrer zu sein, zog ich los, um mich dem Vater des Sextaners vorzustellen. Wir wurden schnell einig, und der Unterricht begann. Ich kam zum ersten mal mit einer Familie und mit Menschen zusammen, in deren Leben Jesus eine entscheidende Rolle spielte. Ich fühlte mich in dieser Familie wohl. Das ganze Klima des Hauses sagte mir außerordentlich zu. Dass Jesus das Geheimnis dieses Hauses und seines Klimas war, konnte ich noch nicht wissen. Gelegentlich erlebte ich eine Hausandacht, ohne recht zu verstehen, worum es ging. Aber, ich hatte auch nichts dagegen, weil die Luft des Hauses so sympathisch war. Ich war der Gemeinde Jesu begegnet, ohne es zu wissen.

Der Sextaner wurde versetzt. Sein Vater hielt es für gut, wenn ich als Hauslehrer in die Ferien mitginge, um den Unterricht fortzusetzen. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Eine solche Ferienreise an die Nordsee hätte ich mir selbst nicht leisten können. Ich zog fröhlich mit, ohne zu ahnen, dass jetzt eine zweite Weichenstellung erfolgt war.

Am 16. Juli 1909 waren wir zu einer Segelpartie unterwegs. Auf der Rückfahrt erhob sich ein Sturm. Wir konnten an der Landungsbrücke nicht anlegen und mussten ausgebootet werden. Das Boot, in dem ich mich befand, ging unter. Menschen klammerten sich an mich und zogen mich mit in die Tiefe. Dann wurde ich frei und konnte schwimmen. Friesische Fischer retteten mich auf die Landungsbrücke.

Dort saß ich mutterseelenallein, während die anderen gerettet wurden. Ich war klatschnass. Es ging eisiger Wind. Ich war eiskalt und fror.

Da hat Gott zum ersten mal in meinem Leben mit mir gesprochen. Vielleicht hat er es früher auch schon versucht, ohne dass ich ihn verstand. Hier habe ich ihn verstanden. Es war ein kurzer Satz, den

Gott eindrücklich in mein Inneres hineinschrieb. Er lautete: „Eben hat Gott mit dir geredet.“

Das war eine kurze Predigt. Wenn Gott selbst spricht, braucht es nicht viel Worte. Ich hatte bis dahin nichts gegen Gott gehabt. Aber ich hatte auch nichts für ihn gehabt. Ich wusste nichts von ihm und hatte kein Verhältnis zu ihm. Jetzt wusste ich, dass er da war und existierte. Ich wusste, dass er selbst mit mir gesprochen hatte. Ich habe damals keine Erklärung dafür gesucht. Ich habe keine Theorie aufgestellt, wie das möglich sei, dass Gott mit mir gesprochen hätte. Ich wusste es. Das genügte. Jetzt weiß ich, dass der Geist der wunderbare Faktor ist, der Gott zur Verfügung steht, um mit uns zu sprechen und mit uns in Verbindung zu treten. Es ist nicht unser Geist, sondern sein Geist.

Die Dispositionen Gottes sind immer ausgezeichnet und vergessen nichts. Er geht planmäßig seinen Weg mit uns weiter. Sein Ziel war es, mir zu enthüllen, wer Jesus ist, und mich mit ihm zusammen zu bringen, weil Jesus die große Gabe Gottes ist, in die er alles hineingelegt hat, was er uns zugedacht hat.

Ein oder zwei Tage nach jenem Untergang in den Wellen der Nordsee schenkte mir ein Kurgast ein kleines Büchlein mit einer Widmung zur Erinnerung an die Rettung. Das Büchlein war von dem Südafrikaner Murray geschrieben und trug den Titel: „Jesus selbst“. Es war das erste christliche Buch, das ich mit Bewusstsein in die Hände bekam. Das erste Buch über Jesus, das ich las. Ich nahm es mit in die Dünen, um allein zu sein und in Ruhe lesen zu können. Offenbar war es Gottes Stunde. Darum war ich für dieses Buch offen. Darum störte mich auch seine unmoderne Sprache nicht. Es sprach ganz lebendig zu mir. Es wurde die Geschichte eines Menschenlebens in vier Etappen geschildert. Das dritte Stadium war das Stadium des unbefriedigten Herzens, in dem man eine große Sehnsucht mit sich herumträgt, weil das Leben nicht erfüllt ist. Das vierte Stadium bedeutete Lebenserfüllung, Frieden mit Gott, wirkliche Beziehung zu ihm. Ich wusste sofort, dass ich mich im dritten Stadium befand und dass ich mir wünschte, in das vierte Stadium zu gelangen.

Aber noch bedeutungsvoller war, dass ich mich dem elementaren Bewusstsein nicht entziehen konnte, dass der, von dem ich las, selbst bei mir war und unmittelbar zu mir sprach. „Jesus Selbst“ war nicht nur der Titel dieses Buches. Jesus selbst war tatsächlich da und sprach

mit mir. Die Wirklichkeit war so eindrücklich, dass ich darüber nicht mit mir selbst diskutieren konnte. Es war dasselbe Geschehen, das im Sturm auf der Landungsbrücke im Blick auf Gott geschehen war.

Es war ein gewaltiger Eingriff in meine Lebensgeschichte. Ich wusste jetzt um die Wirklichkeit Jesu. Ich wusste auch, dass es sich nicht um eine ferne, transzendente Wirklichkeit handelte, sondern dass Jesus ganz unmittelbar bei mir war und bei mir bleiben würde.

Später erfuhr ich, dass Jesus als letztes Wort auf Erden gesagt hat: "Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." Die Tatsächlichkeit dieses Wortes war mir in den Dünen an der Nordsee erschlossen worden. Ich war nicht mehr allein. Jesus war bei mir als ein einzigartiger Weggenosse, der fortan mit unglaublicher Treue meinen Weg begleiten würde.

Nicht umsonst hat Gott die Bibel in einer tausendjährigen Geschichte so werden lassen, wie sie ist. Die Bibel ist das große Geschenk Gottes an die Menschheit. Wir können ihren Werdegang weithin verfolgen. Aber damit haben wir das Wesen dieses Buches nicht erfasst. Das Zeugnis von Jesus ist in ihr aufbewahrt. Sie kann uns helfen, ihn zu verstehen und mit ihm in Beziehung zu treten. Wenn ein Mensch mit offenem und hungrigem Herzen über der Bibel sitzt, ist Jesus selbst bei ihm und spricht zu ihm durch das Wort, das er liest. Er weiß uns auf Worte zu lenken, die jetzt für uns nötig sind. Er weiß sie so in unsere augenblickliche Situation zu übersetzen, wie wir sie jetzt brauchen. Das alles ahnte ich damals nicht. Aber Gott wusste es.

Ich wurde von einer Gruppe junger Männer eingeladen, die sich als Kurgäste an der Nordsee befanden. Ein junger Kaufmann hatte dieses Zusammensein verabredet. Aus Höflichkeit nahm ich daran teil, weil ich in demselben Haus wohnte. Ich war sehr erstaunt, dass jeder dieser jungen Männer eine Bibel oder ein Neues Testament bei sich führte. So war ich mit der Bibel zusammen getroffen und wusste unmittelbar, dass ich ohne sie nicht mehr existieren könne. Heute weiß ich, dass hier dieselbe geheimnisvolle Kraft des Geistes Gottes am Werk war, die mir Wirklichkeit Gottes und die Wirklichkeit Jesu erschlossen hatte.

Nach den Ferien suchte ich zu Hause nach dem Neuen Testament aus dem Konfirmandenunterricht. Es hatte den märchenhaften Preis von zehn Pfennig gekostet. Ich sehe noch die Schublade deutlich vor mir, in

der ich es wiederfand. Es war unter allen möglichen Sachen verkrämt und hatte seit dem Konfirmandenunterricht ein ruhiges Dasein gehabt. Jetzt aber wurde es mein treuer Begleiter, der mir unentbehrlich war.

Ebenso elementar wusste ich jetzt, dass ich Gemeinschaft mit Menschen brauchte, die das Geheimnis Jesu kannten. Ich entdeckte einen Bibelkreis, zu dem sechs Schüler der Oberschulen Kassels gehörten. Zu meiner Überraschung fand ich einen Kameraden aus der Prima meines Gymnasiums. Er war ebenso erstaunt und sagte: „Ich hätte nie gewagt, dich hierher einzuladen.“

Wir kamen jede Woche zusammen und lasen das Johannesevangelium. Diese Stunden wurden von Robert Güldner gehalten. Er war etwa dreißig Jahre alt und hatte seine Stellung im kaufmännischen Leben aufgegeben, um ganz für den Dienst Jesu frei zu sein. Es waren nicht wenige, die damals ihre Stellungen im Wirtschaftsleben aufgaben, um die Botschaft weiterzutragen. Am Anfang des 20. Jahrhunderts war ein echter Neuaufbruch mit der ganzen ersten Liebe zu Jesus. Diese Männer hatten weder Theologie studiert noch eine Bibelschule oder ein Predigerseminar besucht. Aber sie hatten sich in ihrem Beruf als Jünger Jesu bewährt und hatten etwas zu sagen. Ihre Verkündigung griff unmittelbar in die Praxis des Lebens ein. Die Stunden von Robert Güldner sprachen uns Gymnasiasten aufs stärkste an. So hatten wir die Bibel noch nie gelesen. Sie passte unmittelbar in unser Leben. Niemand brauchte uns an diese Abende besonders zu erinnern. Es zog uns einfach hin.

Hunderte solcher Bibelkreise, abgekürzt B.K., entstanden hin und her in Deutschland. Es war eine Bewegung, keine Vereinsmeierei, wirklicher Aufbruch. Wie eine Lawine ging es über die höheren Schulen Deutschlands. Aus der Mitte des Kasseler Bibelkreises fielen im ersten Weltkrieg nicht weniger als 120 junge Männer.

Im Sturm wollten wir die Oberschulen Kassels für Jesus erobern. Es brannte in uns. Auf primitivste Weise haben wir unsere Einladungen hergestellt, mit Hektographentinte selbst geschrieben. Man konnte keinen Staat damit machen. Aber es war uns eine Freude, unsere Kameraden einzuladen. Und sie kamen. In kurzer Zeit waren die wesentlichen Leute aus den Primen und Sekunden von allen höheren Schulen Kassels bei uns. Es fielen echte Entscheidungen für Jesus.

Beim Niederschreiben dieser Zeilen kommt mir zum Bewusstsein, dass es Gottes Güte war, die gerade vor dem ersten Weltkrieg diese Bewegung aufbrechen ließ. Tausende haben ihr Neues Testament im Tornister mit ins Feld genommen und sind als Leute Jesu in die Ewigkeit gegangen. Viele haben nach dem Krieg bezeugt, was ihnen die Gemeinschaft mit Jesus und das Lesen des Neuen Testaments in diesen schweren Jahren bedeutet hat.

Die Sommerlager waren ein Hauptbrennpunkt des Lebens dieser Bibelkreise. Wir aus Hessen trafen uns im Harz mit denen aus Thüringen und Sachsen. Es waren oft große Lager. Es ging fröhlich zu. Wir wurden nicht religiös überfüttert. Morgens eine kurze Andacht, abends eine kurze Andacht. Der Tag war frei für echtes Jungenleben im Wald und im Wasser. Wir schliefen auf Stroh, in Scheunen, Schulsälen, Gastwirtschaften, selten in besonderen Jugendheimen, weil es diese noch nicht gab. Tausende waren jeden Sommer in diesen Lagern.

Studenten machten sich für die Führung der Lager frei. Es war selbstverständlich, etwa den Schluss des Sommersemesters zu opfern, um für die Lager da zu sein, denen man selbst das Beste für sein Leben verdankte. Für die eigentliche Verkündigung standen Männer aus allen Berufen bereit: Juristen, Mediziner, Pfarrer, Studienräte, Kaufleute, Ingenieure — alle Berufe waren vertreten. Sie alle kamen aus der Erweckung und hatten selbst erst vor wenigen Jahren den Weg zu Jesus gefunden. Es war ihnen eine Notwendigkeit, die Botschaft von Jesus weiterzugeben. Sie waren die Leiter der Bibelkreise in den Heimatorten. Es gab wohl kaum eine Stadt mit einer höheren Schule, in der nicht ein B.K. entstand.

Mein erstes Lager erlebte ich als Oberprimaner. Es waren nur wenige Tage in den Pfingstferien. Pfarrer Hermann Rhode, früher in der Basler Mission in China, nahm uns mit seiner Frau rührend auf. Was brachte das Pfarrhaus für Opfer, um diese Gesellschaft von jungen Menschen zu versorgen. Dabei war gerade in dem Pfarrhaus ein Kindlein zur Welt gekommen. Wir Jungen schliefen in zwei Schulstuben auf Stroh eng gedrängt. Verwöhnt waren wir nicht. Ansprüche an Komfort waren unbekannt. Wir waren froh, dass es überhaupt so etwas gab.

Robert Güldner und ein Studienrat aus Kassel sprachen morgens und abends zu uns. Immer ein kurzes Bibelwort; dazu eine Auslegung, die wir verstehen konnten und die zu unserem Leben passte. Ich staunte,

dass soviel Brauchbares und Praktisches in der Bibel stand. Das hatte ich im Religionsunterricht überhaupt nicht gemerkt. Fröhlich zogen wir heim.

Kaum war ich zu Hause, als ich krank wurde: Diphtherie. Nicht sehr schwer, aber doch so, dass ich für drei Wochen isoliert werden musste. Das war die Disposition Gottes. Die Krankheit nahm mich nicht sehr mit. Ich war frisch und konnte lesen. In dem Lager war mir aufgegangen, wie brauchbar das Neue Testament für einen jungen Mann war. Jetzt wollte Gott mir Zeit geben, den Kontakt zum Neuen Testament vollends herzustellen. Es war niemand bei mir, der mir hätte helfen können. Aber Jesus selbst war da und dachte an den jungen Mann, der mit hungrigem Herzen im Neuen Testament von ihm las. In diesen Wochen, wurde neu und grundlegend das Band mit dem Neuen Testament geknüpft

Ich darf nicht verschweigen, dass diesem Jungmännerlager ein sehr entscheidendes Ereignis vorangegangen war. Die Begriffe „Sünde“ und „Schuld“ hatte es bei mir nicht gegeben.

Ich war nicht anders als andere auch. Was ich tat, tat jeder andere auch. Jeder schwindelte sich durchs Leben, so gut er konnte. Zumal bei uns auf dem Gymnasium. Jetzt wurde dieser Punkt und mancher andere zur Schuld. Aber ich wusste nicht, was ich damit anfangen sollte. Die Dinge, die mir klar geworden waren, drückten mich maßlos. Kein Mensch ahnte, dass ich manchen Abend mit der einen Frage wachlag: „Herr Jesus, kannst du mir vergeben?“ Aber weiter kam ich nicht. Ich wusste nicht, dass er gerade deshalb für uns gestorben ist. Ich wusste nicht, dass Jesus all meine Schuld am Kreuz gelöscht hatte.

Die Not verstärkte sich durch viele Wochen. Die Bibelabende mit Robert Güldner taten das ihre dazu. Es war geradezu unheimlich, wie sie bei mir genau ins Schwarze trafen. Man hätte denken können, Güldner hätte auf geheime Weise von mir und meinem Leben Kenntnis bekommen. Jetzt weiß ich, dass Jesus ihn in seiner Darlegung geleitet hat. Darum sprach er gerade die Sätze aus, die für mich zutreffend waren. Es war im Grunde nicht Robert Güldner, der sprach. Es war Jesus selbst.

Da ich für meine innere Bedrückung und Gewissensbelastung keinen Ausweg sah, wurde ich allmählich innerlich müde. Ich ahnte nicht, dass

man jemand um Rat fragen könnte. Über dieser ungelösten Not drohte das neue Leben zu verkümmern und einzuschlafen. Eines Tages kam mir der Gedanke, dem Leiter unseres Kreises einen Anstandsbesuch zu machen, und meldete mich bei ihm an. Er verstand das falsch. Weil viele junge Männer zu ihm kamen, um ihre inneren Fragen mit ihm zu besprechen, dachte er, ich wollte dasselbe. Daran war gar kein Gedanke. Ich wollte nur einen Höflichkeitsbesuch machen.

Göldner wird gedacht haben, der Erich Schnepel ist ein schüchterner junger Mann und wagt nicht von den Fragen zu sprechen, um derentwillen er eigentlich gekommen ist. So verwickelte er mich in ein immer tiefergehendes Gespräch. Nach vielleicht einer Stunde tat er etwas, was niemand nachmachen darf. Es war ein kühnes Wort, als Göldner zu mir sagte: *"Herr Schnepel. Sie wissen genug von Jesus; darf er Sie haben?"* Dieses Wort hatte Gott jenem Mann ins Herz gegeben. Darum traf es auch. Darum bäumte ich mich auch nicht dagegen auf. Darum empfand ich es auch nicht als taktlos.

Nur ein Bedenken hatte ich: Mir war bange vor den Konsequenzen, wenn ich zu Jesus vorbehaltlos ja sagte. Es war mir völlig klar, dass dieses Jawort eine Revolution im Leben bedeuten würde. Ich habe es noch einmal wohl bedacht. Aber ich konnte nicht anders, als in dieser Stunde zu Jesus ja zu sagen, obwohl ich die Konsequenzen nicht überschauen konnte.

Es war nur das kurze, aber inhaltschwere Wort *"Ja"*, das ich Göldner gegenüber aussprach. Darauf tat er etwas für mich Überraschendes: er kniete nieder und betete. Was er betete, weiß ich nicht mehr. Ich konnte ja noch nicht beten; aber es ist so schön, dass man bei Jesus nicht ein perfekter Beter zu sein braucht. Man kann ihm gegenüber geradeso sprechen, wie man es versteht. Ich habe in all den Jahrzehnten nicht vergessen, was jenem Abend gesagt habe: *„Herr Jesus, von heute ab bin ich dein eigen.“* Als ich aufstand, durchzog mich eine tiefe und ein tiefer Frieden. Ich wusste auf der Stelle, dass alle Lasten, die mich im Gewissen bedrückten, nun von Jesus vergeben und gelöscht waren. Ich selbst hatte an diesem Abend daran gedacht und es ihm auch nicht ausgesprochen. Er aber hatte daran gedacht und nicht vergessen, wie sehr ich danach ausschaute. Darum bestätigte er mir auf der Stelle seine Vergebung und gab mir eine große Gewissheit darüber. Eine Entscheidung fürs Leben war gefallen.

Mit großer Freude zog ich durch die dunklen Straßen Kassels heim in unsere Wohnung. Ich hatte nicht geahnt, dass es etwas so Großes und Überwältigendes gibt. Ich wusste, dass mich Gott jetzt als sein Kind aufgenommen hatte und dass ich an Jesus einen lebendigen Heiland fürs Leben besaß.

Ich habe sehr überlegt, ob ich Ereignisse und Erfahrungen aus meinem Leben niederschreiben dürfte, die einen so ausgesprochen persönlichen Charakter haben und in die tiefsten Lebensgebiete eingreifen. Ist es nicht unkeusch, derartige persönliche Dinge der Öffentlichkeit preiszugeben? Bedeutet das nicht eine geistliche Taktlosigkeit? Die Bibel besteht zumeist aus solchen „*Taktlosigkeiten*“. Gott hat in der Bibel sehr persönliche, ausgesprochen intime Begebenheiten aus dem Leben seiner Leute niederschreiben lassen, um uns damit zu helfen.

Jener Dezemberabend des Jahres 1909 war für mein Leben von umwälzender Bedeutung. Er lag im „*Advent*“. Er bedeutete in der Tat die Ankunft Jesu in meinem Leben. Ich könnte ebenso gut sagen: Längst vor Weihnachten war Weihnachten geworden. Es war zugleich Ostern und Pfingsten mitten in der Adventszeit, denn nun stand der lebendige, auferstandene Herr in meiner Lebensgeschichte und hatte mich mit dem Geist beschenkt, den er am Pfingstfest seinen ersten Jüngern gab und der seitdem für ihn die Möglichkeit darstellt, mit uns in eine echte Lebensbeziehung zu treten.

Es sind nicht Heilige, die Jesus zu sich ruft. Wir werden auch nicht perfekte Leute, wenn er uns seinen Geist gibt. Wir schleppen die schwere Erbmasse, die wir in uns tragen, weiter mit uns. Wir sind bedrohte, gefährdete Leute, mit denen wenig Staat zu machen ist, die oft versagen, die durch viel Niederlagen gehen. Aber das, was am ersten Pfingstfest geschah, vollzieht sich auch in denen, die Jesus heute in ihr Leben aufnehmen. Johannes 1,12 war an jenem Abend in dem Gespräch mit Robert Güldner für mich ausschlaggebend: „Wie viele Jesus aber aufnahmen, denen gab er Vollmacht, Gottes Kinder zu werden.“

Nicht immer muss sich dieser Lebensvorgang auf einen einzigen Tag oder eine Stunde konzentrieren, obwohl dies häufig der Fall ist, wie wir im Neuen Testament sehen. Er kann sich ebenso gut in einer Entwicklung vollziehen, die Schritt für Schritt vorwärts schreitet. Das wird zumal bei solchen der Fall sein, die von Kindheit an Jesus lieb gehabt

haben. Hans Dannenbaum hat dies ausgezeichnet formuliert: „Nicht auf das Datum, sondern auf das Faktum kommt es an.“

Das Faktum, die Tatsache aber ist unverkennbar, weil ein Mensch, in dem sich diese zweite Geburt in einer langsamen Geschichte oder in einem plötzlichen Akt begeben hat, von Jesus nicht mehr lassen kann. Jesus ist der große Magnet, der ihn zieht und festhält. Darum kann er auch von dem Wort der Bibel nicht lassen, durch das Jesus mit ihm redet. Darum ist er so eng verbunden mit all denen, die dasselbe Band mit Jesus geschenkt bekamen. Er ist kein Einzelgänger mehr, sondern lebt.

In der großen Bruderschaft der Familie Jesu, die sich durch alle Völker hindurchzieht.

Es war ein großes Geschehen, als in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg ein Strom dieses Lebens mit Jesus in dieses Lebensgeschichte von Zehntausenden einbrach. Ein missionarischer Drang trieb Ungezählte, anderen zu bezeugen, was Jesus ihnen geworden war. Es war ein Frühling im Reiche Gottes. An vielen Stellen brach sich dieses neue Leben Bahn. Oft bekämpft, oft aber nicht aufzuhalten. Christliche Kreise, die sich ihm verschlossen, gingen einen Todesweg, verfielen der Erstarrung und verkümmerten. Wo aber Menschen sich dieser Unmittelbarkeit des Lebens mit Jesus öffneten, zog ein Neues ein. Es wurde Frühling. Es war ein großes Vorrecht für mich, in diesen Neuaufbruch mit hineingenommen zu sein. Ob er mir in Landeskirchen, Freikirchen, Gemeinschaften, Jugendbünden, im CVJM oder in den Bibelkreisen der Schüler begegnete, überall war dieselbe Heimatluft des Lebens aus Jesus Christus

Die heutige Generation ahnt oft gar nicht, wie jung dieses Leben in Deutschland im Grunde ist. Natürlich hat es immer Jesus Christus gegeben. Immer wieder gab es Neuaufbrüche wie in der Reformation, im Pietismus und in den Erweckungen in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Es ist kaum fassbar, dass der erste CVJM und der erste Jugendbund in Berlin nur wenige Jahre vor dem Anfang des 20. Jahrhunderts entstanden. So jungen Datums ist dies alles.

3. Die Universität

Ostern 1911 bezog ich die Universität Tübingen. Ich hatte nie an Theologie gedacht. Nach meiner ganzen Veranlagung bin ich Historiker und wollte gern Geschichte und alte Sprachen studieren. Aber nun war Jesus in mein Leben eingetreten. Er war mir der Nächste in der Welt, der treue Weggenosse. Darum zog es mich mächtig, Theologie zu studieren, um mich einige Jahre konzentriert mit Jesus und seiner Bedeutung für uns zu beschäftigen und ihn richtig kennenzulernen. Ich ahnte nicht, dass ein theologisches Studium auch ganz anders aussehen kann und welches innere Risiko in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg mit diesem Studium verbunden war.

Das Neue Testament war mir ein unentbehrlicher Freund geworden. Das Alte Testament war noch nicht in meinem Blickfeld. Ich hatte auch noch nicht viel im Neuen Testament gelesen. Aber was ich gelesen hatte, genügte, um mir deutlich zu machen, welch eine einzigartige Bedeutung dieses Buch für unser Leben hat. Es ist mir unvergesslich, wie ich als Oberprimaner zum ersten mal wirklich im Neuen Testament las. Ich begann mit dem Johannesevangelium. Ich weiß nicht mehr, warum ich gerade dort anfang. Aber es war ein guter Anfang, denn die Gestalt Jesu tritt uns im Johannesevangelium in einer einzigartigen Weise entgegen. So haben die ersten Christen ihren Herrn im Bewusstsein gehabt. Diese elementare Bedeutung hatte er für ihr Leben, und sie haben uns ein echtes Bild von ihm gegeben, das durch unsere heutige Lebensgemeinschaft mit Jesus bestätigt wird.

Ich las mein Neues Testament ganz heimlich. Das werden wohl viele junge Menschen so machen. Wenn dies nicht aus Feigheit geschieht, so liegt hierin eine echte Keuschheit. Man möchte als junger Mensch, der im Anfang des Lebens mit Jesus steht, nicht gern andere in das Geheimnis, das man mit ihm hat, hineinsehen lassen. Nie war ich so schnell aufgestanden und hatte mich so schnell morgens fertiggemacht wie in jener Zeit. Es waren nur wenige Minuten, die ich durch das schnelle Aufstehen und Fertigmachen gewann. Aber sie genügten, um über ein Wort aus dem Neuen Testament nachzudenken und darüber mit Jesus zu sprechen. Ich habe ihn oft gebeten: „Du weißt, dass es nicht leicht ist, auf meinem Gymnasium den Weg mit dir zu gehen. Darum musst du mir ein Wort geben, das mir für den heutigen Tag

Kraft gibt." Ich verstand noch gar nichts von der Bibel und verstand sie jetzt doch so gut. Nie hätte ich die Worte so ;verstehen können, wenn nicht Jesus selbst dagewesen wäre und durch das Wort zu mir gesprochen hätte.

Ich las immer so weit, bis ich innerlich von einem Wort fest gehalten wurde. Bei diesem Wort blieb ich dann stehen. Oft habe ich es unterstrichen. Dadurch prägte es sich mir ein. Gern habe ich eine kleine Notiz dazugeschrieben. Dabei war mir meine Stenographie sehr nützlich. So konnte ich mit wenigen Zeichen viel notieren. Ich habe gern eine Bibel, deren bedruckte Seiten mit weißen Blättern durchschossen sind. Ich schreibe gern das Datum dazu. Es ist schön, nach Jahren wieder zu lesen, was man früher durch ein Wort bekam. Ich kann gar nicht dankbar genug sein, dass ich in jener Zeit in eine so eigenständige, persönliche Beziehung zur Bibel gesetzt wurde. Ich entdeckte in ihr eine einzigartige Quelle, aus der man Kraft für jede Situation des Lebens holen konnte.

In jener Zeit wurde ich gebeten, im Kindergottesdienst zu helfen. Aber es war wohl noch zu früh. Ich übernahm eine Gruppe. Doch wurde es eine Qual für die Kinder und für mich. Mit welcher Mühe habe ich mich vorbereitet. Jedes Wort musste ich auf einem Zettel notieren, um es den Kindern weiterzusagen. Es war wirklich qualvoll. Und doch hätte ich eine große Erfahrung nicht gemacht, wenn ich nicht Helfer im Kindergottesdienst geworden wäre. Eines Tages kam die Schriftstellerin Marie von Oertzen nach Kassel. Sie sollte den Mitarbeitern der Kindergottesdienste eine Hilfe für ihren Dienst bei den Kindern geben. Zu dem Zweck sprach sie an einem Abend über den Jüngling zu Nain, um uns zu zeigen, wie man diese Geschichte den Kindern nahebringen könnte. An jenem Abend wurde mir Jesus so gegenwärtig und seine Wirklichkeit so eindrucklich, dass er nun für mich ganz neu der Lebendige war. Ich war sehr glücklich darüber. Eine große Freude über Jesus erfüllte mich. Ich hatte ihn so gut gekannt und kannte ihn jetzt doch ganz anders. Solch ein Geschehen lässt sich letzten Endes verstandesmäßig nicht klarlegen, und es war doch voller Wirklichkeit. Dieser Abend mit Frau M. v.O. war ein Markstein in der Geschichte meines Lebens mit Jesus.

Als ich mich auf den nächsten Kindergottesdienst vorbereitete, war ich erstaunt, wie anders alles war. Es ging so leicht. Es war gar keine

Quälerei mehr; es war Freude. Ich glaube, dass die Kinder es auch gemerkt haben. Nach wie vor bereitete ich mich gründlich vor. Aber es war nicht mehr diese quälende Abhängigkeit von den Notizen. Ich konnte frei und fröhlich aus dem Herzen heraus zu den Kindern von Jesus sprechen. Die Wirklichkeit des lebendigen Herrn war mir neu erschlossen worden. Ich möchte annehmen, dass dieses unerwartete und unerklärliche Geschenk damit zusammenhing, dass ich mich für diesen Dienst zur Verfügung gestellt hatte. Jesus sah, dass mein Vermögen dazu nicht ausreichte. Darum legte er so freundlich zu und offenbarte sich an jenem Abend in einer neuen Weise. Nun konnte ich ihn auch den Kindern lebendig nahebringen und war doch selbst der eigentliche Beschenkte.

In den Lebensbeziehungen zwischen zwei Menschen, die sich lieb haben, ist vieles ein Geheimnis und gedanklich weder fassbar noch erklärbar. Das ist erst recht in der Lebensbeziehung zwischen Jesus und uns der Fall. Wir sollten uns von Herzen freuen, dass er so groß ist und dass in unserer Beziehung zu ihm vieles über unser Denkvermögen hinausgeht und ein Geheimnis zwischen ihm und uns bleibt, das aber voller Leben und Wirklichkeit ist.

Alles dies verstärkte in mir den Wunsch, Theologie zu Studieren kein schlechter Ausgangspunkt für ein Theologiestudium. Die mich kannten, waren erstaunt über meinen Entschluss. Die meisten konnten nicht ahnen, was in mir vorgegangen war. Mein Vater war sehr gütig und ließ mir volle Freiheit in der Wahl des Studiums, obwohl er große Opfer dafür bringen musste, die ihm nicht leicht wurden. Ich muss ihm noch heute von ganzem Herzen dankbar dafür sein, zumal auch er selbst über meinen Entschluss sehr erstaunt war. Die Welt, in die ich hineinsteuern wollte, lag ihm damals wohl noch fern, obwohl er als junger Soldat in Metz den späteren Hofprediger Adolf Stöcker gehört hatte.

An den deutschen Universitäten war in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg weithin die Theologie von Adolf Harnack, die Marburger Schule (Jülicher, Johannes Weiß u. a.) und im Alten Testament die Schule von Wellhausen, Gunkel, Gressmann u.a. führend, die sog. liberale Theologie. Jesus war für diese Männer der Idealmensch und große Lehrer der Menschheit, den sie tief verehrten. Ein persönliches Verhältnis zu Jesus als dem lebendigen Herrn war ihnen ebenso unbekannt wie das Geheimnis der Erlösung von Golgatha. In Theologie und Kirche waren

schwere Kämpfe um den Fortbestand biblischen Christentums und biblischer Verkündigung im Gange. Ich wusste von all dem nichts. Ich ahnte nicht, wie gefährlich der Weg war, den ich antrat, und dass er mich um alles bringen konnte, was mir von Gott geschenkt worden war. Gott hat mich erstaunlich durch die Jahre des Studiums hindurch gesteuert, ohne dass ich es merkte, und mir den Wunsch erfüllt, der mich in die Theologie trieb: Jesus und das Neue Testament in einer lebensvollen Weise kennen zu lernen.

Gott benutzt oft merkwürdige Dinge, um die Weichen unseres Lebens zu stellen. Da es nicht meine Absicht gewesen war, Theologie zu studieren, hatte ich auf dem Gymnasium nicht an dem hebräischen Unterricht teilgenommen, sondern an dem englischen. Ich musste nun auf der Universität das Studium der hebräischen Sprache nachholen und eine Sprachprüfung ablegen. Das gerät gewöhnlich in einem Semester. Bei mir geriet es nicht, obwohl mir das Abitur leicht gefallen und ich von der mündlichen Prüfung befreit worden war. Aber Tübingen war so schön und die geistige Luft der Universität so berauschend, dass ich nicht zu der konzentrierten Arbeit kam, die das Lernen der hebräischen Sprache erforderte.

Dazu kam, dass die Vorlesungen von Adolf Schlatter und anderen mich so fesselten, dass ich allmählich aufhörte, mein Neues Testament in der Frühe des Tages zu lesen und auf Jesus zu hören. Die theologischen Vorlesungen, die ich hörte, waren gute biblische Theologie, aber sie konnten den persönlichen Umgang mit Jesus über der Bibel nicht ersetzen. Das war eine wesentliche Erfahrung, die für mich bis heute bedeutsam ist.

Das Herzstück unseres Christseins ist und bleibt das Geheimnis, das wir mit Jesus selbst haben, das persönliche Gespräch mit ihm und das tägliche Stillewerden mit ihm über dem Wort der Bibel, damit er durch sie zu uns sprechen kann. Hier liegt der Quellort aller Theologie, alles Lebens mit Christus und alles Dienstes für ihn. Ohne dies Geheimnis, das wir mit Jesus selbst haben, kann das Leben eines Christen und Theologen formal als solches weitergehen, aber in Wirklichkeit ist es seines eigentlichen Lebensgehaltes beraubt und ein Leerlauf eingetreten, den man vielleicht selbst noch gar nicht merkt.

Das war bei mir im Laufe dieses ersten, an sich so schönen, Semesters geschehen. Ich merkte, dass mein Leben mit Jesus nicht mehr das alte war. Das Beste war abhanden gekommen. Das hatte seine unmittelbare Auswirkung auf meine Arbeit. Sie erlahmte, und es war für mich unmöglich, die hebräische Prüfung zu machen.

Ich brach das Semester vorzeitig ab und fuhr nach Benneckenstein im Harz, um bei einem Ferienlager der Bibelkreise für die höheren Schulen zu helfen. Ich wusste, dass dort das war, was ich verloren hatte. Die entscheidende Hilfe kam auf der großen Jahrestagung der christlichen Studentenbewegung, die immer am Schluss des Sommersemesters in Wernigerode am Harz stattfand. Es mögen wohl 900 Studenten gewesen sein, die sich dort trafen. Merkwürdigerweise wurde nicht der Dienst eines Theologen für mich die Hilfe, die ich brauchte, sondern der Vortrag des Regierungsbaumeisters König aus Breslau mit dem Thema: „Der Christ im gesellschaftlichen Leben.“ König stand tapfer seinen Mann in den gesellschaftlichen Kreisen, denen er angehörte, und suchte uns Studenten zu einem tapferen Bekenntnis für Jesus zu ermutigen. Das war der Hebel Gottes, um mir zu helfen, dass mein persönliches Verhältnis zu Jesus wieder blank und unmittelbar wurde.

Es war mir klar, dass ich nicht in die schöne Universitätsstadt Tübingen zurückkehren durfte, wenn ich meine hebräische Sprachprüfung erledigen wollte. Darum suchte ich mir für das nächste Semester eine Universität aus, die wenig von all dem Schönen bot, das Tübingen besaß. So kam ich nach Halle an der Saale, ohne zu ahnen, dass sich hiermit wieder eine entscheidende Weichenstellung Gottes in meinem Studium und für mein ganzes späteres Leben vollzog.

Ich habe in Halle tüchtig gearbeitet und meine hebräische Prüfung gut bestanden. Aber das Wesentliche war meine Begegnung mit dem fast vierzigjährigen Privatdozenten Karl Heim, der aus dem Schwabenland stammte. Er sollte nach dem Willen der führenden Professoren nie ordentlicher Professor werden. Zur theologischen Fakultät in Halle gehörte Martin Kähler, der mit Cremer in Greifswald und Schlatter in Tübingen zu den Altmeistern bibelgläubiger Theologie gehörte. Er war eine wunderbare Gelehrtenerscheinung, wenn er auf dem Katheder stand und dozierte. Ich habe ihn sehr geliebt und verehrt, aber ich verstand ihn damals noch nicht, wie ich auch den eigentlichen Zugang zu Schlatter im Studium noch nicht gefunden hatte. Das kam erst

später. Diesen Männern war die Denkarbeit von Karl Heim fremd und unzugänglich. Man hielt sie für einen phantastischen Fehlweg. Aber die Studenten strömten zu Heim in die Vorlesung. So kam ich auch in den Hörsaal von Karl Heim und hörte das zweite Semester, das nicht einmal die hebräische Prüfung erledigt hatte, Dogmatik 2. Teil, eine Vorlesung, die man sonst gegen Ende des Studiums hört. Ich fing sozusagen mein Studium in umgekehrter Reihenfolge an. Aber diese Vorlesungen wurden für mich entscheidend.

Karl Heim war ein universaler Denker. Doktor der Naturwissenschaften. Gut bewandert in Mathematik und Medizin. Die Grundprobleme der modernen Naturwissenschaft und Medizin waren ihm so vertraut, dass er mit Naturwissenschaftlern und Medizинern ein echtes, sachliches Gespräch führen konnte. Er wollte allen Fakultäten den Weg zu Jesus freimachen.

Sein schwerstes Ringen aber galt dem philosophischen Denkansatz aller wissenschaftlichen Arbeit. Er wollte den wissenschaftlich arbeitenden Menschen ein gutes Gewissen geben, wenn sie auf einem anderen Weg als dem Weg des Denkens zu Jesus hinfänden und in ihm das Fundament für ihr Leben entdeckten.

Nach seiner Überzeugung musste jeder ehrliche Denker zu dem Ergebnis kommen, dass alle Denkarbeit immer nur zu vorletzten, zeitbedingten, relativen Ergebnissen führen kann, aber nie zum Letzten, Zeitlosen, Absoluten. Das suchte er mit seinen denkerischen Bemühungen zu zeigen.

Dieses Urfaktum, diese Urtatsache, die nicht auf gedanklichem Wege gewonnen werden kann, die aber jeder Mensch braucht, war für Karl Heim Jesus Christus, wie ihn die ersten Christen im Neuen Testament bezeugt haben. Er war überzeugt, dass jeder Mensch, der nicht in Jesus das Urfaktum der Welt und seines Lebens findet, im Relativismus, Skeptizismus, Agnostizismus und Nihilismus landen muss.

Heim selbst hatte auf Grund seines umfassenden Wissens und seines exakten Denkens die Fähigkeit, den modernen Menschen an die Hand zu nehmen und ihn so über seine vermeintlichen letzten Denkvoraussetzungen hinauszuführen, dass der Gesprächspartner erkennen musste, wie sich für das exakte Denken alle vermeintlich absoluten Voraussetzungen zersetzen und wir unweigerlich in dem

Strudel des Skeptizismus landen, in dem alle Wahrheiten, die wir zu haben meinen, versinken.

Darum ist der klügste Denker genauso wie der, der nur eine Hilfsschule besucht hat, darauf angewiesen, Gott zu bitten, er möge ihm Jesus als das eine Urfaktum, die Urtatsache, enthüllen, die unser Leben und unsere Person tragen kann. Dieses Urfaktum haben nicht Menschen geschaffen, auch nicht menschliche Denkarbeit, sondern allein der lebendige Gott. Darum ist Jesus der eine absolute Grund, der uns mit unserer ganzen Existenz tragen kann und der zu allen Zeiten und in allen Völkern dasselbe absolute Urfaktum ist.

Karl Heim fühlte sich wie Paulus als ein Schuldner der Griechen und Nichtgriechen, der Gebildeten und der Ungebildeten. Er war ein klassischer Denker von Format und wollte seine universale Denkarbeit einsetzen, um allen Menschen aller Völker und aller Bildungsstufen die Brücke zu Jesus zu schlagen. In Karl Heim war echte, exakte, wissenschaftliche Denkarbeit mit einem warmen, persönlichen, innigen Glaubensverhältnis zu Jesus verbunden. Weil er so konsequent seine Denkarbeit zu Ende geführt hatte und die harte Grenze unseres Denkvermögens sah, konnte er wie ein Kind für Jesus im Glauben offen sein und ihm angehören. Diese Einheit von exakter Denkarbeit und kindlichem, echtem Glauben zog uns Studenten aufs stärkste an.

Was ich in den dogmatischen Vorlesungen von Karl Heim in mich aufgenommen hatte, überdauerte das Trommelfeuer der Schlachten des ersten Weltkrieges, weil Glauben und Denken eine lebensvolle Einheit waren. Im Krieg ging alles aus dem theologischen Studium unter, was nur Gedanke, nur Intellekt war. Es wurde durch die Urgewalt der Erlebnisse einfach ausgelöscht. Die Theologie von Karl Heim blieb durch alles hindurch erhalten. Sie blieb auch in den folgenden Lebensabschnitten mit ihren wechselnden, schweren Situationen in derselben Klarheit und wurde eine echte Hilfe für das ganze Leben.

In der Theologie von Karl Heim fand das gedanklich Ausprägung, was mir in den Jahren vor dem Studium als unmittelbares Verhältnis zu Jesus geschenkt worden war. So erfüllte mir Gott meinen Wunsch, mit dem ich den Weg in die Theologie angetreten hatte, Jesus durch den Gang meines Studiums besser und lebensvoller erfassen zu können. Er wurde als die zentrale Gabe Gottes und als der Brennpunkt der biblischen Botschaft enthüllt, neben dem es keinen zweiten Brenn-

punkt gibt. Es wurde deutlich, dass Jesus in seiner Person der ganze Inhalt des Evangeliums ist, der durch nichts ergänzt werden kann und neben den nichts anderes als gleichwertig treten darf. Lebens- und heilsnotwendig ist nur Jesus selbst. Alles andere, was uns Gott sonst noch gegeben hat, ist nur Hilfe auf dem Weg zu Jesus und auf dem Weg mit Jesus.

Es ist meine ganze Freude, dass es eine theologische Arbeit gibt, die wirklich Leben bedeutet und die für die Gemeinde Jesu Christi unentbehrlich ist. Sie ist von den Männern des Neuen Testaments vorbildlich geleistet worden, zumal von dem Theologen Paulus. Wenn Jesus als das eine absolute Urfaktum enthüllt ist, bekommen wir eine große Weite des Denkens. Wir müssen uns nicht überall ängstlich absichern und abschirmen, weil wir so radikal in dem Urfaktum verankert sind, dessen Absolutheit uns durch alles hindurch trägt und in unserer ganzen Entwicklung steuert. Es ist kein "theoretisches Urfaktum, sondern Jesus, der lebendige Herr, der größer ist als alles, was uns auf unserem Lebensweg zu begegnen vermag und der uns als ein Meister des Lebens in unserer ganzen Entwicklung zu leiten vermag. Theologische Denkarbeit von dieser Basis aus ist helle Freude und tiefe Erfüllung.

Zu der Begegnung mit der Heimschen Theologie, die die Einheit von Denken und Glauben brachte, kam das Zusammentreffen mit der christlichen Studentenbewegung als zweitem entscheidenden Faktor der Studienzeit hinzu. Auf den deutschen Universitäten hatte diese Bewegung um 1890 eingesetzt. Auf der christlichen Studentenkonzferenz in Frankfurt im Jahre 1892 war Karl Heim von dem Wort des alten Elias Schrenk getroffen und für Jesus Christus gewonnen worden. Im Jahre 1895 fand eine ebensolche Konferenz in dem Städtchen Großalmerode bei Kassel statt, das kurz zuvor eine Erweckung erlebt hatte, die die ganze Stadt veränderte. Der junge Pfarrer Holzzapfel war das Werkzeug dazu gewesen. Aus der Freude über das neue Leben und aus der ersten Liebe zu Jesus heraus wurde in Großalmerode von den Gliedern der Gemeinde ein Vereinshaus gebaut, wie man es damals nannte. Hier war der Tagungsort der Studentenkonzferenz. Die Studenten waren in vielen Familien einquartiert.

An der Konferenz nahm auch Dr. John Mott aus Amerika teil, der Begründer der christlichen Studenten-Weltbewegung und Führer der Weltmission. Als ich ihm nach dem zweiten Weltkrieg als Gemeindepfarrer

von Großalmerode vorgestellt wurde, strahlte sein ganzes Gesicht vor Freude. Ich konnte mir das nicht erklären, bis er mir erzählte: In Großalmerode hat sich die deutsche christliche Studentenbewegung im Jahre 1895 dem christlichen Studentenweltbund angeschlossen. Das war für Dr. Mott ein wesentlicher Schritt gewesen, den er nicht vergessen konnte. Die Freude über diesen Neuaufbruch an den deutschen Universitäten war noch nach fünfzig Jahren in ihm lebendig.

Als ich 1911 die Universität bezog, gab es auf allen deutschen Universitäten und technischen Hochschulen Gruppen der christlichen Studentenbewegung. Es war wirklich eine Bewegung, wenn sie sich auch DCSV (Deutsche Christliche Studenten-Vereinigung) nannte. Außer einem hauptamtlichen Reisesekretär waren in der Regel die Studenten selbst die Träger alles Dienstes. Die DCSV hatte ausgesprochen urchristlichen Charakter. In wenigen Jahren pflanzte sich das neue Feuer auf allen Universitäten fort. Ich stieß im Sommer 1911 in Tübingen dazu. Es waren damals vielleicht 75 Studenten, die in Tübingen zu ihr gehörten; nach zwei Jahren waren es über 200. In jedem Kreis der DCSV war der Bibelabend der Brennpunkt. Im Laufe der Woche traf man sich auf den Studentenbuden zu Hausbibelkreisen. Die Liebe zu Jesus Christus war der Motor in dem Leben der DCSV. Ihr Motto lautete: „Deutschlands studierende Jugend für Jesus“

Es war eine missionarische Truppe. Man versuchte, den anderen Kommilitonen die Brücke zu Jesus zu schlagen. Studenten aller Fakultäten gehörten dazu. Auf der jährlichen Hauptkonferenz im Sommer trafen sich große Scharen von Studenten. Diese Konferenzen waren ein Erlebnis. Von Adolf Schlatter, Karl Heim, Bezzel und vielen anderen wurden gründliche Referate über Fragen des Glaubenslebens geboten. Durch alle gedankliche Darbietung zog sich eindeutig das Zeugnis von Jesus. Er war der unbestrittene Mittelpunkt der Botschaft und des gemeinsamen Lebens.

Der Ausbruch des ersten Weltkriegs am 1. August 1914 traf uns hart. Die meisten mussten einrücken und als Soldaten an die Front. Sie wurden zugleich Zeugen Jesu in ihren Truppenteilen. Unzählige fielen. Wenige kamen zurück. Aber die aus den Materialschlachten und ihrer Todessituation zurückkamen, wurden in dem zusammengebrochenen Deutschland, das von einer Katastrophe zur andern ging, Träger einer neuen Erweckung.

Sie hätten weder an der Front noch in der Katastrophe daheim diese Zeugen Jesu sein können, wenn sie nicht in den Jahren vor dem Krieg in der DCSV das Leben mit und für Jesus ; kennengelernt hätten. Die DCSV hat in jenen Jahren gar nicht gewusst, in welchem Ausmaß sie eine Hochschule neutestamentlichen Glaubenslebens und ein Seminar für den Dienst für Jesus Christus war. Es ist uns erst nach Jahren aufgegangen, was wir dieser Zeit in der DCSV verdankten und welches ein Gottesgeschenk die DCSV für uns in Deutschland war. Davon wird später noch zu sagen sein, wenn ich von der Zeit nach dem ersten Weltkrieg berichte.

Am Schluss des zweiten Semesters erreichte mich ein besonderer Ruf Jesu zum Dienst. Wir saßen in der Vorlesung von Professor Lütgert. Er behandelte das Lukas-Evangelium und sprach über Lukas 14,34: „Wo aber das Salz dumm wird, womit soll man es würzen? Es ist weder auf das Land noch in den Mist nütze, sondern man wird es wegwerfen. Wer Ohren hat zu hören, der höre.“ Dieses Wort und die Auslegung von Prof. Lütgert ging mir durch und durch. Ich wusste: Das gilt mir. Es wurde im Hörsaal in Halle a.S. zu einem Wort Gottes an mich.

Nach der Vorlesung eilte ich zu Arthur Stupp, einem befähigten Studenten, Schüler von Schlatter und Heim, der in unserer DCSV führend war, und fragte ihn: „Arthur, hast du Arbeit für mich?“ Man übertrug mir für das nächste Semester die Sorge um die Studenten, die im ersten und zweiten Semester standen, nach studentischem Brauch „Füchse“ genannt. So wurde ich ihr Fuchsmajor. Das bedeutete in der DCSV nicht nur, dass man menschlich den jungen Füchsen alles so nett wie möglich gestalten und ihnen ein guter Kamerad sein wollte, sondern dass hinter allem der brennende Wunsch stand, den jungen Kommilitonen den Weg zu Jesus frei zu machen.

Ich war ein junger Dachs ohne jede Erfahrung und dachte, den Studenten muss man ein Student sein. Dazu gehörte nach damaliger Sitte die lange Pfeife. Wenn dreißig Füchse um den Tisch saßen, war das Zimmer bald von einer dicken blauen Wolke erfüllt. Batterien von Flaschen standen auf dem Tisch. Aber sie waren „ungefährlich“, da ich kein Freund des Alkohols war. Wir haben von ganzem Herzen unsere Studentenlieder gesungen und waren sehr fröhlich an unseren Abenden und auf den Wanderungen am Sonntag. Und doch war alles getragen von einer echten Liebe zu Jesus und dem tiefen Verlangen,

die Kommilitonen für ihn zu gewinnen. Ich weiß nicht, was jenes Semester den jungen Studenten, die mir anvertraut waren, gebracht hat. Aber ich weiß, dass es für mich selbst ganz entscheidend gewesen ist, bewusst in den Dienst Jesu zu treten.

Im Wintersemester 1912/13 wollte ich wieder nach Tübingen. Dort hatte man von dem Fuchsmajor der Hallenser DCSV gehört und übertrug mir dasselbe Amt in Tübingen. Ich nahm es mit Freuden an. Ich habe in jenem Semester nicht viel studiert. Ich konnte mit Mühe und Not vormittags einige Vorlesungen hören. Der ganze übrige Tag gehörte bis nach Mitternacht dem Dienst Jesu unter den Kommilitonen.

Siebzig Füchse gehörten in jenem Semester zur Tübinger DCSV. Das war für einen jungen Kerl wie mich eine ungeheure Aufgabe, einer solchen Schar Seelsorger zu sein. Ich wusste, dass ich sie nicht allein lösen konnte. Deshalb gliederte ich die Fuchsenschar in zehn oder mehr kleine Kreise auf, die sich auf den Studentenbuden um die Bibel und zu freiem Gespräch trafen. Von den älteren Semestern ließ ich mir das Recht geben, sie zu diesen kleinen Kreisen einzuladen und auf sie zu verteilen.

Scheinbar war dieses Semester für das Studium verloren, weil ich keine Zeit zur theologischen Arbeit hatte. Wahrscheinlich war es das fruchtbarste Semester, in dem ich Erkenntnisse gewann, die ich sonst wohl nie gewonnen hätte. Theologie ist nach ihrem ganzen Wesen niemals nur gedankliche Arbeit, sondern steht immer in lebendiger Beziehung zu dem persönlichen Leben mit Jesus und dem Dienst für ihn. Es ist ein folgenschwerer Irrtum, wenn man glaubt, als Theologe während seiner Universitätszeit allen praktischen Dienst für Jesus Christus meiden zu müssen, um ganz für das Studium da zu sein.

Ich kann mich nicht für vier Jahre von dem Kriegsdienst für Christus dispensieren lassen; sonst gilt jenes Wort aus Lukas 14, 34 und 35, das mich im Kolleg von Professor Lütgert traf. Es ist unmöglich, vier Jahre passiv zu sein und dann plötzlich nach dem ersten Examen Menschenfischer für Jesus Christus zu werden. Der Zeugendienst für Jesus und die Mitarbeit beim Bau seiner Gemeinde gehört zum Lebenselement unserer Gemeinschaft mit ihm. Wer sich vom Dienst für Jesus beurlaubt, erlebt ein Sterben seines Lebens mit Christus.

Die DCSV war eine echte Kriegsschule der Gemeinde Jesu Christi. Ich

kann nur sehr dankbar sein, dass ich diese Schule durchlaufen durfte. Sie war für mein ganzes Leben grundlegend. In ihr lernte ich auch die verborgene Kraftquelle der Gemeinde Jesu kennen. Ich erlebte echte Bruderschaft. Keiner von uns stand allein. Wir gehörten zusammen. Das Band, das uns zusammenschloss, war Jesus selbst. Wir hatten kaum eine Organisation. Nur das Allernötigste. Das Band, das Jesus bildete, war echter und stärker als jede Organisation.

Einen tiefen Eindruck machte es auf mich jungen Studenten, dass sich an jedem Sonntagmorgen vor dem Gottesdienst in dem Haus der DCSV auf dem Österberg in Tübingen eine Schar Studenten zum gemeinsamen Gebet traf. Hier ist mir das Wesen echter Gemeinde Jesu aufgegangen. Diese Einheit unter ihm und dies Zusammenstehen als Bruderschaft habe ich nie wieder vergessen. Es begleitete mich im Krieg und in den Jahren im Berliner Osten und bis heute. Wenn Gott uns das Geheimnis Jesu enthüllt hat, führt er uns auch in das Geheimnis der Gemeinde Jesu ein. Sie ist nächst Jesus selbst das größte Gottesgeschenk, das es gibt. Die DCSV wurde das Werkzeug Gottes, um mich das Geheimnis seiner Gemeinde entdecken zu lassen.

Damit war mir Entscheidendes in der Studentenzeit zuteil geworden. Es war ein unverdientes Geschenk Gottes. Ich ahnte nicht, was ich tat, als ich in das theologische Studium hineinging. Aber Gott hat mir meine tiefsten Erwartungen erfüllt. Ohne dass ich es merkte, hat er an vielen Abgründen vorbeigesteuert und zum Eigentlichen und Wesentlichen hingeleitet.

4. Der erste Weltkrieg

Am 1. August 1914 brach der erste Weltkrieg aus. Die Universitäten wurden über Nacht leer. Die Studenten rückten als Soldaten ein und mussten an die Front. Wenige Menschen in Europa und in der Welt werden gewusst haben, welche eine Katastrophe der Menschheit begonnen hatte. Wir kannten das Wort Krieg nur aus den Geschichtsbüchern und wussten nicht, was es in Wirklichkeit bedeutet. In den Geschichtsbüchern war das Wort "Krieg" rosarot übermalt und dichterisch verklärt. Ob die führenden Männer Europas, die den ersten Weltkrieg heraufführten, wussten, was sie taten? Wahrscheinlich waren auch sie weithingehend mit Blindheit geschlagen. Ob sie ahnten, dass sich aus dem Krieg alten Stils sehr schnell eine technische Massenmaschine zur Vernichtung der Menschheit und ihrer Kultur entwickeln würde?

Der 1. August 1914 bedeutete den Todesstoß für alle idealistisch-optimistische Weltauffassung, die das Gute vom Menschen erwartete und einen ständigen Aufstieg zu echter Kultur erhoffte. Stattdessen kam der Sturz in den Abgrund. Schon nach wenigen Monaten wurde unheimlich sichtbar, was Kriegspropaganda vermag und welche Flut von Lüge, Hass und Gemeinheit durch sie entfesselt wurde. Selbst Christen wurden in allen Völkern durch sie blind. Es wurde unheimlich deutlich, wozu der Mensch fähig ist. Es wurde auch offenbar, dass die moderne Kultur diesen Namen gar nicht verdiente, sondern nur technische Zivilisation mit einem dünnen ethischen oder idealistischen Firnis war. Das wahre Wesen des Menschen wurde sichtbar.

Damit bedeutete der erste Weltkrieg nicht nur das Ende der idealistisch-optimistischen Weltauffassung, sondern auch das Ende der Kulturtheologie, die sich in Europa und Amerika entwickelt hatte und ähnlich wie der Idealismus die wirkliche Lage des Menschen nicht durchschaute, sondern eine ständige Höherentwicklung erwartete. Der biblische Gehalt der Worte "Sünde" und „Erlösung“ war verschwunden. Die Tat Jesu am Kreuz von Golgatha hatte ihre Bedeutung verloren. Sie war angesichts der Güte des Menschen nicht mehr notwendig. Jesus wurde in die Reihe der Idealisten und großen Lehrer der Menschheit eingereiht. Aber er war nicht mehr der, der durch seine Tat am Kreuz die Aufhebung tiefer Schuld bewirkte und allein hierdurch den Zugang zu Gott möglich machte. Alle Menschen wurden als Kinder Gottes

angesehen. Man brauchte nur das angeborene Gute im Menschen zu entwickeln, um eine immer höhere Stufe zu erreichen. Wer so "strebend sich bemühte", stand unter dem Wohlgefallen Gottes. Das radikal Böse im Menschen, die radikale Erlösungsbedürftigkeit, das radikale Schuldverhängnis wurde übersehen. Der 1. August 1914 und was auf ihn folgte zerstörte die Voraussetzungen dieser optimistischen Kulturtheologie und machte ihr ein Ende.

Es wurde bald deutlich, dass für die Todessituation an der Front die liberale Theologie, die an den deutschen Universitäten so starken Einfluss hatte, nicht ausreichte.

Das Neue Testament war mein unentbehrlicher Begleiter. Es wurde mir aufs neue bestätigt, dass über diesem Buch ein Geheimnis Gottes liegt und dass sich mit ihm Kräfte aus der Welt Gottes verbinden wie mit keinem andern Buch. Die theologischen Vorlesungen an der Universität erhielten eine echte Fortsetzung. Es war kein Professor da, der uns die Schrift auslegen konnte. Aber Jesus selbst vergaß keinen, der sich nach ihm sehnte und über seinem Wort auf ihn hörte.

Die Kriegsjahre wurden zu einem zweiten theologischen Studium ganz anderer Art. Alles, was wir von Jesus Christus im ersten Studium gesehen hatten, wurde uns durch dieses zweite Studium als Realität erhärtet. Obwohl der Krieg aus ganz andern, unheimlichen Quellen seinen Ursprung hatte, wurde er für uns zu einem Seminar Gottes. Meine Kirchenleitung erlaubte mir nach zwei Jahren, das zweite theologische Examen abzulegen, weil sie dieses ungewöhnliche Seminar Gottes als einen vollgültigen Ersatz für Vikariat und Predigerseminar üblichen Stils ansah.

In diesem Seminar mit seinen wechselnden Situationen an der Front und hinter der Front, das Gott selbst uns hielt, wurden viele junge Theologen für den großen Dienst vorbereitet, den sie nach dem Krieg inmitten der Katastrophe unseres Volkes tun sollten. Aus ihm gingen wirkliche Zeugen hervor, die aus eigener Anschauung und Erfahrung bezeugen konnten, dass Jesus selbst die Wahrheit und das Leben ist. Durch sie haben nicht wenige den Weg zu Jesus Christus gefunden.

Der Einsatz in den ersten Kriegsmonaten brachte Märsche, die schier über unsere Kraft gingen. Wir fielen nach einem solchen Marsch oft einfach um und schliefen an der Stelle, an der wir gerade angelangt

waren. Die Übermüdung löschte alles geistige Leben aus. Manchmal waren die Strapazen so groß, dass selbst die Erinnerung an die Heimat verblasste. Wir waren oft nur noch wie menschliche Maschinen, die sich gewohnheitsmäßig bewegen. Das Denken hatte aufgehört.

In dieser Situation machte ich eine überraschende Entdeckung. Während meine ganze geistige Welt versunken war, blieb die Erinnerung an Jesus so frisch und klar wie je zuvor. Und es war nicht nur eine Erinnerung an ihn. Er war unmittelbare Gegenwart. Er war näher als die Kameraden, die rechts und links von mir marschierten. Er war wirklich da und bestätigte sein letztes Wort auf Erden: "Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Weit Ende. Zeitlich und räumlich bewies dieses Wort seine Wirklichkeit. Darum versank Jesus nicht mit der übrigen geistigen Welt der Universität, weil er nicht nur einen Gedanken und eine Erinnerung darstellte, sondern selbst als der Lebendige bei uns war.

Jesus war zugleich größer als all die Fronten, die Menschen aufgerissen hatten. Er war dem Bruder in der russischen Uniform genauso nahe wie seinem Jünger in der französischen oder englischen Uniform. Menschen aus den verschiedensten Rassen und Völkern, die nach menschlichem Gesetz jetzt Kriegsgegner waren, erkannten sich nach dem göttlichen Gesetz der Gemeinde Jesu als Brüder. Sie alle erlebten denselben Herrn. Sie alle machten dieselben Erfahrungen von Jesus und seiner Treue. Zu ihnen allen sprach er durch sein Wort. Es wurde in vielen Sprachen im Krieg gelesen und erwies überall seine Mächtigkeit als Wort Gottes. So schwer diese Jahre waren, soviel bittere Opfer sie erforderten, so wurden sie für alle, die Jesus kannten, eine große, bedeutungsvolle Zeit.

Der Krieg war oft eine wirkliche Hölle. Ich erinnere mich an einen Frontabschnitt, der aus einem großen Waldgebiet mit mächtigen Baumstämmen bestand. Als wir nach drei Wochen abgelöst wurden, war von dem Wald nichts mehr zu sehen. Das ganze Gebiet war von dem Trommelfeuer eingeebnet und umgewühlt. Da blühte kein Baum und kein Strauch mehr, obwohl Frühling war. Die Erdoberfläche war nur noch eine umgewühlte Masse, Granattrichter neben Granattrichter. Und mitten darin einige Menschen in der Todessituation. Aber mitten darin war auch Jesus und ließ seine Leute merken, dass er sie nicht vergessen hatte, sondern bei ihnen war. In immer neuer Weise machte er dies seinen Leuten eindrücklich.

Etwas vom Schaurigsten war die Schlacht bei Verdun. Sie währte zehn Monate, vom Februar bis Dezember 1916. 350 000 französische Soldaten sind dort gestorben und 350 000 deutsche Soldaten. Ein unheimliches Sterben. Und ein unheimliches Leben in diesen Trichterfeldern von Verdun.

Und doch war Jesus mitten darin. Wie sollte er seine Leute in solch einer Hölle allein lassen können? Jetzt hatten sie ihn gerade nötig. Jetzt musste er zu jedem einzelnen hin. Wir hockten zu zehn Kameraden in einem kleinen Unterstand. Eine Batterie hatte sich auf uns eingeschossen. Wir lagen sehr tief und waren gut einzusehen. Die Granaten schlugen rechts und links, vor uns und hinter uns ein. Ein Schlag, und der Eingang war zusammengeschossen. Die Erde brach herein. Das Licht löschte aus. Zwei Kameraden hielten die hereinbrechende Erde mit ihrem Rücken auf. Wir warteten auf unseren Tod. Wir wußten, dass uns der nächste Augenblick in die Ewigkeit rufen konnte.

Es war sehr still in unserer kleinen Schar. Wir hatten zwei fröhliche Gesellen unter uns, die uns oft mit ihrem Humor und Witz in trüben Situationen geholfen hatten. Jetzt waren auch sie ganz still. Sie wußten, am Tor der Ewigkeit reicht kein fröhlicher Scherz und kein noch so köstlicher Humor aus. Da braucht es etwas anderes.

Es ist nur fürs ganze Leben eindrücklich geblieben, wie mir Jesus in dieser Stunde deutlich zeigte, dass er bei mir war. In seiner geheimen Weise rief er mir plötzlich einen Liedervers in den Sinn: *„Sicher in Jesu Armen, sicher an seiner Brust, ruhend in seiner Liebe, da fühl ich! Himmelslust.“* Dieser Satz stand in hartem Gegensatz zu der Wirklichkeit, in der wir uns befanden. Und er war doch Wahrheit. Die Geborgenheit in Jesus und seiner Gegenwart war so tief und groß, dass mich ein erstaunlicher Friede umschloss.

Und noch einen zweiten Vers rief er mir ins Gedächtnis: *„Ich wollt', du könntest glauben, du würdest Wunder sehn, es würde dir dein Jesus allzeit zur Seite stehn.“* Ich zog daraus nicht den Schluss, dass ich aus dieser schweren Situation errettet würde, weil ich Jesus kannte. So denkt heidnische Religion. Ich wusste aber das andere: Der Beobachter jener Batterie, die sich auf uns eingeschossen hat, kann seine Geschütze so sorgfältig wie möglich einrichten, ich bin dennoch nicht in seiner Hand, sondern allein in der Hand Jesu, meines Herrn.

Als wir abgelöst waren und das Sperrfeuer hinter uns hatten, marschierten wir durch einen Frühlingswald in unser Ruhequartier. Es war eine tiefe Freude in meinem Herzen. Ich sumnte die beiden Liederverse immer wieder vor mich hin. Ich war beschämt und beglückt über die Treue meines Herrn, der auch in schwerster Situation seine Leute nicht vergisst, auch nicht mitten in der Hölle eines modernen Krieges. Ich hatte gute Kameraden. Sie waren sehr nett zu mir. Sie räumten mir auch das Recht ein, Christ zu sein, obwohl ihnen zumeist das Geheimnis der Person Jesu verborgen war. Sie verspotteten mich nicht, wenn ich mein Neues Testament las. Ich selbst war sehr beeindruckt, dass ich es so gut hatte. Da hockten zwanzig Kameraden in der Stube um mich herum. Jeder trieb etwas anderes. Und einer erfuhr, dass Jesus Christus mitten unter uns war. Das war ein unverdientes Vorrecht. Meine beiden Daumen in den Ohren, konnte ich ungestört mein Neues Testament lesen. War die Unruhe gar zu groß, dann flüchtete ich in den Pferdestall, setzte mich in die Futterkrippe, hatte einen Pferdekopf rechts, einen Pferdekopf links und hielt über meinem Testament stille Zwiesprache mit meinem Herrn.

Wir erfuhren es immer wieder neu und eindrücklich, dass die Gemeinschaft mit unserem Herrn von keinem besonderen Ort abhängig ist. Ein Tempel Gottes ist dort, wo Jesus gegenwärtig ist. Alles, was Menschen so nennen, sind zunächst nur Steinhäufen. Erst die Gegenwart Jesu macht einen solchen Haufen Steine zu einem Tempel Gottes. Er ist dort, wo Menschen sich nach ihm sehnen und ihm offen stehen. Das erlebten wir in den unglaublichsten Situationen des Krieges. Die Lehre von dem, was Kirche und Gemeinde ist, wurde hierdurch nachhaltig beeinflusst.

Es ist unbegreiflich, dass man trotz diesem eindrücklichen Erleben in seinem Umgang mit Jesus und der Bibel erlahmen konnte. Es war am Abend vor einem Sturmangriff. Unsere Truppe lag noch im Ruhequartier. Sie wurde erst früh morgens vorgezogen. Die meisten schliefen. Ich selbst saß mit einem Kameraden zusammen am Tisch. Ich wusste, es würde schwere Stunden geben. Ich las Römer 8. Das vergisst man nicht. Mein Kamerad schrieb noch nach Hause. Es war sein letzter Brief. Am andern Tag war er der erste, der durch Kopfschuss fiel.

Es folgten bewegte, spannungsreiche Wochen des Bewegungskriegs. Jeden Tag neue Situationen, jeden Tag neue Überraschungen. Immer

wieder kritische Augenblicke. Oft ging es hart am Tode vorbei. Und die Bibel blieb in diesen bewegten Wochen in meinem Tornister unangerührt. Unfassbar!

Wir wurden aus der Front herausgezogen und kamen zur Ruhe. Im ersten Biwak zog ich meine Bibel heraus, um nach Wochen wieder einmal darin zu lesen, und sie war stumm. Sie sprach nicht mehr. Ich las nur Worte, aber es wurde mir nichts gesagt. Es war, als ob sich mein Herr von mir zurückgezogen hätte. Ich erschrak aufs tiefste. Ich wusste, was ich mir verscherzt hatte. Ich wusste, dass es nicht in meiner Macht stand, Jesus zu nötigen, in der alten Weise wieder mit mir durch sein Wort zu sprechen. Es konnte alles aus sein.

Wegen einer drohenden Lungenentzündung kam ich ins Lazarett. Dort fand ich ein Büchlein von Forstmeister von Rothkirch, dem Begründer des CVJM in Berlin, der für unzählige junge Menschen der Führer zu Christus war. Er schrieb, dass es unfassbar sei, wenn ein Bräutigam den Brief seiner Braut wochenlang liegenlasse, ohne ihn zu lesen. Genauso sei es zwischen Jesus und uns. Sein Brief an uns sei das Neue Testament. Es sei ebenso unfassbar, wenn ein Jünger Jesu den Brief seines Herrn durch Tage oder gar Wochen ungelesen liegenlasse. Da stimme etwas nicht. Da sei die alte Liebe zu Jesus erloschen.

Ich verstand und schämte mich. Wie konnte ich nur meinen Herrn und sein Wort so vergessen, wo er mir durch Jahre hindurch seine Treue bewiesen hatte. Ich bat ihn um Vergebung. Dasselbe Wort, das mich beschämte, wurde zugleich zu seinem Hebel, mir neu das rechte Verhältnis zu ihm zurückzugeben. Ich konnte ihm nur sehr dankbar sein. Er hätte ein volles Recht gehabt, mich aus seiner Gemeinschaft zu entlassen. Aber Jesus geht dem nach, den er verloren hat. Er erwartet von uns, dass wir dem Bruder vergeben: siebenzig mal siebenmal, das heißt unendlich. So ist er selbst. Das weckt neu die erste Liebe zu ihm. Mit dieser Treue begleitet er uns durchs Leben und lässt uns nicht los. Eine große Hilfe war es für mich, wenn ich Kameraden traf, die persönliche Verbindung mit Jesus hatten. Sie waren sehr selten. Natürlich waren alle „Christen“. Kaum einer war aus der Kirche ausgetreten. Es gehörte zum guten Ton, Christ zu sein. Man war kein Atheist oder Freidenker. Aber wir können uns heute gar nicht mehr vorstellen, wie selten damals Menschen waren, die eine tatsächliche Beziehung zu Jesus hatten.

Ich war vor wenigen Jahren in derselben Lage gewesen. Darum hielt ich es für die Normalsituation, dass ein Mensch Jesus höchstens dem Namen nach kennt. Die Gemeinschaft mit Jesus ist uns nicht angeboren. Es ist jedes mal ein Wunder, wenn die Tat Gottes in einem Menschen geschieht, die ihm das Geheimnis Jesu enthüllt. Es war mir jeder Kamerad gleich lieb und wert. Wir waren halt Kameraden, und das in einer besonderen Situation, in der Situation des Todes. Das bindet zusammen. Ich hatte viele sehr gern. Wir haben uns gut verstanden. Wir konnten uns aufeinander verlassen.

Aber wer in dem Geheimnis Jesu lebt, ist doch sehr froh, wenn er einen Menschen trifft, für den dasselbe Geheimnis Jesu das Lebenselement ist. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich in irgendeinem Feldtruppenteil einmal einen Kameraden gehabt habe, der mit mir eins in Jesus war. Das war ein starkes Entbehren. Aber es war Gottes Disposition. Ich sollte durch Jahre hindurch allein stehen, um zu erfahren, dass Jesus genügt. Bruderschaft unter Christus ist ein großes Geschenk Gottes. Aber wir leben nicht von der Bruderschaft, obwohl sie uns viel bedeutet. Wir leben von Jesus selbst. Gott will uns mit unseren Brüdern und Schwestern zu einem Volk Gottes zusammenschließen. Darum gibt er uns vieles nicht direkt, sondern nur durch unsere Brüder und Schwestern. Aber wenn er uns diese Bruderschaft versagt und uns ganz allein hinstellt, dann lässt er uns erfahren, dass Jesus genügt.

In dem Seminar Gottes, das wir durchliefen; unterrichtete Gott auch Dogmatik. Es ging um die paulinische Botschaft, dass in Jesus Christus das Ganze von Gott gegeben ist und dass er die totale Gabe Gottes darstellt. Vieles, was im landläufigen Christentum sehr groß geschrieben wird, wurde uns in diesem Seminar Gottes abgewertet und an den rechten Platz gerückt. Es war eine überaus frohmachende Entdeckung, dass Jesus wirklich in allen Situationen sowohl Gott wie Menschen gegenüber ausreicht und unsere ganze Rettung ist.

Diese Tatsache hat meine Theologie und mein Leben aufs nachhaltigste beeinflusst. Ich hätte mich sonst in den schweren Kämpfen im Berliner Osten in den kommenden Jahren schwerlich zurechtgefunden. Ich hätte im Grunde gar keine Botschaft gehabt. Aber die Botschaft von "Jesus allein" sollte das rechte Wort in den kommenden Jahren sein, in einer Welt, in der das Christentum, die Kirche und die Pfarrer nichts mehr galten. In dieser Welt, in der alles im Umbruch war und alle

herkömmlichen Werte entwertet schienen, gewann der Name „Jesus“ Macht und wurde zu einem Magnet für viele.

Gott hatte in seinem Seminar gut vorgearbeitet und alles auf diesen einen Punkt konzentriert. Die dieses Seminar durchlaufen hatten, hatten erfahren, dass Jesus die Gabe Gottes ist, die alles umfasst.

Es war eine große Freude, wenn wir Kameraden trafen, die Jesus kannten. Männer, die man nie im Leben gesehen hatte, waren einem aufs tiefste verbunden. So kann nur Jesus selbst verbinden. Er in seiner Person ist das Band. Unvergesslich bleibt es mir, wie auf einem Truppenübungsplatz nach acht Tagen klar wurde, dass in der Kompanie noch einer war, der Jesus kannte. Nun waren wir zwei. Jeden Abend zogen wir los, um unsere Brüder zu suchen. Wir gingen von Baracke zu Baracke und verteilten unsere Flugblätter. Abends nach Dienstschluss trafen wir uns mit ihnen vor dem Lager an einer kleinen Brücke, um einander zu stärken. Es war unter freiem Himmel. Wir kannten einander nicht, aber wir erfuhren unsere Einheit unter Jesus Christus. Das war Gemeinde. Es war Gemeinde Jesu. Es wurde Herbst. Die Dunkelheit brach früher herein. Wir sahen uns nicht mehr, aber wir waren doch beieinander und froh über diese Gemeinschaft, die wir durch den gemeinsamen Herrn besaßen. Und dann mussten wir wieder auseinander, jeder an einen anderen Abschnitt der Front. Für manchen mag es die letzte Zurüstung auf dem Weg zur Ewigkeit gewesen sein.

Ebenso unvergesslich ist es, wie ich an der Front am Schluss eines Gefechtstags entdeckte, dass wir Anschluss an ein Regiment aus meiner Heimatstadt Kassel gewonnen hatten. Bei diesem Regiment befand sich mein alter Freund Wilhelm Weber, mit dem ich fast mein ganzes Studium geteilt hatte. Er war später Propst des Sprengels Marburg in unserer kurhessischen Kirche. Er ist schon daheim bei seinem Herrn.

Es war Gefechtsruhe eingetreten. Der Gegner hatte sich weit zurückgezogen. Ich konnte an der Linie entlanggehen und meinen Freund Wilhelm Weber suchen. Was war das eine Freude, als wir uns sahen! Es war nur ein kurzer Augenblick, denn die Pflicht rief. Aber nach Abschluss der Kampfhandlungen bin ich einen ganzen heißen Sommertag unterwegs gewesen, um Wilhelm Weber eine Stunde wiederzusehen und mit ihm Gemeinschaft zu haben. Wir lagen in einem großen Schlospark unter einem Baum, schlugen unser Neues Testament auf und waren froh, dass wir beide demselben Herrn angehörten. Der lange

Weg hatte sich gelohnt. Gemeinschaft mit Brüdern und Schwestern in Christus ist eine große Stärkung. Weil er uns zu einer großen Familie verbinden will, hat er solche Kraft in die Bruderschaft gelegt.

So waren uns in dem Seminar Gottes drei große Kapitel eindrücklich geworden: Jesus selbst, das Neue Testament, die Bruderschaft unter Christus. Dabei hatte sich gezeigt, dass diese drei großen Gaben Gottes nicht den Perfekten und Vollendeten gehören, sondern denen, die sich selbst nicht helfen können, den Hilfsbedürftigen, die den Arzt nötig haben, den Schuldigen, die vor Gott verloren sind. Wir gehen durch-viel Niederlagen und viel Versagen. Nur Jesus ist der absolute Sieger. Es gibt keine großen Männer im Reich Gottes, sondern nur sehr kleine Leute, die aber einen großen Herrn haben.

Obwohl ich soviel Freundlichkeit von den Kameraden erfuhr, gab es gelegentlich doch auch harte Gegnerschaft und wirkliche Schmach um Jesu willen. Wir kamen von Verdun. Wir waren eine Einsatzdivision, die immer dorthin geworfen wurde, wo es schiefging. In den schweren Einsätzen ging die Division fast zugrunde. Sie wurde wieder aufgefüllt, bekam einige Zeit Ruhe und wurde für den nächsten Einsatz fertig gemacht, bei dem wieder viele in den Tod gehen würden.

Darum drängte es mich, in der Ruhezeit meinen Kameraden von Jesus zu sagen. Sie sollten mich in der Ewigkeit vor Gott nicht verklagen, dass ich ihnen das Beste verschwiegen und den Weg zum Frieden mit Gott nicht gesagt hätte. Ich erbat mir die Erlaubnis von meinem Bataillons-Kommandeur, abends nach Dienstschluss Vorträge zu halten. Sie wurden sogar im Bataillonsbefehl angezeigt. Aber über den ersten Vortrag bin ich nicht hinausgekommen. Es war ein eisiger Wintertag gewesen. Wir hatten schweren Felddienst gehabt, um uns auf den neuen Einsatz zu rüsten. Trotzdem kamen abends viele Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften. Sie wußten alle, was wieder vor uns stand. Es war eine große Stille und Aufnahmebereitschaft. Ich war sehr froh über den Abend.

Aber zwei Tage später hatte ich meine Strafversetzung. Irgendwelche Kameraden im Offizierskorps waren von dem Abend offenbar im Gewissen getroffen worden. Sie hatten dem Bataillonskommandeur berichtet. Es war ein sehr schiefes Bild. Er bewirkte beim Regimentskommandeur meine Versetzung in ein anderes Bataillon. Ich kam zu dem ältesten Kompanieführer des Regiments. Man hoffte, er würde

mit diesem schrecklichen Menschen noch fertig werden. Ein anderer Kamerad erhielt auch seine Strafversetzung, obwohl er mit der Sache gar nichts zu tun hatte. Er war reiner Idealist. Aber wir beide waren gute Kameraden in derselben Kompanie.

Ich war ein junger Christ ohne Erfahrung. Ich kochte vor Wut. Ich wollte den Beschwerdeweg bis zu den höchsten Stellen gehen. Als ich mich bei meinem Bataillonskommandeur abmeldete, wagte ich zu fragen, wie ich diese Versetzung zu verstehen habe. Es ging ein solches Donnerwetter auf mich herunter, dass die anderen in den äußersten Winkel des Zimmers flüchteten.

Tolle Gerüchte gingen mir voraus. Der Empfang bei dem neuen Bataillon war nicht gerade angenehm. Aber Gott hatte es gut gemeint. Ich verstand mich mit dem neuen Kompanieführer rein menschlich ausgezeichnet. Bald darauf kam ein schwerer Einsatz. Es blieben nur wenige Mann vom Regiment am Leben. In meiner alten Kompanie waren es nur neun. Von meiner neuen Kompanie blieben sechsunddreißig am Leben. Es gab eine Reihe Eiserne Kreuze I. Klasse. Ich selbst bekam auch eins. Zu dem Feldgottesdienst, nach dem es mir überreicht wurde, war auch mein alter Bataillonskommandeur befohlen, um mir im Namen des Regiments zu gratulieren. Das war unser erstes Wiedersehen. Der neue Regimentskommandeur wusste nicht, was vor kurzem geschehen war. Mit süß-saurer Miene begrüßte mich mein alter Kommandeur. Ich staunte über diese merkwürdige Führung. Allmählich begriff ich das Wort 1.Petr. 2,23:2 „Christus schalt nicht, da er gescholten ward; er drohte nicht, da er litt; er stellte es aber dem anheim, der da recht richtet.“

Einige Monate später waren wir im schweren Einsatz auf einem anderen Kriegsschauplatz. Im ersten Gefecht gab es große Offiziersverluste. Mitten im Gefecht kommt ein Befehl vom Regiment, dass ich sofort die Führung der ersten Kompanie zu übernehmen hätte. Das war die Kompanie und das Bataillon, aus dem ich einst strafversetzt worden war. Ich meldete mich bei meinem alten Bataillonskommandeur. Es war für ihn sehr peinlich, dass der neue Regimentskommandeur ihm den Menschen neu vor die Nase setzte, dessen Strafversetzung er vor nicht langer Zeit bewirkt hatte. Wir mussten nun notgedrungen zusammenstehen. Es gab schwere Stunden. Beinahe wären wir alle draufgegangen. Nach Schluss der Kampfhandlungen treffe ich ihn auf

einer Dorfstraße. Da kommt er zu mir herüber und sagt: „Schnepel, zwischen uns beiden ist auch nicht immer alles so gewesen, wie es sein sollte.“ Damit reichte er mir die Hand, und es war alles gut. Ich begriff immer mehr, dass Jesus ein wunderbarer Anwalt ist, der uns in einer erstaunlichen Weise rechtfertigen kann.

Es war Jahre nach dem Krieg. Wir waren von Berlin aus mit dem Motorrad zur Dorfmission unterwegs. Da lese ich am Straßenschild, dass wir uns unmittelbar bei dem Dorf befinden, in dem mein alter Bataillonskommandeur wohnte. Wir besuchen ihn. Er sitzt mit seiner Familie bei Tisch. Wir werden rührend aufgenommen. Wir sprechen von alten Zeiten. Auf einmal fragt er: „Schnepel, nun sagen Sie doch, warum Sie später gar nicht mehr bei mir in meinem Bataillon waren?“ Ich habe es ihm nicht verraten. Ich wollte den alten Herrn schonen. Ich mochte ihn nicht an die peinliche Sache erinnern. Ich wurde irgendwie der Antwort enthoben und staunte darüber, dass unser Herr schmerzliche Erlebnisse so auslöschen kann, dass sie gar nicht mehr da sind.

Weil diese Erfahrung eine so tiefe Spur in meinem Leben hinterlassen hat und mich in späteren Entscheidungen oft bestimmte, glaubte ich, sie so ausführlich erzählen zu sollen. Jesus ist und bleibt ein Meister des Lebens. Er kann mehr als wir. Ihm können wir unsere Lebensgeschichte anvertrauen. Darum ist auch Jesu Wort wahr: *„Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.“* Er selbst ist den Weg der Schmach gegangen und hat sich ans Kreuz schlagen lassen. Darum hat ihn Gott auch erhöht und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist. Es gibt keine Kopie und Nachahmung in der Nachfolge Jesu. Aber oft wird dieser Weg auch unser Weg sein, auf dem wir erfahren, wie machtvoll Jesus sich in unserem Leben erweisen kann und dass er in der Tat ein Rechtsanwalt ersten Ranges ist.

Es kam mein letzter Tag an der Front. Ich wurde schwer verwundet. Alles lag unter Beschuss. Die Kameraden konnten mich nicht holen. Ich lag von mittags zwei Uhr bis tief in die Nacht einsam und allein in einem Chausseegraben. Es war ein Lungenschuss. Das Blut rann. Wunderbarerweise bin ich nicht verblutet. Meine Uniform war nachher wie brauner Pappkarton.

Jetzt war ich wirklich im buchstäblichen Sinne des Wortes ganz allein. Niemand konnte sich tun mich kümmern. Aber Jesus war da und ließ es mich merken. In ihm war ich ganz geborgen. Ein tiefer Friede erfüllte

mich. Solchen Frieden kann nur Jesus geben. Es war ein großer Tag. Es wurde mir von Gott dokumentiert, dass das Band mit Jesus durch alles hindurch hält, weil es nicht unser, sondern Gottes Werk ist. Ich war zu schwach, um mich an meinen Herrn zu halten. Aber er hielt mich. Als die Kameraden mich nachts zurückholten, hatte ich nur einen Gedanken: Wenn ich ihnen doch deutlich machen könnte, dass Jesus durchgehalten hat bis an die Pforte der Ewigkeit.

Mit dem Soldatendienst war es aus. Ich wurde nicht wieder dienstfähig. Das war die Antwort Gottes, die mir eindeutig meinen weiteren Weg zeigte. Ich hatte in der Truppe mit Schmerzen festgestellt, dass die Divisionspfarrer oft nur schwer den Zugang zur Truppe fanden. Darum dachte ich, es müssten Jünger Jesu als verkappte Missionare in der Truppe sein, um diese Scharen von Männern mit der Botschaft von Jesus zu erfüllen. Ich entschloss mich, ganz bei der Truppe zu bleiben, und meldete mich hierzu kurz vor meiner Verwundung. Ich wurde als Soldat nicht wieder dienstfähig. Aber trotz des schweren Lungenschusses konnte ich immer sprechen. Damit war deutlich, welchen Weg ich zu gehen hatte: das Wort von Jesus zu verkündigen.

Kurz darauf folgte die zweite Weichenstellung. Da ich nicht mehr dienstfähig war, wurde ich in das mir ganz unbekannte Berlin kommandiert und hatte meinen Dienst in der bekannten Fabrik der AEG im Norden Berlins am Wedding. Ich kam kaum noch mit Soldaten zusammen. Um so intensiver mit den Berliner Arbeitern und Arbeiterinnen vom Wedding. Es war ein revolutionäres Viertel. Im Sommer 1918 gäbe es in Berlin. Die Revolution stand vor der Tür. Ich staunte, welch guten Kontakt ich mit den Berliner Arbeitern und Arbeiterinnen bekam. Obwohl sie wußten, dass ich Offizier gewesen war, kamen sie mit ihren Fragen und Problemen zu mir. Ich fühlte mich am Wedding zu Hause.

Es war für mich aufregend, dass die christlichen Kreise damals alles, was zu den Sozialisten gehörte, einfach abgeschrieben hatten. Ich meinte, Jesus sei für alle da, und wir hätten gerade für die besonders da zu sein, die weit von Jesus weg sind, sei es durch eigene, sei es durch fremde Schuld. Ich durchschaute noch nicht die große Schuld der Christenheit gegenüber der Arbeiterschaft. Das sollte mir erst in den kommenden Jahren deutlich werden, als ich unter ihr lebte.

Heute ist alles anders. Die soziale Frage besteht nicht mehr in dem radikalen Sinn von einst. Mich packte damals ein tiefes Erbarmen

mit meinen Brüdern aus der Arbeiterschaft, mit ihrem schweren wirtschaftlichen Weg, mit dem Elend in den riesigen Arbeitervierteln und Mietskasernen. Als die Revolution ausbrach, zog mich mein ganzes Herz zu ihnen hin. Ich wollte bei ihnen bleiben. Ich bat die Leitung meiner hessischen Kirche in Kassel um Urlaub. Er wurde mir gewährt. Ich dachte, dass mancher andere den Platz in einem hessischen Pfarramt ausfüllen könnte, der nicht so sichtbar in die Massen der Berliner Arbeiterschaft hineingesteuert worden war. Ich habe den Entschluss nicht bereut. Im Grunde war es gar kein Entschluss. Ich wurde einfach geschoben. Ich musste dorthin.

Es war eine völlig fremde Welt für mich. Nachträglich entdeckte ich, wie ausgezeichnet der Weg nach Berlin vorbereitet war. Im Herbst 1915 war ich aus meinem hessischen Heimatregiment in ein Berliner Regiment versetzt worden. Ich war mit einem Menschentyp zusammen gekommen, den ich nicht gekannt hatte, mit jungen Berliner Arbeitern an der Front, in Schlamm und Dreck. Wir hatten alles miteinander geteilt. Wir hatten zueinander gefunden. Ohne es zu wissen, habe ich in diesem Seminar Gottes die Psychologie des Berliner Arbeiters studiert. Ich habe sie nicht aus Büchern kennengelernt. Ich erlebte sie unmittelbar. Es war Heimatluft, als ich am Wedding und in Berlin-Ost anlangte. Die Sprache war mir vertraut. Der Kontakt mit den Menschen war leicht. Ich war einfach unter ihnen zu Hause. Sie kamen aus ganz anderen Welten. Sie hatten mit Jesus, mit Gott, mit dem Christentum, mit der Kirche oft sehr wenig oder gar nichts zu tun. Aber es war eine Brücke zwischen uns. Wir fanden schnell zueinander. Gott hatte alles wunderbar vorbereitet.

Ich sagte ihnen sehr deutlich, dass ich kein Politiker sei, auch kein Sozialreformer, obwohl ich ihnen alles Gute in ihrem wirtschaftlichen Kampf wünschte. Aber das, was mich zu ihnen getrieben hätte, sei etwas anderes. Ich wüsste, dass sie in ihren wirtschaftlichen und politischen Kämpfen nie zu der letzten Erfüllung ihres Lebens kommen würden, die sie suchten. Die letzte Lebenserfüllung würden sie nur in Jesus finden. Weil er die Erfüllung meines eigenen Lebens geworden sei, darum komme ich zu ihnen, um ihnen das weiterzusagen. Es war erstaunlich, wie diese Botschaft aufgenommen wurde und welch eine Achtung der revolutionäre Arbeiter Jesus entgegenbrachte.

Eigentlich wollte ich am Wedding, der mir so vertraut geworden war, Kinos und Wirtschaftssäle mieten, um über das zu sprechen, was mir auf dem Herzen brannte. Aber die Berliner Stadtmission, ein freies Werk im Rahmen der evangelischen Kirche, rief mich in ihren Dienst. Ihr großes Missionshaus im Osten Berlins war durch die Kriegereignisse verwaist. Man nannte mir die Hausnummer: „Große Frankfurter Straße 11“. Dort, vorn drei Treppen, würde ich den Schlüssel finden. Damit war die feierliche Einführung erledigt. Es war Revolution. Es wurde geschossen. Die Kämpfe um das Berliner Schloss waren im Gange. Die Kämpfe um die Berliner Bahnhöfe folgten. Am Silvesterabend 1918 nahm ich meinen Dienst im Osten Berlins auf. An diesem Tag begann mein drittes theologisches Studium im Osten Berlins inmitten meiner Brüder aus der Arbeiterschaft. Bei ihnen ließ mich Gott entdecken, was das Wesen und die Wirklichkeit der Gemeinde Jesu ist. Sie ist nächst Jesus selbst die größte Gabe Gottes an uns.

5. Die Revolution

November 1918 war die Revolution in Berlin, Kiel und anderwärts ausgebrochen und hatte den ersten Weltkrieg beendet. Es gährte in ganz Deutschland. An vielen Stellen waren die Revolutionskämpfe im Gange, besonders in Berlin. Es stürzte eine Welt ein, die durch Jahrhunderte bestanden hatte. Die Fürstenhäuser dankten ab und verschwanden. Eine neue Welt brach sich unter schweren äußeren und inneren Kämpfen Bahn. Dieses Ringen setzte sich durch Jahre und Jahrzehnte unter immer neuen Krisen fort und ist heute noch nicht abgeschlossen. Diese schweren Kämpfe und geistigen Krisen erstreckten sich auf alle Lebensgebiete, auf das wirtschaftliche, politische, soziale, weltanschauliche und religiöse. Keines blieb von der Revolution und dem ganzen Umbruch des Lebens ausgenommen.

Ende 1918 sah es so aus, als sei für Deutschland das Ende des Christentums gekommen. Die Religion des Materialismus schien auf der ganzen Linie zu siegen. Die Kirche bedeutete nichts mehr. Die Pfarrer ebensowenig. Einen Talar habe ich fünfzehn Jahre lang nicht gebraucht. Die Form des traditionellen Gottesdienstes kam gar nicht in Frage, wenn man zu den Männern der Revolution sprechen wollte. Jesus sprach einst zu den Menschen dort, wo er sie gerade traf, auf der Straße, am See, auf den Bergen, in den Privathäusern, in gottesdienstlichen Räumen. Er hatte darin kein Prinzip. Kein Ort und Raum schien ihm heiliger als der andere. Dass er die Menschen fand, sie innerlich erreichte und zu ihnen sprechen konnte, war ihm das einzig Wesentliche.

So ging es auch uns in jenen stürmischen Jahren der Revolution. Vielleicht fand ich mich leichter in dem Chaos jener Zeit zurecht, weil ich nicht in christlichen Kreisen aufgewachsen war, die durch eine lange Geschichte ihre feste Prägung empfangen hatten. Die Welt der Universität und die stürmisch bewegte Zeit im Krieg gewährten eine große Freiheit der inneren Entwicklung und Prägung. Zumal in den Jahren an der Front hatten wir außerhalb der christlichen Kreise leben müssen. Wir wurden ganz auf Jesus selbst gestellt. Unser Christsein bestand in der Unmittelbarkeit der Gemeinschaft mit Jesus. War er nicht lebendige Wirklichkeit, so wäre vom Christentum nichts mehr dagewesen. Alles andere, was man oft landläufig als wesentlich zum Christentum

rechnet, existierte für uns in jenen Jahren nicht. Aber wir erfuhren sehr eindrücklich, wer Jesus war. Er selbst war unser „Christentum“ und unsere „Religion“. Alle Faktoren zweiten und dritten Ranges waren in den schweren Jahren an der Front fortgefallen. Eigentlich bedeutete das das Ende des „Christentums“ und der „Religion“.

Dieses Erleben war eine ungeahnte Vorbereitung auf den kommenden Weg inmitten der Revolution. Hier galt das Christentum und alle Religion nichts mehr. Aber der Name Jesus hatte eine merkwürdige Anziehungskraft auf Menschen, die mit allem Christlichen und Religiösen gebrochen hatten. Im Grunde waren sie in eine ganz ursprüngliche Situation Jesus gegenüber gekommen. Keine Welt des Christentums stand mehr zwischen ihnen und Jesus. Sie standen Jesus unmittelbar gegenüber. Seine Person beschäftigte viele aufs stärkste. Wenn sein Name in der Diskussion auf der Straße oder in einer Volksversammlung fiel, war meist große Aufmerksamkeit da. Ich habe bewegte Massenversammlungen erlebt, in denen es wild zuing, aber es wurde ganz still, wenn der Name Jesus fiel. Die Menschen merkten, dass es hier nicht um religiöse Gedanken und Worte ging, sondern um einen Lebendigen, der unmittelbare Wirklichkeit besaß.

Anfang Januar 1919 hielt ich die erste Vortragswoche im Berliner Osten, nicht weit vom Schlesischen Bahnhof, heute Ostbahnhof, um den gekämpft wurde. Es ist mir noch immer erstaunlich, dass überhaupt jemand zu diesen Abenden kam. Der kleine Saal des Stadtmissionshauses in der Großen Frankfurter Straße 11, heute Karl-Marx-Allee, der hundert Menschen fasste, war bald gefüllt. Viele Männer fehlten noch. Sie waren in der Kriegsgefangenschaft oder bei den zurückmarschierenden Truppen, die allmählich entlassen wurden.

Ich selbst war durch meine schwere Verwundung schon zu Hause, fünfundzwanzig Jahre alt, ohne jede Erfahrung im pfarramtlichen oder missionarischen Dienst. Ich kam direkt aus dem Krieg, hatte kein Predigerseminar besucht und war nie Vikar oder Hilfsprediger gewesen. Es fehlte mir jede Erfahrung für die Aufgabe in Berlin außer der Erfahrung von der Wirklichkeit Jesu.

Es war ein Wagnis, als die Berliner Stadtmission diesen fünfundzwanzigjährigen jungen Mann als Stadtmissionsinspektor für ein riesiges Gebiet berief, in dem weit über eine Million Menschen lebten. Noch dazu inmitten dieses völligen Umbruchs, der sich damals in Deutsch-

land vollzog. An der Spitze der Berliner Stadtmission stand Pastor D. Wilhelm Philipps. Er war ein führender Mann in der Generalsynode der evangelischen Kirche in Preußen, damit ein führender Mann der evangelischen Kirche überhaupt.

Er hatte erfahren, dass ich seinetwegen nicht in die Berliner Stadtmission eintreten wollte. Ich hielt es nicht für richtig, dass Pfarrer politisch tätig waren. Ich war ganz damit einverstanden, wenn ein Pfarrer aus seinem Pfarramt ausschied und in das politische Leben überging, weil er dort einen Auftrag für sich sah. Aber ich hielt es nicht für möglich, dass ein Pfarrer ein Pfarramt bekleidete, die eine absolute Botschaft von Jesus Christus ausrichtete, und zugleich politische Überzeugungen verkündete, die nur einen zeitbedingten Tageswert besitzen konnten. Dadurch entstand die Gefahr, dass die jeweiligen politischen Überzeugungen für die Hörer einen ebenso absoluten Charakter erhielten wie die Botschaft von Jesus Christus.

Pastor D. Philipps war politisch sehr stark engagiert und Herausgeber einer politischen Tageszeitung. Das war mir unheimlich. Die Fragen des wirtschaftlichen und politischen Lebens bewegten mich aufs stärkste, aber mein Auftrag war es nicht, Politiker zu sein, sondern weiterzusagen, wer Jesus ist und was er uns in der Gegenwart zu sein vermag. Es machte mir tiefen Eindruck, dass der ehrwürdige D. Philipps, der eine solche führende Stellung im öffentlichen Leben besaß, es mir gar nicht übelnahm, dass ich seinetwegen nicht in die Berliner Stadtmission eintreten wollte. Im Lauf eines dreistündigen Gesprächs lernte ich in ihm einen Mann kennen, der Jesus über alles liebte. Er stellte mir keinerlei Bedingungen für meinen Eintritt in die Stadtmission. Er sprach einen einzigen Wunsch für meinen kommenden Dienst aus: *„Dass nur etwas für Jesus dabei herauskommt!“* Es war die einzige Dienstanweisung, die ich je in der Berliner Stadtmission erhalten habe. Auf diese konnte ich mit Freuden eingehen. Das war es, was mir im Herzen brannte.

Bei meinem ersten Einsatz im Osten Berlins während der Kämpfe um den Schlesischen Bahnhof machte ich eine wichtige Entdeckung. Unter den Teilnehmern der Abende war eine Gruppe älterer Frauen. Sie trugen merkwürdige „Kapotthüte“ aus Urväterzeiten. Die langen Schleifen waren unter dem Kinn zusammengebunden. Die Kapotthüte schwankten hin und her, wenn ich etwas aus meinem Leben erzählte, was diese Arbeiterfrauen bewegte. Sie konnten meine Großmütter sein,

und ich hatte jetzt jahrelang als Soldat in einer Welt von Männern gelebt und war fünfundzwanzig Jahre alt. Zum Glück urteilte ich nicht voreilig über jene alten Frauen. Ich entdeckte, dass unter diesen Kapoththüten goldene Herzen schlugen. Diese Frauen hatten sich als Jüngerinnen Jesu im Osten Berlins bewährt und waren tapfer ihren Weg gegangen. Sie waren Beterinnen. Sie wurden für mich und den kommenden Dienst eine entscheidende Rückendeckung. Ich kann gar nicht dankbar genug sein, dass diese Mütter und Großmütter mich jungen Menschen, der nicht die geringste Erfahrung besaß, so gütig aufnahmen und meinen Weg als echte Mütter und Christen begleiteten.

Später erfuhr ich noch einen zweiten, ganz wesentlichen Tatbestand. Seit mehr als einem Jahr traf sich in dem hintersten Zimmer des Stadtmissionshauses eine Gruppe von sieben Christinnen, die auch nicht der jüngsten Generation angehörten. Sie waren alle berufstätig. Dass das große Stadtmissionshaus durch die Kriegsereignisse verödet war und brach lag, bekümmerte sie. Sie bestürmten ihren Herrn, diese Lage zu ändern und neues Leben in dieses Haus zu leiten. Die Gebete dieser kleinen Schar bedeuteten ein Kraftfeld, das von der Gegenwart Jesu bestimmt war. Es war ein unerhörtes Vorrecht, dass ich meinen ersten Dienst in solch einem Kraftfeld Jesu tun durfte.

Nur so ist es zu erklären, dass schon nach einem Monat der . Saal, in dem wir begonnen hatten, nicht mehr ausreichte. Wir mussten alle Flügeltüren öffnen und die Nebenräume dazunehmen. Nach weiteren drei Monaten zogen wir in den großen Saal um, der 500 Menschen fasste. Nach weiteren drei Monaten mieteten wir die größten Säle des Berliner Ostens, in denen sonst die großen politischen Versammlungen der Revolution stattfanden. Das war ein stürmischer Vormarsch, ein Stück Frühling im Reich Gottes. Nicht wenige fanden den Weg zu Jesus und wurden seiner von Herzen froh.

Neben diesem Kraftfeld des Gebetes mag ein anderer Umstand Bedeutung gehabt haben. Ende Januar 1919 war mir klar, dass ich diese Schlacht nicht allein schlagen könnte. Man kannte damals noch nicht den Begriff des Teams oder der Mannschaft. Der Dienst des einen Mannes war das Normale. Aber es drängte sich von selbst auf, dass diese Aufgabe in Berlin unmöglich von einem einzelnen bewältigt werden konnte. Vermutlich wirkten auch die Eindrücke mit, die ich auf der Universität in der christlichen Studentenbewegung empfangen

hatte, die nicht von einem einzelnen getragen wurde, sondern von einer Bruderschaft.

Jesus selbst sonderte aus der großen Schar seiner Jünger zwölf als ein besonderes Team, als eine Mannschaft aus, die in erster Linie Träger der Botschaft sein sollten. Bei den ersten Christen war es nicht anders. Paulus tat selten seinen Dienst allein. Er war zumeist Glied einer Kampfgenossenschaft. Obwohl wir damals nicht wußten, dass dieser bruderschaftliche Einsatz zu den Urelementen des Lebens mit Christus gehört, ist es nicht verwunderlich, dass solch ein Urelement sich auch dann durchsetzt, wenn wir es gedanklich noch nicht erfasst haben.

Ebenso unmittelbar bewusst war es mir, dass Zeugen und Boten Jesu immer durch den Umgang mit der Bibel geprägt werden. Es war mir selbstverständlich, dass solch eine Zeugenschar nur aus einem intensiven Umgang mit der Heiligen Schrift geboren wird. Daher kündigte ich vier Wochen nach Beginn meines Dienstes einen Bibelkurs über Römer 1 — 8 an. Es gehörte die ganze Naivität eines unerfahrenen jungen Mannes dazu, um gerade Römer 1 — 8 zur Grundlage zu wählen. Ich möchte wissen, was ich damals zum Römerbrief gesagt habe. Ich habe erst in den letzten Jahren wieder gewagt, ihn zu behandeln. Er ist aber einer der klassischen Abschnitte des Neuen Testaments. Insofern hatte mich ein sicherer Instinkt gerade zu diesen Kapiteln geführt.

Wer an dem Bibelkurs teilnehmen wollte, musste sich verpflichten, im Februar 1919 an zwölf Abenden zu erscheinen, jede Woche drei Abende. Außerdem erschien es mir unmöglich, die Botschaft von Jesus Christus geradezu nachzuwerfen, wo man in jeder Volkshochschule eine Teilnehmergebühr zu zahlen hatte. Es belustigt mich noch heute, dass ich damals in jugendlicher Unverfrorenheit eine Teilnehmergebühr von fünf Mark für den Bibelkurs festsetzte. Ich habe freilich so etwas nicht wieder getan. Aber im stillen habe ich doch heute noch meinen Spaß an dieser Kühnheit. Unglaublicherweise meldeten sich mitten in der Revolution fünfzig Männer und Frauen für diesen Bibelkurs.

Sie haben treu durchgehalten. Sie konnten in der Bearbeitung des Römerbriefes nicht viel beitragen. Er war für sie Neuland. Meine eigenen Beiträge werden auch sehr primitiv und stümperhaft gewesen sein. Aber ich sah von Abend zu Abend, wie die Gesichter sich veränderten. Es begab sich etwas. In diesen zwölf Abenden sind Entscheidungen für Christus gefallen, wie ich später erfuhr.

So stumm die Teilnehmer bei dem Bibelstudium waren, so lebendig wurden sie beim gemeinsamen Gebet am Schluss des Abends. Offenbar vergaßen sie uns alle, die wir dabei waren. Sie standen so vor Jesus Christus, dass sie nur mit ihm sprachen. Das Gespräch mit Jesus war das neue Element ihres Lebens geworden. Es machte mir großen Eindruck, wie sie offenbar ganz vergessen konnten, dass wir Zuhörer ihres Gebetes waren. Echt und unmittelbar waren sie von dem Gespräch mit ihrem Herrn gefangen. Dieser Bibelkurs war eine Schmiede Gottes.

Nach dem Bibelkurs standen fünfundzwanzig Männer und Frauen zur Verfügung, um als Pioniermissionare in den Osten Berlins zu gehen. Es waren Arbeiter und Arbeiterinnen, die den Tag über schwer in ihrer Fabrik schaffen mussten, aber abends nahmen sie mit Freuden ihre Flugblätter und zogen nach Fabrikschluss in die großen Mietskasernen, die damals den Berliner Osten ausmachten. Sie wurden durch den zweiten Weltkrieg in Schutt und Asche gelegt. Jede Woche klopfen wir an etwa 1200 Türen.

Das war nicht immer ganz einfach. Aber es gab ein Echo. Immer mehr Menschen kamen zu unseren Versammlungen, um zu erfahren, welche Bedeutung Jesus für ihr Leben haben könnte. Der missionarische Dienst war in jener großen Krisis leichter als heute. Die Menschen waren aufgewühlt. Sie wurden von einer Menge von Fragen bewegt. Der Umbruch erfüllte viele mit großen, neuen Hoffnungen. Eine geistige Auseinandersetzung sondergleichen war im Gange. Viele Gruppen meldeten sich zum Wort. Es war ein gewaltiges Ringen und eine Freude, inmitten dieses Ringens auszusprechen, welche Antwort Gottes für alle Probleme des Lebens in Jesus da ist.

Mir standen nicht die theologischen Erkenntnisse zur Verfügung, die ich einst auf der Universität besessen hatte. Sie waren weithin im Trommelfeuer des Weltkrieges untergegangen. Aber was an diesen theologischen Erkenntnissen echt und lebensvoll gewesen war, das hatte sich in den schweren Jahren als Wirklichkeit bewährt. So drängte es sich mir von selbst auf, zu den Worten und Berichten der Bibel Parallelen aus der Gegenwart zu erzählen, die ich in meinem eigenen Leben oder bei anderen Menschen beobachtet hatte. Unbewusst versuchte ich, zu der alten Bibel die Parallele von heute deutlich zu machen. Das war genau das, was die Menschen des Berliner Ostens wollten. Sie

suchten nicht Ideen und Gedanken, sondern Wirklichkeiten, auf die man sein Leben gründen könnte.

Für viele war dies eine neue Welt. Manche kannten Jesus kaum dem Namen nach. Es ist eine Freude, Menschen von Jesus zu sagen, die über ihn staunen können, weil er für sie etwas ganz Neues darstellt. Das hatten sie nicht gedacht, dass hinter dem Namen Jesus eine, lebendige Wirklichkeit stand. Nicht wenige griffen mit Freuden zu und gaben die neue Entdeckung in ihren Betrieben und Häusern weiter. Sie waren erfüllt von der ersten Freude über Jesus und von der ersten Liebe zu ihm. Beides wirkt ansteckend. Mitte 1919 waren wir schon fünfzig, die als eine verschworene Kampfgruppe eins unter Jesus waren und ihm zum Dienst zur Verfügung standen. Viele kamen in die Versammlungen, aber diese fünfzig waren die Kerntruppe. Es drängte sich uns auf, dass wir eine größere Aktion wagen sollten. Wir mieteten für drei Abende die Andreasfestsäle, die 1400 Menschen fassten. Mit riesigen Plakaten an den Anschlagssäulen luden wir ein. Die Plakate waren knallrot. Sie passten gut in die Zeit. In der Revolution waren Plakate und Anschlagssäulen zu besonderer Bedeutung gekommen und die beste Propaganda. Ich liebte sie sehr und habe kräftig mit ihnen gearbeitet. Wir hatten wenig Geld und waren oft bettelarm. Aber in die Propaganda steckten wir viel Geld hinein. Das lohnte sich. Und wir hatten allen Grund, Propaganda zu machen.

Die Möglichkeiten dazu sind je nach der Zeitlage, nach Volk und Land immer wieder andere. Auch die Werbung für die Botschaft von Jesus muss immer wieder neue Wege einschlagen und sehr beweglich sein. Was wir früher einmal taten, ist darum heute noch lange nicht richtig, auch wenn es sich früher sehr bewährt hat. Die Liebe macht erfindereich. Pastor Giesen, der jetzige Direktor der Berliner Stadtmission, sagte einmal: *"Die Phantasie ist die Schwester der Liebe, und die Werbung die Kusine der Mission."* Darum lässt sich die Liebe immer etwas Neues einfallen von Jesus her, der seinen Leuten Einfälle, Wegweisungen und Pläne gibt. Es ist merkwürdig, dass es so langweilige Christen gibt, die sich nie etwas einfallen lassen und in ihrer Werbung für die Botschaft von Jesus stur denselben Weg weitergehen, den man schon seit Jahrzehnten gegangen ist. Das zeugt von einer Kontaktlosigkeit zu Jesus, die sehr ernst ist. Wäre er ihr lebendiger Herr, der ihnen befehlen könnte, würden sie erfinderischer sein.

Man muss die Gelegenheit zur Mission und Propaganda benützen, wie sie sich jeweils bietet. Zwanzig Jahre später waren Plakate und Anschlagssäulen durch Hitler so missbraucht und abgenutzt, dass sie ihre Kraft verloren hatten. In den Revolutionsjahren nach dem ersten Weltkrieg waren sie Trumpf.

Der Ruf der Revolution lautete: "Straße frei!" Dann wurde geschossen. Polizei gab es nicht mehr. Die Straße war wirklich frei für jedermann in einer Weise, wie wir es uns noch kurz vorher nicht hätten träumen lassen, als es noch eine feste Regierung gab, die mit ihrer Polizei die Straße beherrschte. Wir hätten nicht gedacht, dass wir einmal, so, großzügig und freimütig auf den Straßen die Botschaft von Jesus verkünden könnten. Solche revolutionäre Gegebenheiten muss man benutzen, wenn sie da sind. Fünfzehn Jahre später wurde unter der Diktatur Hitlers alles verboten. Aber auch da hatte Jesus seine Wege, nur ganz anders.

Wir handelten spontan, intuitiv, aus der augenblicklichen Situation heraus. Die Liebe zu Jesus und die Liebe zu unseren Nachbarn, die nicht ahnten, wer er ist, war das treibende Motiv. Diese Liebe gibt uns auch die Sprache ein, die zu den anderen hinführt, und die sie verstehen.

Unsere riesigen Plakate für die Andreasfestsäle lauteten in der Sprache der Revolution: *Bürger und Arbeiter! Dissidenten und Christen! Erscheint in Massen! — Erich Schnepel, Berlin, spricht. Thema: Freie Liebe!* Sie erschienen wirklich in Massen. Eine Arbeiterin aus einer Schuhfabrik hatte ihre ganze Belegschaft von fünfzig Menschen mitgebracht. Sie war die einzige Christin im Betrieb. So etwas war damals herrlich klar. Es war kein Pharisäismus, wenn man dies konstatierte. In jenen Jahren war alles offenkundig, nicht diese Kautschuksituation von heute, bei der man nie weiß, woran man ist.

Ich erinnere mich an eine Abstimmung in einer großen Fabrik über die Frage, ob am Karfreitag 1919 gearbeitet werden sollte oder nicht. 900 Männer und Frauen waren zur namentlichen Abstimmung versammelt. Es war ein Bekenntnis zu Jesus, wenn man bekundete, dass man am Karfreitag nicht arbeiten würde. 900 Hände gingen hoch und erklärten, dass sie am Karfreitag arbeiten würden. Bei der Gegenprobe gingen vier Hände hoch. Unser Leben mit Jesus Christus hängt nicht daran, ob wir Karfreitag arbeiten oder nicht arbeiten. Aber in der damaligen Lage war es ein eindeutiges Bekenntnis für Jesus.

So waren die Verhältnisse erfrischend deutlich und klar. Das gab den wenigen Christen Rückgrat und Mut. Die Lage nötigte sie zu Tapferkeit und Einsatz. Sie waren Pioniere für Jesus. Sie taten es mit Freuden. Oft unter Schmach, oft unter Anerkennung.

Auch in jener Schuhfabrik, deren Belegschaft geschlossen in die Andreasfestsäle kam, war es allen bekannt, dass diese eine Arbeiterin wirklich eine Jüngerin Jesu sei. Sie wurde nicht verspottet. Sie genoss im Gegenteil große Achtung. Bei schwierigen Fragen kamen die Funktionäre des Betriebs und der Gewerkschaft zu ihr, um ihre Ansicht und ihren Rat zu hören. Es war im Grunde eine großartige Situation.

Aber tapfer musste diese Arbeiterin sein und ihren Weg mit Jesus kompromisslos gehen. Das erwartete man von ihr. Weil sie das tat, folgte auch die ganze Belegschaft der Einladung in die Andreasfestsäle. Dabei war sie keine Heilige. Sie war ein Mensch mit Fehlern wie alle. Aber jeder wusste, dass sie echt war. Sie wußten, dass sie es mit ihrem Bekenntnis zu Jesus und ihrer Nachfolge ehrlich meinte. Etwas ähnliches erlebte zur selben Zeit ein Tischler, den ich sehr liebte und schätzte. Er war schon ein älterer Mann, auch der einzige Christ in seinem Betrieb. Er hatte es nicht so gut wie jene Arbeiterin in der Schuhfabrik. Seine Kollegen setzten ihm schwer zu. Er wurde verhöhnt und verspottet. Wenn er morgens in den Betrieb kam, war sein Werkzeug verschwunden, beschmutzt oder beschädigt. Man wollte ihn um jeden Preis hochbringen und hätte eine diebische Freude gehabt, wenn er wütend geworden wäre. Es war eine große Sache, dass sein Herr ihn so still machte. Monatelang musste er diesen bitteren Weg gehen. Dann kamen die ersten Betriebsratswahlen. Und nun geschah das Erstaunliche, dass der gesamte Betrieb zu meinem Freund August kam und ihm erklärte: *"Wenn es darauf ankommt, bist du doch der einzige, der es wirklich ehrlich mit uns meint. Wir haben beschlossen, dich zum Obmann unseres Betriebes zu wählen."*

Dass die Andreasfestsäle bis auf den letzten Platz besetzt wurden, hing damit zusammen, dass so viele Jünger Jesu kompromisslos inmitten der Revolution ihren Weg gingen. Die anderen merkten es ihnen an, dass sie ihr Bestes wollten. Darum waren viele von ihnen in ihrer Umgebung hoch geachtet. Man hörte auf ihr Wort. Man sprach gern mit ihnen über die Fragen, die einen bewegten. Man folgte auch gern der Einladung zu dieser ungewöhnlichen Versammlung.

Die 1400 Plätze waren frühzeitig besetzt. Eine große Schar stand noch, wohl mehrere hundert Mann. Bald war es klar, dass dies eine Sprengkolonne war, die die Versammlung auffliegen lassen sollte. Woher sie kamen, weiß ich nicht. Ich habe auch nie erfahren, was sie wirklich bewegte. Kaum hatte ich angefangen zu sprechen, als sich ein toller Lärm erhob, Pfeifen und Johlen. Meine Stimme drang nicht mehr durch. Aber die anderen machten auch einmal Pause. Dann konnte ich weitersprechen. So wechselten wir uns während des Abends ab.

Die Sprengkolonne schob sich allmählich durch die Stuhlreihen nach vom. Um 9 Uhr schlich sich ein Mann zu mir aufs Podium und bat mich dringend, die Versammlung abubrechen. Er könne die anderen nicht mehr zurückhalten. Er fürchtete, dass Schlimmes passieren würde. Die Lage war klar. Ich brach ab. Die Botschaft war ausgerichtet Im Lauf von 60 Minuten lässt sich viel sagen, wenn beide Parteien sich einigermaßen anständig in die Redezeit geteilt haben. Ich entließ die Versammlung. Die Massen zogen hinaus.

Wir wollten folgen. Die fünfzig Menschen, die unseren Stamm bildeten, hatten auf dem Podium unsere frohen Lieder gesungen. Wir wurden gewarnt hinauszugehen. Auf der Andreasstraße sei es schwarz von Menschen, die sich von den Veranstaltern des Abends verabschieden wollten. Was das bedeutete, war klar. Unwillkürlich kam mir Paulus in den Sinn, der sich in Damaskus in einem Korb über die Mauer rettete. Wir suchten nach einem Nebenausgang zur Koppenstraße. Er fand sich auch. Aber der Schlüssel war nicht aufzutreiben.

Das Warten wurde uns zu dumm. So gingen wir durch den Hauptaussgang auf die Andreasstraße. Über dem Ausgang brannte eine helle Lampe. Jeder konnte uns sehen. Die Menschenmenge machte Platz. Wir konnten einer hinter dem anderen hindurchgehen. Die Menge schloss sich wieder und wartete weiter auf die Veranstalter des Abends.

Merkwürdigerweise ging ich nicht nach Hause, sondern wurde von einer unsichtbaren Macht auf einen anderen Weg geschoben und stand plötzlich vor unserem Stadtmissionshaus, wo an diesem Abend niemand sein konnte. Wir waren ja alle in den Andreasfestsälen. Aber hinten auf dem Hof im Erdgeschoss brannte Licht. Ich trete ein und finde sechzig Männer und Frauen auf den Knien. Sie wußten, in welcher Lebensgefahr wir waren. Sie konnten uns nicht schützen. Sie waren ebenso wie ich innerlich geschoben worden, nach dem Stadtmissi-

onshaus zu gehen und dort für uns zu beten. Jetzt wusste ich, warum die auf der Andreasstraße mit Blindheit geschlagen gewesen waren.

Es war klar, dass wir die beiden nächsten Abende nicht durchführen konnten. Sie wären wieder aufgefliegen. Offenbar hatte man uns für eine politische Gruppe gehalten. Sofort kamen neue rote Plakate an die Anschlagssäulen, um das Missverständnis aufzuklären. Wir luden für die folgenden Abende zu neuen Versammlungen in unser Stadtmissionshaus in der Großen Frankfurter Straße 11 ein.

Die Abende waren sofort überfüllt. Die Massenversammlung hatte wie ein Posaunenstoß in den Osten Berlins hinein gewirkt. Es kamen viele, um weiter zu hören und zu sehen, was das für Leute seien, die es in dieser Situation wagten, so freimütig von Jesus zu sprechen.

Es wurden bewegte Versammlungen. Ganze Trupps verließen sie unter Protest. Andere kamen mitten während der Versammlung herein. Es war einfach überwältigend. Wir waren mit dem Berliner Osten in richtigen Kontakt gekommen. An einem Abend entstand aus denen, die den Saal unter Protest verlassen hatten, auf der Straße eine Art Parallelversammlung. Ich fürchtete, die Menge würde den Saal stürmen und alles kurz und klein schlagen. Darum nahm ich zwei unserer treuen Männer mit hinunter an das große Portal.

Wir sprachen die Menschenmenge an. Es entstand eine lebhafte Diskussion. Sie währte fast eine Stunde. In dieser Zeit konnte die Versammlung im Saal gut zu Ende geführt werden. Wir aber erlebten auf der Straße eine große Überraschung, die uns tief beschämte. Plötzlich rief der Hauptwortführer den anderen zu: „Diese Leute glauben an Gott und glauben an Jesus! Auf die müssen wir hören.“

Er war offenbar aufs tiefste verwundert und überrascht, Menschen zu treffen, bei denen man es sich nicht verhehlen konnte, dass sie tatsächlich mit der Wirklichkeit Gottes und der Wirklichkeit Jesu rechneten. Das hatte ihn überwältigt. Wir waren darum so beschämt, weil es zeigte, wie selten man es offenbar uns Christen abmerkt, dass wir wirklich mit unserem Leben und unserer Person hinter der Botschaft stehen. Der Abend liegt nun viele Jahre zurück, aber das Wort dieses Mannes habe ich bis heute nicht vergessen können.

Vierzehn Tage gingen die Versammlungen ununterbrochen weiter. Es war eine glühende, drückende Hitze. Der Asphalt auf den Straßen war

weich. Eigentlich konnte man nicht erwarten, dass Menschen kamen. Und sie strömten. Die Botschaft von Jesus zog sie so stark an.

Dabei waren wir solche Stümper und Anfänger. Es war kein Staat mit uns zu machen. Aber eine große Liebe zu Jesus und zu den Mitmenschen lebte in unserer Schar. Wie gut, dass Gott das Herz ansieht und nicht das, was vor Augen ist.

Jesus selbst hat sich in diesen Wochen eine Gemeinde gegründet. Die gesprengte Versammlung in den Andreasfestsälen war die Gründungsversammlung gewesen, wenn sie auch nicht so feierlich verlief, wie das sonst zu sein pflegt.

Es war eine Freiwilligengemeinde, keine übliche Bezirksgemeinde. Sie hatte eine Vorgeschichte. Treue Zeugen Jesu waren vor uns an der Arbeit gewesen. Aber nach der Zwischenperiode des Krieges, in der vieles nicht mehr weitergeführt werden konnte, hatte es nun einen neuen Start gegeben.

Viele aus jener freiwilligen Schar sind schon in der Ewigkeit. Viele aber leben noch heute in Berlin und anderswo. Das Werk Jesu, das er damals begonnen hat, ist durch Jahrzehnte weitergegangen und hat sich sowohl in der Gemeinde wie in den einzelnen bewährt.

Viele Menschen stehen mir aus jener Anfangszeit im Berliner Osten deutlich vor Augen. An einem Abend ging ein Berliner Arbeiter durch die Straßen von Ost-Berlin. Er sah die roten Plakate an den Anschlagsäulen und musste dorthin, obwohl er es gar nicht wollte. Seit vielen Jahren hätte er mit allen Beziehungen zu den Christen gebrochen. Gott tat etwas, was wir Menschen nie vermochten. In drei Abenden war für diesen Mann seine bisherige Welt zerbrochen. Er stand vor dem lebendigen Gott.

Jener Mann wusste schwerlich, was Röm 7,14-20 steht. Aber genau diese Erfahrung des Paulus war in drei kurzen Tagen seine eigne Erfahrung geworden. Er wusste, dass er ein Sünder war. Er kapitulierte vor Jesus, bat ihn um Vergebung und gab sich ihm aus Dank zu eigen. Später erinnerte er immer wieder daran, dass die Vergebung Jesu das Herzstück des Evangeliums und die Grundlage unseres ganzen neuen Lebens mit ihm ist. Er hat sich durch Jahrzehnte als ein treuer Jünger Jesu unter schwersten Verhältnissen bewährt.

Ein anderer Mann, Schlosser, Kolonnenführer in einem großen Betrieb, war überzeugter Freidenker, sehr aktiv. Er war entsetzt, dass seine Frau "fromm" geworden war. Er erschien in unserer Mitte, um mit uns abzurechnen. Ich sehe ihn noch deutlich vor mir, wie er in der Versammlung saß. Er hatte das Herz voll und war überzeugt, dass er mit den Christen leicht fertig werden würde. Aber es gelang ihm nicht, auch nur ein Wort auszusprechen. Eine unsichtbare Macht war über ihn gekommen und nötigte ihn in ihren Bannkreis. Er wusste nicht, dass dies Jesus war, der heute über uns kommen kann wie über Saulus vor Damaskus.

Dieser Mann wurde einer unserer besten Bibelgruppenführer. Ich wusste nicht, woher er kam; es genügte, dass er jetzt durch Jesus Christus mein Bruder war. Wir hatten mit ihm und seiner Frau ein enges, warmes Band wie mit vielen anderen aus dem Berliner Osten. Aber ich war doch sehr überrascht und bewegt über das, was wir eines Tages auf dem Hof einer riesigen Mietskaserne erlebten, wo wir die Botschaft ausrichteten. Es war ein Höllenlärm. Aus allen Fenstern schauten Menschen heraus. Manche hatten ihre Grammophonapparate angestellt. Da springt dieser Mann vor und ruft mit seiner starken Stimme zu den Menschen hinauf: "Jetzt will ich euch sagen, wer ich bin: Ich stamme aus dem geheimen Rat von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht." Das waren zwei Führer der Revolution, die ermordet und von vielen wie Heilige verehrt wurden. In der unmittelbaren Umgebung dieser beiden Persönlichkeiten hatte jener Mann gelebt. Er ist in der Ewigkeit bei seinem Herrn. Durch Jahrzehnte hat er sich in der Nachfolge Jesu bewährt.

Es wäre noch von vielen zu berichten, denen in jener Zeit das Geheimnis Jesu entdeckt wurde. Sie sahen oft unscheinbar aus wie jene alte Mutter, die ganz krumm und klein im Alter geworden war, aber ein brennendes Herz hatte. Sie wohnte nicht weit vom Schlesischen Bahnhof. Das Schicksal der Alkoholiker hatte sich ihr besonders aufs Herz gelegt. Jedes dritte Haus in den alten Mietskasernen des Berliner Ostens enthielt eine Kneipe. Viele Männer gingen hier zugrunde und rissen ihre Familie in das Elend mit hinein.

Es war erstaunlich, welch eine Macht dieses alte Mütterchen über starke Männer hatte. Einer von ihnen steht mir besonders vor Augen, weil er mir für Jahrzehnte in herzlicher Freundschaft verbunden wurde. Was

für ein prächtiger Mensch wurde aus ihm, als Jesus ihn vom Alkohol erlöst hatte und er nun mit einem neuen Sinn in der Nachfolge Jesu stand! Er wurde einer der treuesten Mitarbeiter. In manchem schweren Einsatz hat er sich bewährt. In seinem Beruf war er die Solidität selber. Es war für mich ein großes Vorrecht, unter so vielen Männern und Frauen leben zu dürfen, denen man bis ins letzte blank vertrauen durfte. Sie waren mir Brüder und Schwestern geworden, eine große Familie unter Jesus, die uns allen wirkliche Heimat bot.

So hat uns das Jahr 1919 wichtige Dinge erleben lassen. Für mich selbst war es der Anfang eines Seminars Gottes. Ich hatte das erste Kapitel vom Wesen neutestamentlicher Gemeinde vor Augen geführt bekommen, dass nur unser Herr selbst in Wahrheit seine Gemeinde begründen und bauen kann und dass zu ihr die gehören, die er durch einen geheimnisvollen Eingriff in ihre Person mit sich selbst verbindet. Johannes 3 wird dieser Akt die zweite Geburt oder die Geburt von oben genannt, mit der das Leben Jesu in uns einzieht.

Das Jahr 1919 brachte nicht nur den neuen Start dieser Freiwilligen-gemeinde im Osten Berlins, sondern auch die Begründung meiner Ehe und des eigenen Heims. In der Familie des Verlagsbuchhändlers Ernst Röttger in Kassel, durch die ich Jesus kennenlernte, fand ich auch meine Frau. Sie war die Schwester des kleinen Sextaners, dem ich Nachhilfestunden geben musste. Sie war elf Jahre alt, als ich sie zum ersten Male sah, ich selbst "ehrwürdiger" Obersekundaner von fünfzehn Jahren. Es ist ein Geheimnis, das ich sofort wusste, dass dieses kleine Mädchen einmal meine Frau werden würde und dass bei mir sofort der Entschluss feststand, sie zu heiraten. Zehn Jahre später wurde dies tatsächlich wahr; unsere Wege führten wirklich zusammen.

Es war ein großes Geschenk für mich, dass mich dieses geheime Wissen um jenes junge Mädchen durch die ganze Studenten und Soldatenzeit begleitete. Als ich sehr früh meine geliebte Mutter verlor, wurde mir das Elternhaus meiner Frau mit dem fröhlichen Geschwisterkreis ein zweites Zuhause, lange bevor der Gedanke an eine Verlobung hätte Platz greifen dürfen. Als Maria Röttger zwanzig Jahre alt geworden war und ich schwer verwundet im Lazarett lag, war die Stunde der Verlobung gekommen. Der 17. November 1917, unser Verlobungstag, scheint uns beiden noch heute wichtiger als der Hochzeitstag. Am 29.

April 1919 war unsere Hochzeit. An demselben Tag wurde mein Vater 67 Jahre alt. Wie hätten wir uns gefreut, wenn meine Mutter das noch hätte erleben können.

Wenn dies auch sehr persönliche Züge sind, so sind sie doch wesentlich. Mein ganzer Lebensweg und aller Dienst für Christus ist ohne meine Frau nicht denkbar. Sie hat einen entscheidenden Anteil daran. Sie war die erste und unmittelbarste Kampfgenossin in diesem ganzen Einsatz.

Als sie Anfang Mai 1919 in Berlin anlangte, gab es eine gewisse Enttäuschung in der Freiwilligkeitsgemeinde, die nun unser Zuhause war. Die Frau des letzten Missionsinspektors war eine prächtige Mutter in Christus gewesen. Nun brachte ich ein junges Mädchen von einundzwanzig Jahren zu ihnen als Pfarrfrau. Aber sie haben meine Frau rührend lieb aufgenommen. Ich habe es damals nicht verstanden, was für eine ungeheuerliche Sache es war, ein einundzwanzigjähriges Mädchen aus einem behüteten Elternhaus und der Gartenstadt Kassel in den wildbewegten Berliner Osten, mitten in die Revolution zu versetzen.

Im März 1919 war ich von meiner Braut vierzehn Tage völlig abgeschnitten gewesen. Der ganze Osten Berlins war durch Stacheldraht abgetrennt. Dann konnte ich ihr endlich von einem Postamt außerhalb des Stacheldrahtes ein Telegramm nach Kassel senden, dass ich noch lebte und es mir wohlginge. Das war nicht selbstverständlich. Einmal ging ich ahnungslos zwischen zwei Stellungen hindurch. Ich wollte sehen, ob das Stadtmissionshaus in der Frankfurter Straße noch stände. Kaum war ich im Haus verschwunden, als hinter mir die Maschinengewehre loslegten.

Wir mussten froh sein, dass in unserer neu gemieteten Wohnung die Fensterscheiben alle noch ganz waren. Es war überhaupt ein Wunder gewesen, dass wir in dieser Situation eine Wohnung bekommen hatten. Es war eine alte Wohnung in der Lebuser Straße 3, nicht weit von dem Stadtmissionshaus, mit dem typischen Berliner Zimmer. Als mich meine Braut im Februar 1919 in Berlin besuchte und zum ersten mal die Wohnung sah, standen ihr doch die Tränen in den Augen. Ich konnte es gut begreifen, wo sie ein so schönes Elternhaus gehabt hatte und in einer so freundlichen Umgebung aufgewachsen war.

Damals gab es in Deutschland fast nichts zu kaufen. Der Krieg war

verloren, die Revolution im Gange. Das ganze Wirtschaftsleben stockte. Ein Streik und Generalstreik folgte dem anderen. Unser Junge war schon vier Monate alt, als endlich die ersten Möbel eintrafen. Bis dahin hatten wir uns geradezu "köstlich" beholfen. Meine Frau hatte ihr Jungmädchenbett mitgebracht, aus Eisen, weiß emailliert. Ich bekam ein uraltes Holzbett aus ihrem Elternhaus. Es war sehr klein; wenn ich mich diagonal legte, konnte ich zur Not darin Unterkommen. Schränke besaßen wir nicht. Als Ersatz legten wir große Bogen Packpapier auf die Erde. Ein Bogen Packpapier war der Kleiderschrank meiner Frau. Auf dem zweiten Bogen Packpapier wurden meine Sachen untergebracht, und so ging es weiter.

Ein Glanzstück unserer Wohnung waren das Sofa und die Stühle. Es war ein altes Sofa von Zuhause, neu aufgearbeitet mit Papierstoff. Anderen Stoff gab es ja nicht. Wir fanden diesen Papierstoff mit seinen freundlichen Blumen großartig. Sofa und Stühle haben ihren guten Dienst getan. Nach zwei Jahren waren sie völlig verbraucht. Daran konnte man merken, dass dieses junge Heim viele Menschen angezogen hatte junge Menschen zumal. Da ich in einem Schülerbibelkreis Jesus gefunden hatte, dauerte es nicht lange, bis ich selbst im Osten Berlins einen solchen angefangen hatte. Es ist schön, wenn junge Menschen gern zu einem kommen.

Die Studenten der Berliner Universität gesellten sich bald dazu. Sie kamen nicht nur zu offenen Abenden in unsere Wohnung, sondern auch in die Stadtmission Berlin-Ost. Immer wieder zogen Studenten mit uns zum Dienst. Mancher hat im Osten Berlins Entscheidendes für sein Leben empfangen. Mancher Pfarrer hat mir später erzählt, dass er dort zum ersten mal das eigentliche Wesen einer Gemeinde gesehen und seitdem nie wieder vergessen habe. Wirkliche Gemeinde ist sehr selten. Man kann ihr Wesen nicht aus Büchern und in der Theorie erfassen. Das ist nur in einem lebendigen, unmittelbaren Anschauungsunterricht möglich. Mir selbst ist es im Osten Berlins nicht anders ergangen.

Die jungen Menschen aus dem Osten Berlins und von der Universität kamen gern zu uns. Wir hatten uns vorgenommen, kein frommes Bild und keinen frommen Spruch aufzuhängen. Wir dachten, wenn die Menschen nicht ohne solch ein Wort oder Bild an der Wand merken, wer in der Wohnung lebt, dann ist durch den frommen Spruch auch nichts gewonnen. In jungen Jahren ist man eben radikal. Und das ist schön.

Wir standen in engem Kontakt mit der Jugendbewegung, die 1913 auf dem Hohen Meißner in der Nähe unserer Heimatstadt Kassel ihren Anfang genommen hatte. Es zog uns zu dieser Jugend, die so ehrlich und wahrhaftig war. Sie war in einem ganz anderen Sinne revolutionär. Sie hatte die Scheinfassade des Bürgertums durchschaut und wollte echtes Leben gewinnen. Sie hatten zum großen Teil verstanden, welch ein Unrecht die bürgerliche und christliche Gesellschaft an ihren Brüdern aus der Arbeiterschaft durch Generationen hindurch begangen hatte. Die sozialen Fragen bewegten sie aufs stärkste. Die Fragen des Arbeiters waren auch ihre Fragen. Die Jugendbewegung fand ganz unmittelbar den Weg in die Arbeiterschaft. All das verband uns sehr mit ihr.

Aber wir waren dankbar, dass wir nicht nur einen neuen Idealismus hatten, sondern Lebensgemeinschaft mit Jesus selbst. Das war das Schwere für die Jugendbewegung, dass sie im Grunde nur bei sich selbst und ihren eigenen Kräften war. Viele sind daran gescheitert. Idealismus und Selbsterlösung führen nicht zum Ziel. Wir freuten uns über den Kontakt mit diesen jungen Idealisten. Wir hofften, sie würden merken, wer in unserem jungen Heim das Leben ausmachte, wenn sein Name auch nicht an der Wand geschrieben stand.

Aber nicht nur junge Menschen kehrten in großer Zahl bei uns in der Lebuser Straße 3 ein. Auch die alten kamen und waren bei uns zu Hause. Wir denken gern an jene prachtvollen Mütter und Großmütter zurück, die die einundzwanzigjährige junge Pfarrfrau so lieb aufnahmen und ihr verziehen, dass sie noch so jung war. Sie sahen sie wie ihre Tochter an und mich wie ihren Sohn. Das schwere Schicksal der Arbeiterschaft hatte sie geprägt. Sie wohnten in den Hinterhöfen der Mietskasernen, in die selten die Sonne hineinschien, wo es keinen Baum und Strauch gab. Aber diese Arbeiterfrauen hatten, das Geheimnis Jesu entdeckt. Er lebte in ihrem Leben und machte es zu einem reichen und großen Leben.

Wenn diese alten Mütter meine junge Frau besuchten, machten sie ihr gern eine Freude. Wie gern brachte die Mutter Ziesig ihr einen Kuchen mit, weil sie meinte, dass dieses Kind doch schwerlich schon einen richtigen Kuchen backen könnte. Oder es kam die Mutter Zichmann aus der Kleinen Andreasstraße. Sie wohnte auf dem Hinterhof in einer sehr bescheidenen Wohnung. Aber sie war eine Mutter in Christus. In ihr lebte eine Glaubens- und Gebetskraft. Mit welcher Unbefangenheit

und Freude erzählten diese Frauen, was sie an Gebetserhörungen mit ihrem Herrn erlebten und wie sie immer neue lebendige Erfahrungen in ihrem Alltag mit Jesus machten. Jene alten Mütter ahnten nicht, wie sie uns junge Pfarrersleute beschenkten.

Es wären viele Namen zu nennen. Sie sind längst in der Ewigkeit wie die Mutter Wühle, die uns jeden Samstag besuchte. Mir brachte sie gewöhnlich einen Fisch mit. All diese Liebe hat uns wohlgetan, zumal der Einsatz so schwer und die Kämpfe oft hart waren. Mutter Wühle war ein Original. Sie hatte drei Männer gehabt und war zu ihrem Kummer ohne Kinder geblieben. Sie erzählte uns, wie sie oft gebetet habe: "Lieber Herr, aber ein kleines Mädchen kannst du mir doch wenigstens schenken." Ihr Wunsch war ihr nicht erfüllt worden. Um so mehr musste sie andern Liebe beweisen.

Ihr Grab auf dem Petri-Friedhof in der Friedensstraße war fertig mit Grabhügel und Stein. Nur der Todestag fehlte noch darauf. Dieses Plätzchen bedeutete für sie eine Oase im Osten Berlins. Manche Stunde brachte sie dort zu und hatte eine diebische Freude, wenn jemand sie fragte, wer denn dort begraben liege. Originale gabes im Osten Berlins in großer Zahl, unter Männern und Frauen, unter Christen und Nichtchristen.

Zu diesen Originalen gehörte auch Fräulein Ziehmann. Ich weiß nicht mehr, wie alt sie war, aber sie war sicher nicht mehr die jüngste. Und doch sah sie aus wie ein Kind. Schwere Krankheit hatte ihr Wachstum verhindert und ihre Gesundheit zerstört. Ihr Bruder war Tischler und hatte ihr ein hohes Stühlchen angefertigt, wie es sonst Kinder bekommen. Aber der Sitz war ausgeschnitten und alle Ränder gut gepolstert, denn Fräulein Ziehmann bestand wirklich nur aus Haut und Knochen. Darum hätte das harte Holz sie schnell wundgerieben. Mit rührender Liebe wurde sie von ihren Angehörigen umgeben.

Sie war aber auch wie ein Bote Gottes in ihrer Familie und darüber hinaus. Jesus hatte aus ihr etwas ganz Wunderbares gemacht. Von diesem verkümmerten, kleinen Menschenkind ging sein Friede in einer wunderbaren Kraft aus. Wenn ich sehr niedergeschlagen war, sagte meine Frau zu mir: "Du musst Fräulein Ziehmann besuchen." Bei ihr und bei vielen andern waren nicht wir die, die etwas mitbrachten, sondern die dort beschenkt wurden und Unbezahlbares für ihr Leben empfangen.

Mathilde Dettmer führte einen kleinen christlichen Buchladen in der Friedensstraße. Ihr Körper war sehr schwach. Einen normalen Arbeitsplatz konnte sie nicht ausfüllen, aber sie stand von früh bis spät in ihrem Buchladen und war für viele junge und alte Menschen ein Engel Gottes. Einmal bat sie mich, sie von der Teilnahme an unseren biblischen Arbeitsgemeinschaften zu entbinden, da diese Art grundsätzlicher Bibelarbeit für sie zu schwer sei. Sie könne beim besten Willen nichts dazu beitragen. Ich bekam einen Schrecken, dass Fräulein Dettmer in diesem Kreis fehlen sollte. Auch dort ging von ihr eine wunderbare Kraft aus. Sie gehörte zu denen, die den Geist dieser Arbeitsgemeinschaften bestimmten, obwohl sie nie ein Wort sagte. Ich bat sie herzlich, doch ja unter uns zu bleiben und sich nicht mit dem Gedanken zu belasten, sie müsste auch nur ein einziges Wort zu dem Gang des Abends beitragen.

Wir können Gott gar nicht dankbar genug sein, dass er uns in die Welt des Berliner Arbeiters führte und mitten darin die ganze Schönheit und Kraft der Gemeinde Jesu erfahren ließ. Nicht nur uns, sondern vielen anderen wurde diese Schar in der Großen Frankfurter Straße 11 ein echtes Zuhause. Das Geheimnis war Jesus selbst. Er hatte uns zu einer Familie werden lassen, in der man sich wirklich Bruder und Schwester war. Mancher war überrascht und stutzte, wenn er fremd in unsere Mitte kam. Er konnte sich nicht erklären, was das für eine Atmosphäre war, die ihn umschloss. Ohne es zu wissen, war er in das Kraftfeld der Gemeinde Jesu geraten. Wenn der eine und andere später von diesen seinen ersten Erfahrungen erzählte, wurde uns selbst erst klar, was das Geheimnis der Gemeinde Jesu bedeutet und welch ein Vorrecht es ist, zu ihr gehören zu dürfen.

Mitten in einer Zeit, in der das Christentum und die Kirche radikal erledigt zu sein schienen, hat uns das Geschehen des Jahres 1919 davon überführt, dass Jesus immer größer ist als alles andere und dass er sich in jeder Lebenssituation den Weg zum Menschen bahnt.

6. Der Missionstrupp

Am Neujahrstag 1920 stand der erste Missionstrupp auf einem der vielen Höfe zwischen den Mietskasernen des Berliner Ostens. Diese schrecklichen Häuserblocks waren in den Gründerjahren nach dem Krieg 1870/71 entstanden. In jedem Haus waren in der Regel fünfzig, auch hundert und mehr Familien zusammengepfercht. An das Vordergebäude schlossen sich zwei Seitenflügel und ein Quergebäude an. Zwischen diesen vier Häusern befand sich ein asphaltierter Hof, der nichts Grünes enthielt - der armselige Spielplatz der Kinder. Oft sich an diesen ersten Hof noch ein zweiter und dritter Hof an, der ebenso von vier hohen Häusern umschlossen war. Die Gebäude waren meist alt und verfallen. Die Bomben des zweiten Weltkriegs und die Eroberung Berlins haben diese schrecklichen Wohnblocks auf eine tragische Weise weithin ausradiert.

Manchen Sonntagmorgen haben wir zu 3000 Menschen gesprochen, wenn wir auf einem Hof nach dem andern sangen und sprachen. Niemals hätten wir im normalen Gottesdienst eine so große Schar erreichen können. Die Gottesdienste waren in jener Revolutionszeit oft nur von wenigen besucht. Da wir keine offizielle Kirchengemeinde waren, sondern eine Freiwilligenschar der Berliner Stadtmission, waren wir nicht verpflichtet, im Stadtmissionshaus Gottesdienst zu halten. Wenn es auch zu diesem Zweck gebaut war und eine Kirche mit Altar enthielt, waren wir immer wieder über unsere Ungebundenheit und Beweglichkeit froh.

Ich habe später als Pfarrer einer Kirchengemeinde beobachtet, dass die feste Bindung an den Sonntagsgottesdienst und seine Form ein Hindernis sein kann, Menschen zu erreichen. Es ist schmerzlich, wenn man nicht frei handeln kann, wie es die missionarische Aufgabe der Kirchengemeinde erfordert. Unsere Landeskirchen, Freikirchen und christlichen Organisationen täten gut, ihre festen Ordnungen zu lockern und die Möglichkeit zu geben, den Dienst frei zu gestalten. Die starre, unbewegliche Form kann zur Schuld vor Gott werden. Selbst Kreise, die aus einer Erweckung hervorgegangen sind, haben sich oft so festgelegt, dass sie für neue Befehle ihres Herrn nicht mehr verfügbar sind. Jesus darf nur im Rahmen der traditionellen Ordnung handeln. Das bedeutet aber, dass er an starr gewordenen Kreisen vorübergehen muss, um sein Leben durch ganz andere Kanäle zu leiten.

Im Jahre 1920 haben wir keine grundsätzlichen Erwägungen gehabt. Wir taten einfach das, was notwendig war. Wir suchten jeweils nach den bestmöglichen Wegen, um zu den Menschen zu gelangen. Wie diese kleine Schar von zwanzig Männern und Frauen auf den Gedanken kam, sich an jenem eiskalten Neujahrmorgens als Missionstrupp zu formieren und auf die Höfe der Nachbarschaft zu ziehen, weiß ich nicht. Nur eins ist gewiss, dass die erste Liebe zu Jesus dahinter stand. Es war kein Staat mit dieser Schar zu machen. Aber die Menschen spürten, dass uns die Liebe zu ihnen trieb und dass alle mit ihrer ganzen Person dahinter standen.

Die Lieder des Missionstrupps waren in der Regel sehr einfach. Die wertvollen alten Choräle mit ihrer klassischen Form wären hier nicht angekommen. Man kann nicht auf den Saiten einer Harfe spielen, die nicht mehr vorhanden sind. Man muss versuchen, auf denen, die noch da sind, eine einfache Melodie zu gestalten. So lag es bei vielen Menschen im Osten Berlins, die durch eine elende Form der Fabrikarbeit und durch viel wirtschaftliche Not hart mitgenommen waren. Sie besaßen zumeist nicht die Möglichkeit, klassischer Musik zu folgen. Aber sie trugen einen großen Hunger nach echtem Leben in sich.

Wenn wir im Missionstrupp auf die Höfe zogen, durften wir keine Voraussetzung machen und mussten in einfacher, aber echter Form die Botschaft von Jesus weitergeben. Wie unsere Lieder, waren auch unsere Worte denkbar einfach und alles andere als wohlgesetzte Predigten. Verschiedene Männer ergriffen das Wort, ein Schlosser oder ein Kaufmann, ein Arzt oder ein Tischler, wie es sich gerade begab. Wir suchten den Zuhörern deutlich zu machen, dass Jesus nicht jenseits von unserem Leben steht, sondern mitten darin, und dass er eine ungemein praktische Bedeutung für den Alltag unseres Lebens hat.

Ich selbst trat nicht als Pastor auf, sondern war einer aus dem Trupp. Wir standen alle in einer Front miteinander. Wir waren Brüder und Freunde. Viele sagten zu mir "Du", wie das in der Arbeiterschaft üblich ist. Es ist schön, wenn man auch menschlich einander so nahe ist und als Pfarrer einfach mit hineingenommen wird. Da ich so frei mit der Bibel aufgewachsen bin, seit ich zu Jesus fand, hatte ich keinen Sinn für einen besonderen "geistlichen Stand". Im Neuen Testament sind alle, die mit Christus verbunden sind, geistliche Menschen.

Die Menschen des Berliner Ostens erlaubten mir, einfach einer der ihren zu sein. Das konnte vollends im Missionstrupp nicht anders sein, denn jeder in ihm war ein geistlicher Mensch. Sonst hätte er in dem Trupp nicht mit leben und mitarbeiten können. Es hätten alle Voraussetzungen gefehlt. Er wäre wohl auch selbst nicht auf die Idee gekommen, sich solch einem Missionstrupp anzuschließen und einen Einsatz mitzumachen, der viele Opfer forderte und in schwierige Situationen brachte.

Im März 1920 wurde die Lage für den Missionstrupp besonders kritisch. Der Kapp-Putsch war gemacht worden. Der Generalstreik wurde ausgerufen. Ganz Berlin war aufgewühlt, zumal der Berliner Osten. Man wusste nicht, was es für Kämpfe geben würde. Ein Edelkommunist, der in unserem Hause wohnte und mit dem ich manches gute Gespräch hatte, warnte mich, wir dürften an diesem Sonntag auf keinen Fall im Missionstrupp losziehen. Es läge in dieser schwülen Atmosphäre zu nahe, dass man uns für eine politische Truppe hielt und dass auf uns geschossen würde. Er versuchte mir deutlich zu machen, dass ich die Verantwortung für die anderen trüge und ihr Leben nicht riskieren dürfe. Aber als ich in unser Missionshaus kam, war der Missionstrupp schon versammelt. Für ihn war es gar keine Frage, dass er gerade an diesem Sonntag gehen müsste.

Auf der Straße rannten die Menschen, um noch einige Eimer Wasser zu zapfen, ehe durch den Generalstreik die Wasserleitung lahmgelegt würde. Unser Bub war fünf Wochen alt. Ich war sehr in Versuchung, nach Hause zu gehen, um meine Frau zu alarmieren, dass sie noch alle Vorkehrungen für den Generalstreik treffen möchte, damit wir nicht ohne Wasser wären. Aber die anderen liefen auch nicht nach Hause, sondern fühlten sich zum Dienst im Missionstrupp gerade an diesem Sonntagmorgen verpflichtet.

Einen solchen Höllenlärm wie an diesem Tag hatten wir noch nie erlebt. Es war unheimlich. Aber noch unheimlicher war es am nächsten Sonntag, als wir auf einem Hof der Memeler Straße standen. Kein Wort würde uns zugerufen. Es war alles stumm. Aber die Männer schauten uns so an, als wollten sie uns im nächsten Augenblick an die Kehle springen. Es war zu sehen, wie eine unsichtbare Macht sie alle festhielt und Jesus bewies, dass er der Stärkere war.

Ostern 1920 zog der erste Missionstrupp hinaus in die Dörfer der Mark Brandenburg. Er fuhr bis Falkenberg bei Eberswalde und marschierte

in drei Tagen durch viele Dörfer bis in den Oderbruch. Sie sangen und sprachen auf Dorfplätzen, in Kirchen, in Gasthäusern, auf Jahrmärkten, bei einem Turnerfest und wo sich die Gelegenheit bot. Die Erlebnisse waren sehr verschieden. Manchmal hatten sie offene Türen. Manchmal war der Zugang sehr schwierig.

Es zeigte sich, wie selten das Leben mit Jesus in der Mark Brandenburg war. Der Missionstrupp hatte Einblicke in das Leben dieser Menschen getan, die uns alle bewegten. Wir merkten, dass wir die Botschaft von Jesus nicht nur dem Berliner Osten schuldig waren, sondern auch den Dörfern der Mark. Es schien uns so, als sei in vielen Dörfern das Leben mit Jesus unbekannter als im Osten Berlins. In manchen Orten fielen die Gottesdienste aus. In anderen kamen nur wenige in die Kirche. Eine Erweckung hatte es hier wohl noch nie gegeben.

Die Nachrichten, die der Missionstrupp mitbrachte, ließen uns nicht los. Oft zog Sonntag für Sonntag ein Trupp hinaus. Meist trafen wir uns nach Fabrikschluss um 13 Uhr Samstagmittag auf den Dorfplatz einzuladen. Manchmal hatten wir es zu den Einsätzen Kilometer weit. Dann begann der Fußmarsch. Autos gab es nicht. In unseren Rucksäcken führten wir alles mit uns, was wir brauchten: Schlafdecken, Brot, Kartoffelsalat, Marmelade. Viel mehr hatte man damals nicht. Es war eine sehr arme Zeit. Wir wollten in den Dörfern von den Bauern weder Butter noch Speck noch Eier noch sonst etwas annehmen, um nicht in ein falsches Licht zu kommen. Viele Berliner trieb der Hunger hinaus, um zu hamstern. Man hätte denken können, dass wir nur auf eine scheinheilige Weise hamstern wollten, während es die anderen offen und ehrlich taten. So nahmen wir in den Dörfern nichts an und hatten alles bei uns, so arm wir selbst waren und so wenig es im Osten Berlins zu essen gab. Auch die Fahrkarte bezahlte jeder selbst. Man war darüber oft sehr erstaunt und ahnte, dass die Glieder des Missionstrupps etwas Besonderes bewegte.

Wir schliefen auch nicht in den Häusern, um niemand zur Last zu fallen, und waren dankbar, wenn man uns eine Scheune gab: eine Scheune für die Frauen und Mädchen, eine für die Männer. Nur ein- oder zweimal wurde der Trupp wegen seiner Botschaft ganz abgewiesen; dann schlief er eben im Wald. Bei dem Schlafen in den Scheunen haben wir lustige Dinge erlebt. Manche sagten morgens, sie hätten sehr schlecht

geschlafen. Sie hatten auf dem Knoten gelegen, der das Strohband zusammenhielt. Kein Wunder, dass das einen schlechten Schlaf gab. Oft mussten große Strapazen bewältigt werden, zumal wenn das Wetter schlecht war. Aber mit welcher Freude geschah alles. Die ganze erste Liebe zum Herrn Jesus stand dahinter. Das hat er wohl gütig angesehen und darum oft einen erstaunlichen Eingang in den Dörfern geschenkt. Wir waren alle Anfänger, auch in dem Leben mit Jesus. Dass wir so Erstaunliches erlebten, konnte nur Jesus bewirkt haben.

Freilich rüsteten wir uns treu für den Dienst. In der Nähe des Ortes, dem der Einsatz galt, suchten wir einen stillen Fleck, um uns innerlich zu sammeln. Es wurde keine Andacht gehalten, um den Trupp in richtige Form zu bringen. Wir setzten voraus, dass jeder im Trupp ein eigenes Verhältnis zu Jesus habe. Dass dies die Voraussetzung für den Dienst sei, hatten wir deutlich gesagt, ehe wir zu dem Missionsmarsch aufriefen.

Dass wir unsere Bibel oder das Neue Testament bei uns hatten, war selbstverständlich. Jeder suchte sich durch ein Wort der Schrift für den Tag ausrichten zu lassen. In diesen stillen Zeiten sind tiefe Entscheidungen gefallen. Wir merkten deutlich, dass wir in den Einsatz nichts mit hineinnehmen konnten, was unserem Herrn nicht gefiel. Unser Leben mit Christus wurde entscheidend geklärt. Eine Diakonisse sagte mir nach vielen Jahren: „Wissen Sie noch den Sandfleck vor Neuzittau, auf dem wir lagerten? Dort ist meine Entscheidung für Jesus gefallen.“ Da hatte sie als junges Mädchen gesehen, dass sie ehrlicherweise im Missionstrupp nicht mitziehen konnte. Die Situation nötigte sie, klaren Tisch zwischen Jesus und sich zu machen und ihm vorbehaltlos ihr Leben zu eigen zu geben.

Wir hatten nicht den Eindruck, als wenn wir Opfer gebracht hätten. Die Beschenkten waren wir selbst. Es ist nicht zu sagen, wie fröhlich wir oft Sonntagabend gegen Mitternacht in Berlin wieder anlangten. Wir brachten der Gemeinde viel Freude mit und erzählten mit Freuden. Es waren nicht immer dieselben im Missionstrupp. Wer gerade konnte und den inneren Befehl dazu hatte, ging mit. Aber ich kann mich nicht erinnern, dass wir je von einem Missionsmarsch anders als fröhlich heimgekommen seien, weil wir das Handeln Jesu an uns und anderen erlebt hatten. Auf diesen Fahrten haben wir gesehen, wer Jesus ist und was er kann.

Unmerklich wurde uns noch etwas anderes erschlossen: das eigentliche Wesen neutestamentlicher Gemeinde. Wir wußten nicht, dass ein Missionstrupp darin seine Grundlage hat, dass er eine Gemeinde Jesu ist. Aber wir erfuhren, dass wir eine Einheit unter Jesus waren und dass er den Trupp leitete und ihm Befehle und Gaben zum Dienst gab. Auf dem Dorfplatz war kein vorbereitetes Programm abzuwickeln. Die Situation war viel zu wechselnd. Wir wußten nie, was auf uns wartete. Es passte weder gottesdienstliche Form noch Liturgie. Hier musste aus dem Augenblick heraus unter der Leitung des Geistes Gottes gestaltet werden. Jeder im Trupp arbeitete innerlich mit. Jeder stand im stillen vor Christus im Gebet und fragte ihn, wie der Einsatz weitergehen sollte. Wir pflegten vormittags im Dorf zu singen und für den Nachmittag auf den Dorfplatz einzuladen. Manchmal hatten wir zuerst nur eine kleine Schar um uns, bis andere Mut gewannen und herzukamen. Oft wurden es Hunderte. Da musste es nach dem Wort gehen dass der Herr Jesus seinen Leuten zur Stunde geben will, was notwendig ist. Es musste in echter Weise improvisiert werden. Jeder im Trupp war beteiligt. Jeder fragte im Stillen seinen Herrn, ob er an der Reihe sei und was "er beizutragen hätte. Lieder und kurze Worte wechselten ab. Vielleicht sprach ein Mann zu den Männern, eine Frau zu den Frauen, ein junger Mann zu den jungen Männern, ein junges Mädchen zu den jungen Mädchen. Dieser Missionstrupp war eine helle Freude, ein lebendiger Organismus unter Christus. Später haben wir begriffen, dass das alles im Neuen Testament steht: 1.Kor 12; Röm 12; Eph 4,16. Im Neuen Testament ist kein Zweifel darüber, dass Jesus allein das Haupt seiner Gemeinde ist. Wir werden Glieder seiner Gemeinde, indem wir mit dem Haupt lebendige Gemeinschaft bekommen. Es ist die grundlegende Tat, die unsere ganze Lebenssituation verändert, wenn der Geist Gottes diese unmittelbare Beziehung zu Jesus selbst herstellt. Sie ist nicht nur im Anfang das Werk des Geistes Gottes, sondern durch unser ganzes Leben. Das kann kein Mensch sich selbst geben. Das kann auch kein Mensch einem anderen geben. Nur der Geist Gottes kann Jesus verklären (Joh 16,14) und uns mit ihm innerlich verbinden und in Verbindung halten. Jeder Mensch darf Gott darum bitten, dass er diese Verbundenheit mit Jesus geschenkt bekommt.

Jesus selbst ist das alleinige Fundament seiner Gemeinde (1.Kor. 3,11). Gemeinde Jesu wird durch nichts anders begründet als durch

ihn selbst und seine Gegenwart. Dabei ist es einerlei, ob es sich um einige wenige Menschen im Hinterhof handelt, um eine Zusammenkunft in einer Bauernstube, um einen feierlichen Gottesdienst oder um die Veranstaltung einer Akademie - Gemeinde Jesu wird immer nur durch seine Gegenwart und die unmittelbare Beziehung zu ihm selbst. Das war das Geheimnis des Missionstrupps, das er mit der Gemeinde Jesu in der ganzen Welt teilte.

Jesus braucht die Glieder seiner Gemeinde als seine Mitarbeiter und Handlanger. Es bleibt aber immer bei seinem Wort: „Einer ist euer Meister, Christus; ihr aber seid alle Brüder“ (Matth 23,8+10). Es darf sich keiner anmaßen, Herr über die Gemeinde Jesu sein zu wollen. Aber zu Gehilfen der Freude möchte uns unser Herr gern machen (2.Kor 1,24).

Solche Gehilfen der Freude an Christus können vielerlei Funktionen und Aufgaben haben. Auch Aufgaben der Leitung und Führung. Natürlich musste im Missionstrupp irgend jemand führen und leiten. Aber er durfte es nicht so tun, dass dadurch die anderen entmündigt wurden. Wer jeweils zu führen hatte, musste so den Trapp leiten, dass alle Gaben zur Entfaltung kamen, die in ihm lebten. Damit war uns der Grundriss echter Gemeinde enthüllt worden, ohne dass wir es wußten.

Bei den vielen Einsätzen des Missionstrupps nahmen wir wahr, wie verschiedenartig die Gaben der einzelnen waren. Der eine war Evangelist, der den Kontakt mit denen herstellen konnte, die noch nichts von Christus ahnten. Die Berliner haben einen köstlichen Witz. Diese Gabe konnte der Herr Jesus prachtvoll brauchen, wenn es galt, Brücken zu schlagen. Andere besaßen den feinen Takt, dem einzelnen nachzugehen und ihn weiterzuführen. Sie hatten die Gabe des Hirten. In der Gemeinde Jesu sind die Gaben nie auf Männer beschränkt. Jesus sieht nicht an, ob es ein Mann oder eine Frau ist, sondern ob ihm jemand von ganzem Herzen zugetan ist. Der Sologesang eines jungen Arbeiters besaß die Kraft, Menschen für Christus aufzuschließen. Unvergesslich ist eine Gruppe junger Mädchen. Unter ihrem Lied öffneten sich die Herzen.

Allmählich entdeckten wir auch zu Hause in der Gemeinde, welche eine Fülle von Gaben Jesus ausgeteilt hatte. Eine seltene Gabe ist die Gabe des Lehrers, der in die Gedankengänge der Bibel so einzuführen vermag, dass man die Zusammenhänge versteht und geistliches Urteilsvermögen gewinnt. Diese Gabe entdeckten wir zuerst bei

einem Tieraussstopfer. Im Laufe der Jahre entwickelte sie sich auch bei anderen. Eine Gemeinde kann nicht fest ihren Weg gehen, wenn diese Gabe nicht in ihrer Mitte ist. Sonst entstehen unnüchterne Gedankengebilde, Schwärmereien und Entwicklungen, die eine ganze Gemeinde zerstören können.

Ebenso unentbehrlich ist die Gabe der Prophetie. Dabei sollte man weniger an die Gabe der biblischen Propheten denken, die zukünftige Wege Gottes zu verkünden hatten, sondern mehr an die, die für die jetzige Lage ein lösendes, treffendes Wort von Gott her zu sagen vermag. Solche Männer und Frauen sind Gold wert. Sie haben den Durchblick, welches die nächsten Schritte im Aufbau der Gemeinde sind und welche missionarischen Aufgaben ihr zur Zeit gestellt werden.

Eine Gemeinde ohne solche Menschen ist im Grunde führerlos und vermag keine Schritte zu tun. Sie wird auf demselben Fleck stehen bleiben und erstarren. Ihr Herr wird ihr keine Pläne zeigen können, um die Sache Jesu weiterzuführen. Diese prophetische Gabe braucht nicht unbedingt dem Vorsteher der Gemeinde zu eigen zu sein, obwohl dies sehr wünschenswert ist. Vielleicht sind andere Glieder der Gemeinde damit ausgerüstet. Dann erfordert es viel Demut und Weisheit von dem Vorsteher der Gemeinde, auf sie zu hören.

Nie wird alles in einer Person vereinigt sein, was zum Bau echter Gemeinde notwendig ist. Darum ist das Ein-Mann-System in der Gemeinde Jesu grundsätzlich nicht möglich. Jesus möchte, dass die Glieder seiner Gemeinde zusammenarbeiten und ein lebendiger Organismus unter ihm als dem Haupt werden. Erst allmählich wurde deutlich, dass uns im Missionstrupp ein ganz großer Anschauungsunterricht zuteil wurde.

Unter den Geistträgern dürfen die Diakone und Diakonissen nicht fehlen, die vielleicht nicht die Gabe des Wortes haben, aber mit großer Treue und Liebe die vielen praktischen Dinge tun, die das Leben erfordert. In einem Missionstrupp muss viel praktisch geordnet werden, damit er existieren kann. Es brauchte Scheunen zum Schlafen, Versammlungsräume, Eisenbahnfahrkarten, den richtigen Fahrplan und vieles andere mehr. Ebenso brauchte die Gemeinde daheim treue Menschen, die alles in Ordnung hielten, die die Versammlungsräume reinigten und die Heizung bedienten. Wir hatten damals noch keine Zentralheizung. Viele Öfen mussten geheizt werden. Diese Arbeit begann am Sonntag frühmorgens um 4 Uhr.

Gustav Zander war solch ein Diakon Gottes. Er hatte einen Sprachfehler. Er konnte nicht mit dem Wort dienen. Aber als er einmal krank war und die Brüder, die sonst in den Zusammenkünften sprachen, die Heizung übernehmen mussten, wurde erst deutlich, welch eine besondere Gabe als Diakon unser Gustav Zander hatte. Seine Frau stand ihm als rechte Diakonisse zur Seite.

Außer denen, die ein offizielles Amt als Pfarrer, als Diakonissen, als Diakone haben, braucht es in jeder Gemeinde eine Fülle von Hirten, Lehrern, Diakonen und Diakonissen. Es ist eine kümmerliche Sache, wenn einer alles tun muss. Noch schlimmer, wenn er der Meinung ist, dies sei in der Ordnung, und wenn er als Vorsteher der Gemeinde nicht seine schönste Aufgabe darin sieht, denen, die gleich ihm Gaben zum Dienst haben, zu einer Entfaltung dieser Gaben zu verhelfen. Das alles lehrte uns der Missionstrupp. Er war wirklich ein Seminar Gottes.

Auf den Dorfplätzen teilten wir den Zuhörern das Beste aus unserem Leben mit, um ihnen nahezubringen, welche Bedeutung Jesus hat und was er im alltäglichen Leben für uns zu sein vermag. Oft hörten wir einander erstaunt zu, wenn die einzelnen Glieder der Trupps sprachen. Das hatten wir hinter manchem nicht vermutet, was er jetzt den Dorfleuten berichtete. Dabei erfuhren wir auch, wie die einzelnen den Weg zu Jesus gefunden hatten. Das wußten wir zumeist gar nicht. Es war für uns selbst schön, auf dem Dorfplatz den andern zuzuhören. Wir schauten neu in die Werkstatt des Herrn Jesus hinein und staunten über die Mannigfaltigkeit seiner Wege.

Warum erzählten wir das nur ganz fremden Leuten und machten uns nicht daheim die Freude, diese schönen Erfahrungen voneinander zu hören? Es ist uns merkwürdig schwer geworden, im normalen Gemeindeleben einander Anteil an den Erfahrungen mit Christus zu geben. Es gibt eine echte Keuschheit. Nicht alles darf man andern Menschen sagen. Manches muss ein Geheimnis zwischen Jesus und uns bleiben. Aber es ist ein großer Verlust, wenn wir so schweigsam sind und so wenig voneinander wissen. Es ist nicht recht, all das Schöne und Wertvolle, das wir bei unserem Herrn erfahren, für uns zu behalten. Es würde ihm eine Freude sein, wenn wir einander damit dienten.

An einem Silvesterabend berichteten in einer großen Versammlung ein Dutzend Männer und Frauen von Erfahrungen mit Christus im alten Jahr. Das lag an Silvester nahe. Nach dem Abend meldeten sich zwölf

andere, um am Neujahrsabend dasselbe zu tun. Und es meldeten sich noch so viele, dass wir am 2., 3. und 4. Januar Fortsetzung machen mussten, bis sechzig Glieder der Gemeinde voll Dank berichtet hatten, was ihnen ihr Herr im alten Jahr Gutes getan hatte. Dass dabei schwere Erfahrungen nicht fehlten, ist klar. Es wäre sonst ein unechtes Bild gewesen.

Einen Fehler bemerkten wir erst nach Jahren. Unser Herz drängte uns dazu, das Schönste und Beste aus dem Leben mit Jesus mitzuteilen. Wir dachten, dadurch müssten alle mit Macht gezogen werden. Das war ein Irrtum. Die Menschen horchten sehr interessiert zu. Sie fanden es ausgezeichnet. Sie freuten sich daran, aber sie dachten, diese Menschen aus dem Berliner Osten sind so perfekte, großartige Christen, wie wir es nie werden können. Durch unsere schönen Berichte und positiven Erfahrungen verloren sie allen Mut, überhaupt anzufangen. Wir hätten ihnen auch von dem berichten sollen, was bei uns schief ging. Wir hatten ihnen von unseren Niederlagen erzählen sollen, wie wir unseren Herrn enttäuschten und wie er erstaunlicherweise uns dennoch die Treue hält. Dann hätte manch einer Mut bekommen, sich Jesus anzuvertrauen. Ganz gegen unseren Willen hatten wir einen Heiligenschein bekommen, den wir gar nicht wollten.

Daheim trafen wir uns zu Versammlungen, Bibelabenden, Jugendstunden und später auch zu Gottesdiensten. In solchen Veranstaltungen kommt das Urwesen der Gemeinde Jesu oft schwer zur Geltung. Von der ersten Gemeinde in Jerusalem heißt es: "Die Gemeinde war ein Herz und eine Seele." Das konnte im Missionstrupp viel leichter zum Ausdruck kommen als daheim in großen Versammlungen. Unterwegs war man menschlich einander viel näher. Der ganze Zuschnitt des Zusammenlebens war anders. Hier konnte man wirklich wie eine Familie existieren. Es war eine schöne Gemeinsamkeit, nicht nur im geistlichen Leben, sondern auch praktisch-menschlich.

Wir hatten Zeit füreinander. Das war so anders als daheim, wenn wir uns im Missionshaus trafen. Auf den Märschen konnten wir miteinander sprechen und vieles gegenseitig mitteilen. Es gab ein richtiges Gespräch, wie es der Alltag zu Hause oft nicht zuließ. Wir hatten auch Zeit, miteinander über die Bibel zu sprechen und zusammen zu beten. Das geschah alles natürlich und ohne jeden Zwang. Der vor uns liegende Einsatz nötigte zum gemeinsamen Gebet. Dabei blieb jeder

ganz frei. Keiner war genötigt, zu beten. Auch beim Austausch über der Bibel konnte er schweigen und reden, je nachdem, wie es ihm richtig erschien. Im Reich Gottes muss alles immer in großer Freiheit geschehen. Es darf nie ein Zwang sein. Es muss alles echt von innen heraus wachsen. Es ist schön, wenn gar nichts Kopie, sondern alles Original ist. Das gehört zu den Wesenszügen der Gemeinde Jesu, die uns im Zusammenleben des Missionstrupps aufgingen.

Im Missionstrupp waren wir nicht "fromm", sondern sehr natürlich. Wir hassten allen frommen Schein. Der Stil der Jugendbewegung stand uns viel näher als der fromme Stil mancher christlichen Kreise. Wir wollten echte, natürliche-Menschen sein. Das entspricht Jesus und seiner ganzen Art. Wenn einer auf dem Dorfplatz sprach, musste es ein normales Deutsch sein. Er musste so sprechen wie sonst. Die Leute sollten nicht den Eindruck haben, dass wir jetzt von einem "heiligen" Bezirk in unserem Leben sprachen, der mit unserem gewöhnlichen Leben nichts zu tun hatte, sondern dass das Leben mit Jesus unseren ganzen Alltag durchzog. Darum musste auch die Sprache einfach und natürlich sein. Wir haben uns oft tüchtig gegenseitig zurechtgestoßen und ehrlich gesagt, wenn der Stil der Sprache zu fromm und nicht natürlich war. Oft haben wir uns gemeinsam vorbereitet und einander gefragt, ob wir diese oder jene Erfahrung auch in der Öffentlichkeit aussprechen dürften. Es ist großartig, wenn man sich gegenseitig korrigieren oder Mut machen kann.

Das galt auch für das gemeinsame Gebet. Wir liebten keine langen Gebete. Alle sollten Raum haben. Wir sprachen kurz und einfach. Wir beschränkten uns auf einen Punkt. Jeder konnte später noch einmal das Wort ergreifen. Das gemeinsame Gebet ist nicht eine besondere, fromme Sphäre unseres Lebens, sondern Ausdruck dessen, was unser ganzes Leben trägt. Es könnte wohl sein, dass ein ganz Fremder in einer echten Gebetsgemeinschaft voll Staunen wahrnimmt, wie schön der Lebenszusammenhang mit Christus ist, und dass gerade die Teilnahme am gemeinsamen Gebet ihm das Auge für Christus öffnet.

So entdeckten wir im Missionstrupp allmählich all das, was für das Zusammenleben einer Gemeinde wesentlich ist. Der Missionstrupp war ein Seminar für praktische Theologie, wie ich es jedem jungen Pfarrer und jedem Christen überhaupt gönnte, unbelastet von christlicher Tradition das Wesen wirklicher Gemeinde in einem ursprünglichen und lebensvollen Anschauungsunterricht kennenzulernen.

7. Die Inflation

Im Sommer 1920 kam unsere Berliner Stadtmission durch die Geldentwertung in große Not. Über Nacht waren 200 000 Mark Bankschulden aufgelaufen. Das war unglaublich. So etwas hatten wir nicht gekannt. Die Stadtmission schien vor dem Ruin zu stehen. Damit an einer Stelle Luft würde, entschloss sich der Mitarbeiterkreis im Osten Berlins im Juli 1920, auf alle Gehälter zu verzichten und zu vertrauen, dass derselbe Herr, der uns innerlich so treu durchgebracht hatte, auch im Blick auf die äußeren Dinge für uns sorgen würde.

Wir waren etwa zehn Männer und Frauen, die diesen Entschluss fassten. Wir hofften, dass dadurch für das Gesamtwerk der Stadtmission wenigstens eine gewisse Erleichterung eintreten würde. Wie große Kinder haben wir diesen Entschluss gefasst. Er geschah genauso spontan wie vieles andere in dem Einsatz für Jesus Christus. Anders lässt sich solch ein Entschluss auch gar nicht treffen. Es ist ein freundliches Geschenk, wenn unser Herr es seinen Kindern möglich macht, ihm so kindlich zu vertrauen und mit ihm zu rechnen. Man kann dafür gar nicht dankbar genug sein. Wir trafen diesen Entschluss, um das Werk der Stadtmission zu entlasten und ahnten nicht, wie viel Schönes und Bedeutsames wir selbst auf diesem Wege erleben würden.

Schon etwas früher hatten wir alle Kollekten abgeschafft. Schön, wenn junge Menschen aus Liebe zu Jesus etwas tun, was vielleicht nicht nötig ist und über das Ziel hinausschießt. Wenn die offenen Körbchen für die Kollekte durch die Reihen gegeben wurden, konnte man gut beobachten, was der Nebenmann einlegte. Das störte uns, weil wir sehr viele arme Menschen unter uns hatten, für die auch das Allergeringste schon ein richtiges Opfer war. Sie sollten nicht beschämt werden. Darum schafften wir diese Körbchen ab und hängten am Ausgang zwei geschlossene Kästchen für das Dankopfer auf. Wir baten, das Dankopfer nicht beim Verlassen der Versammlung einzulegen, sondern wenn man von zu Hause käme. Es sollt« nicht aus einer augenblicklichen Stimmung gegeben werden, sondern ein Stück echter Haushaltschaft sein. Wir wollten uns dazu erziehen, in der Stille daheim vor unserem Herrn zu überlegen, was nach seinem Befehl wohl das Richtige sei.

Wir fanden es nicht sinnvoll, wenn wir bei jeder Versammlung etwas einlegten. Wer sein Geld wöchentlich bekam, legte einmal in der Woche

sein Dankopfer ein. Wer sein Geld monatlich bekam, tat es einmal im Monat. Das schien uns normal zu sein. Natürlich konnte man auch zu einem besonderen Opfer gedrängt werden. Das war unbenommen. Wir fanden, dass alles, was wir hatten, unter den Befehl Jesu gehörte. Darum sollte unter seiner Leitung geordnet werden, was wir ihm für seine Sache zur Verfügung stellen. Das ging am besten in Ruhe daheim.

Außerdem hatten wir die beiden Kästchen so verborgen angebracht, dass ein Uneingeweihter sie nicht sehen sollte. Wir hielten es für das Vorrecht der Jünger Jesu, für seine Sache die notwendigen Geldmittel aufzubringen, und wollten die, die neu zu uns kamen, damit nicht beschweren. Auf unsere großen roten Plakate druckten wir, dass es bei uns keine Kollekten gäbe. Jeder sollte wissen, dass er frei ein- und ausgehen könne und allezeit ein gern gesehener Gast sei.

Auch stand auf unseren Plakaten, dass man bei uns keine äußeren Vorteile haben könne. Wir hatten erfahren, dass die Stadtmission im Osten Berlins in früheren Jahren zu Weihnachten etwa vierhundert Bittbriefe bekam, um nicht zu sagen, Bettelbriefe. Dadurch war das Stadtmissionshaus in ein schiefes Licht bei der klassenbewussten Arbeiterschaft gekommen, denn diese wollte nicht Almosen, sondern ihr Recht. Sie argwöhnte, dass sich in der Stadtmission nur fragwürdiges Bettelvolk sammle, das zum Schein fromm tue, in Wirklichkeit aber Unterstützung wolle. Nichts hasste der klassenbewusste Arbeiter so sehr wie derartige Dinge. Eine solche Stätte betrat er nicht. Wir hatten viel Mühe, dieses Vorurteil zu überwinden, und waren froh, als man begriffen hatte, dass sich in unserem Hause Menschen trafen, die um echte Weltanschauung und echte Bewältigung der Probleme des Lebens rangen.

Als die Kollekten abgeschafft waren, überfiel manchen die Sorge, dass wir nun bankrott gehen würden. Nach dem ersten Monat stellten wir fest, dass nicht nur alles gedeckt war, sondern mehr Geld gegeben wurde als früher, wo es jeder beobachten konnte. Das war eine große Freude. Unser Herr hatte uns nicht im Stich gelassen.

Das sollten wir auch erfahren, als wir im Juli 1920 auf die Gehälter von Seiten der Zentrale der Stadtmission verzichteten. Fortan durfte jeder in unserem kleinen Kreis sein Gehalt selbst bestimmen. Es war einerlei, welche Stellung er bekleidete. Jeder nahm das, was er für den Monat brauchte. Wir vertrauten einander völlig. Es ist eine wunderbare Sache, wenn man sich gegenseitig ganzes Vertrauen entgegenbringen darf.

Alle Menschen in Deutschland wurden arm, und wir mit ihnen. Die Geldentwertung schritt immer weiter fort. Wir rechneten bald mit Tausenden und Zehntausenden, mit Millionen und Billionen. All diese Geldscheine besaßen im Grunde keinen Wert. Aber wir hatten einen Vorteil vor vielen anderen: Wir standen in unserer kleinen Schar Schulter an Schulter und suchten, für einander zu sorgen. Dem einzelnen von uns wäre es nicht möglich gewesen, sich noch ein Paar Schuhe zu kaufen. Aber mit vereinten Kräften war es möglich, in diesem Monat den einen, im anderen Monat einen anderen mit dem zu versorgen, was er bitter nötig brauchte. Das machte viel Freude.

Allmählich verlor das Geld so schnell seinen Wert, dass wir es nicht mehr monatlich, sondern nur noch wöchentlich einteilen konnten. Und selbst das wurde schwer. Wir mussten das Geld, das wir bekamen, sofort in Fett oder anderer Ware anlegen, da die Geldscheine morgen schon keinen Wert mehr besaßen. Ich kann mir heute gar nicht mehr vorstellen, wie wir eigentlich durchgekommen sind.

Damals bauten viele freie Reichsgotteswerke ab und schränkten ihre Mitarbeiterzahl ein. Zur gleichen Zeit stieß ein Mitarbeiter nach dem andern zu uns. Wir bauten nicht ab, sondern auf. Freilich konnten wir niemand etwas versprechen oder gar eine Garantie für seine Zukunft geben. Wir suchten uns gegenseitig kennenzulernen, ob wir wohl miteinander eine Schlacht für unseren Herrn schlagen könnten. Dann wollten wir zusammenbleiben, solange es möglich wäre. Dienstverträge kamen in dieser Lage nicht in Frage. Gehalt konnten wir niemand versprechen. Wer unter diesen Bedingungen kam, war der Richtige. Eine unserer besten Mitarbeiterinnen konnte nur dadurch existieren, dass sie jeden Tag bei einer anderen Familie zu Mittag aß. Dazu bekam sie ein kleines Taschengeld. Wir waren wirklich arme Leute, aber es war eine herrliche Zeit, so unmittelbar aus der Hand Jesu zu leben.

Unser Stadtmissionshaus sah schrecklich aus. In den Jahren des Krieges konnte nichts in Ordnung gebracht werden. Manche sagten uns, sie würden gern kommen, wenn wir die Räume schön herrichteten, aber in solch eine graue, finstere Bude wollten sie nicht gehen. Das reizte uns geradezu, erst recht nichts in Ordnung zu bringen. Es wäre auch schwer gewesen, die Mittel dafür aufzubringen. Wir dachten, nun wollen wir einmal sehen, was Jesus in diesen alten, hässlichen Räumen zu tun vermag, wo niemand um der Schönheit willen kommt. Jesus

hat uns auch nicht enttäuscht. Das Entscheidende und Grundlegende ist in den Jahren geschehen, als die Räume so trostlos aussahen. Menschen, die nach echtem Leben hungerten, fanden ihn auch in diese Räume. Ihnen war das Äußere ganz einerlei, wenn sie nur das entdeckten, was das Leben zum Leben macht. Es war doch schön, dass wir damals noch nicht so "gereifte" Leute waren, die alles wohl abgewogen taten. Wir hätten viel Schönes nicht erlebt.

Als uns eines Tages, wohl im Jahre 1922, ein goldener Ring geschenkt wurde, konnten wir ihn zu einem unglaublichen Preis verkaufen, denn Gold war wertbeständig. Der Erlös reichte aus, um unseren großen Saal neu und schön herzurichten. Wir freuten uns von Herzen darüber. Einseitige Fanatiker, die nur in dunklen Höhlen leben wollten, waren wir nun auch wieder nicht. Wir hatten es gern schön. Nur glaubten wir nicht, dass schöne Räume einem Menschen zum Leben aus Christus helfen.

Nach wie vor gaben wir viel Geld für Propaganda aus. Noch waren Plakate wirksam. Wir haben den Osten Berlins mit hunderttausenden von Flugblätter überschwemmt. Bei unseren Kassenkonferenzen wurde erst überlegt, was für die Sache unseres Herrn notwendig sei. Erst am Schluss konnten die einzelnen sagen, was sie persönlich brauchten. So schien es uns richtig zu sein.

Oktober und November 1923 erreichte die Inflation ihren Höhepunkt. Das ganze Wirtschaftsleben stockte. Millionen waren arbeitslos. Da kamen drei Diakonissen von dem Diakonissen-Mutterhaus Salem in Berlin-Lichtenrade zu uns, um zu fragen, wie sie uns helfen könnten. Eine von ihnen fuhr nach Pommern, um Lebensmittel zu erbitten. Sie erlebte Erstaunliches. Man wunderte sich dort über ihren Mut. Aber zur festgesetzten Stunde rollten viele Ackerwagen aus der Umgebung auf dem Bahnhof an und brachten das Versprochene. Es waren zwei Waggons nötig, um alles nach Berlin zu schaffen.

Schwierig war die Frage, wie wir in Berlin diese Lebensmittel vom Bahnhof zum Missionshaus bekommen sollten. Ein Fuhrwerk zu mieten, hatten wir kein Geld. Aber ein freundlicher Fuhrunternehmer borgte uns einen Wagen. Anstelle eines Pferdes spannten sich die Missionare davor. Es waren dieselben Männer, die sonst als Boten Jesu das Wort verkündigten und oft große Versammlungen hielten. Sie scheuten sich vor keiner Arbeit und taten auch den bescheidensten Dienst gern. Mancher Vikar kam zu uns. Es konnte ihm passieren, dass er als erste Arbeit

die Öfen reinigen und die langen Ofenrohre saubermachen musste. Alles tat mit Freuden mit. Es war schön, in dieser Schar zu leben.

Auch *Paul Schneider*, der spätere Märtyrer im Konzentrationslager Buchenwald im Dritten Reich, war in jenen Jahren in unserer Mitte. Er kam zusammen mit einem anderen westfälischen Kandidaten, um praktische Missionsarbeit kennenzulernen. Sie lebten ein Jahr unter uns und waren uns liebe Mitarbeiter und Freunde. Paul Schneider war ein so stiller, liebenswerter Mensch, dass ich mir später gar nicht vorstellen konnte, wie es ihm möglich war, in dem KZ Buchenwald in einer so unerhörten Weise seine Kameraden zu stärken. Das ist geradeso wie in den alten Märtyrer-Akten. Es ist das Geheimnis unseres Herrn, wie er in solcher Lage seine Kinder stärkt und in unvorstellbarer Weise Kräfte zulegt, die wir sonst nicht besitzen.

Auch das hätte man in normalen Zeiten nicht begreifen können, dass wir bei unseren bescheidenen Mahlzeiten so fröhlich waren, als die drei Schwestern anfangen zu kochen. Wir kochten 75 Liter Essen und leisteten uns dazu eineinhalb Pfund Fleisch.

Daran hätte der einzelne nicht denken können. Jeder brachte von zu Hause ein Brikett mit. Wir waren fünfzig und hatten somit für jede Mahlzeit einen halben Zentner Briketts zur Verfügung. Damit konnte man kochen. Mit einem einzigen Brikett hätte zu Hause keiner kochen können.

Es waren richtige Brudermahlzeiten der Gemeinde Jesu. Wir fühlten uns in die Zeiten der ersten Christen zurückversetzt und mussten an ihre Liebesmahle denken. Es kam uns vor, als feierten wir Abendmahl, obwohl alles fehlte, was zum Abendmahl gehört. Aber Jesus war in unserer Mitte, und wir hatten mit ihm Tischgemeinschaft. Wir sangen fröhliche Lob- und Danklieder, so bescheiden und einfach alles war. Dabei waren wir so arm, dass wir nicht einmal während der Mahlzeit das elektrische Licht brennen durften. Nach Großväterart hatten wir kleine Nachtlampen fabriziert, Dochte, die in einem Glas auf etwas Öl schwammen und einen bescheidenen Schein verbreiteten. Nur wenn in großen Eimern die Suppe aus der Küche gebracht und die Teller aufgefüllt wurden, wurde einen Augenblick das elektrische Licht angeknipst. Diese Brudermahlzeiten wird keiner vergessen, der dabei war. Als die Geldentwertung durch die neue Rentenmark gestoppt wurde, wurden unsere Brudermahlzeiten schnell überflüssig. Viele Menschen blieben aber noch arbeitslos. Unser verborgenes Brudermahl konnte

in eine öffentliche Volksspeisung umgewandelt werden, bei der jeden Tag hundert-fünfundzwanzig Menschen satt wurden.

Im November 1923, auf dem Höhepunkt der Inflation, drohte eine, völlige Katastrophe über alle hereinzubrechen. Wir glaubten, als Christen auch in dieser Lage ein Wort sagen zu müssen. Es war eine Kühnheit sondergleichen, dass wir den großen Versammlungssaal im Berliner Rathaus mieteten, um an drei Abenden zu der Berliner Bevölkerung sprechen zu können. Wie immer hatten wir durch große rote Plakate eingeladen und die Massen aufgefordert, zu kommen. Sie erschienen wirklich. Der Saal war jeden Abend überfüllt. Auch die drei Emporen waren dicht besetzt. Freie Diskussion war damals selbstverständlich. Nur der Pfarrer im Gottesdienst konnte noch ohne Zwischenrufe und ohne öffentliche Aussprache reden. Bei solchen Versammlungen war freies Wort für jedermann.

Ich weiß nicht mehr, welche Themen ich behandelt habe. Es ging selbstverständlich darum zu sagen, was Jesus auch inmitten einer solchen Katastrophensituation bedeutet. Die unglaublichsten Leute meldeten sich zum Wort. Man kann sich heute gar nicht mehr vorstellen, wie es damals gärte und alles nach einer neuen Zeit drängte. In vielen Menschen arbeitete eine Fülle von Fragen. Das Leben bedrängte uns hart. Propheten sehr verschiedenen Stils traten auf. Nicht zuletzt im Osten Berlins. Es waren oft wilde Gesellen. Sie führten manchmal eine tolle Sprache, die nicht gerade salonfähig war. Es war wirklich etwas los, und wir freuten uns, mit ihnen um die Wahrheit ringen zu können.

An einem Abend passierte etwas sehr lustiges. Einer der Redner erklärte zum Schluss seiner Rede, er sei der wiedergekommene Prophet Jeremia. Da rief ein Urberliner aus dem Hintergrund: „*Mensch, wie hast du dir verändert!*“ So ergab sich bei allem Ernst manche komische Situation. Wer Sinn für Humor hatte, kam oft auf seine Kosten. Aber im Grunde war es eine stürmische Schlacht um den Menschen selbst. Ich bin froh, dass wir nicht in einem Winkel gehockt haben, sondern in dieser Schlacht mitten darin standen und auch immer wieder erlebten, wie Menschen zu Christus fanden.

Es gehörte Mut zu solchen Unternehmungen, wo wir so arm waren. Aber wir sind nie gescheitert. Unser Herr ließ uns nicht im Stich. Nach meiner Erinnerung war es bei der ersten monatlichen Kassenkonferenz nach der neuen Währung der Rentenmark Ende Dezember 1923, dass

wir etwas Auffallendes erlebten. Wir brauchten 1310 Mark, um alle Ausgaben decken zu können, hatten aber nur 1304 Mark zur Verfügung. Das hätte auch genügt. Plötzlich entdeckte jemand, dass auf einem Konto noch sechs Mark standen. Es war uns doch eine Freude und Ermutigung, dass sich Einnahmen und Ausgaben genau deckten. Wir überschätzten das nicht, aber es schien uns so, als wollte unser Herr uns dadurch Mut machen. Auch kam es vor, dass der Geldbriefträger im Augenblick der Kassenkonferenz den Betrag brachte, der noch fehlte. Etwas Ähnliches hatte sich einmal während der Inflation begeben. Beim Durchsehen der Kassenbücher hatte ich festgestellt, dass uns 4000 Mark fehlten, wenn wir zurechtkommen sollten. Niemand ahnte etwas davon. Wer beschreibt mein Erstaunen, als am andern Morgen ein Postscheckbrief kommt und die Zahlkarte auf genau 4.000 Mark lautete. Der Absender konnte unmöglich ahnen, dass wir die Summe gerade brauchten. Für ihn und für uns war es eine große Freude, dass er so offenkundig von seinem Herrn geleitet worden war.

Nach sieben Jahren war diese besondere Missionskasse im Osten Berlins nicht mehr nötig. Die Verhältnisse hatten sich normalisiert. Nichts stand im Wege, dass wir wieder von der Zentrale versorgt würden wie alle Mitarbeiter. Aber es war uns schwer, uns von diesem Weg zu lösen, der oft nicht leicht gewesen war, auf dem wir aber so viel Wertvolles erlebt hatten. Wir fürchteten, mit dem Aufgeben dieser besonderen Missionskasse einer Führung unseres Herrn untreu zu werden. Zwei Jahre haben wir gebraucht, bis wir uns dazu entschließen konnten.

Wir hätten uns vieles erleichtert, wenn wir diesen Entschluss früher gefasst hätten. Aber wir konnten es nicht. Mein väterlicher Freund D. Wilhelm Philipps sagte einmal in Bezug auf andere Vorgänge: *"Es ist oft sehr schwer, einen neuen Weg im Glauben zu beginnen; aber es ist manchmal noch viel schwerer, einen Weg, den man im Glauben begonnen hat, im Glauben zu beenden."* Das war eine große Weisheit, genau das, was wir erlebten, als der besondere Weg in den Finanzfragen ein Ende finden sollte. Darum hörten die Wunder Jesu nicht auf, weder im Kleinen bei uns im Osten Berlins noch im Großen in dem Gesamtwerk der Stadtmission, das auch als Ganzes nur aus der Hand Jesu leben konnte. Wir ahnten nicht, dass einige Jahre später die Erfahrungen, die wir mit der Missionskasse im Osten Berlins gemacht hatten, für das Gesamtwerk fruchtbar werden sollten.

8. Im Ringen um den Berliner Osten

In den Jahren nach dem ersten Weltkrieg ging Europa durch tiefste Erschütterungen und Umwälzungen auf politischem, wirtschaftlichem, sozialem und geistigem Gebiet 1929 setzte auch für Amerika eine schwere Wirtschaftskrise ein. Die Folgen des ersten Weltkriegs erschütterten die Lebensgrundlagen bei Siegern und Besiegten. Wären damals schon die Erkenntnisse von heute vorhanden gewesen und hätten sich die Völker Europas nach dem ersten Weltkrieg untereinander und mit Amerika zusammengefunden, so wäre der Welt viel Not erspart geblieben. Aber solche Gedanken waren noch nicht reif. Nur wenige schauten danach aus. Fast überall waren die alten nationalstaatlichen Gedanken der letzten Jahrhunderte noch mächtig.

Darum galt es als selbstverständlich, dass die Besiegten die Kosten des verlorenen Krieges tragen müssten. Man ahnte nicht, dass Sieger und Besiegte daran zugrunde gehen würden. Es fehlte die Erkenntnis, wie eng die Völker miteinander verflochten sind. Die politische und wirtschaftliche Torheit dieser Völker, die eine Kultureinheit bildeten, miteinander Krieg zu führen und bis zum Verbluten einander zu bekämpfen, wurde nach dem Krieg fortgesetzt und stürzte die Welt in eine nicht geahnte, gemeinsame Katastrophe.

Ich vermag nicht zu beurteilen, wie sich diese Krisis in den übrigen Völkern auswirkte. Das Endergebnis wurde freilich in den dreißiger und vierziger Jahren deutlich. Aber die zwanziger Jahre in Deutschland habe ich eindrücklich miterlebt. Es ging von einer Fieberschauer zur andern. Eine Krisis löste die andere ab, bis es zu der Diktatur Hitlers mit all ihrem Unheil kam. Erst nach dem zweiten Weltkrieg wurden neue Erkenntnisse mächtig, die ein neues Miteinanderleben der Völker anbahnten. Viel Herzeleid wäre der Welt erspart geblieben, wenn diese Erkenntnisse schon nach dem ersten Weltkrieg durchgebrochen wären. Viele wollten auch damals das Gute. Aber das alte politische und wirtschaftliche Denken war noch zu mächtig und zerrüttete die Welt.

Nicht nur das deutsche Reich, die Fürstenhäuser und das Bürgertum waren zusammengebrochen. Auch geistige Welten waren eingestürzt, die bis dahin selbstverständlich gegolten hatten. Die junge Generation in Deutschland war von diesem Einsturz aufs tiefste bewegt. Eine Fülle von weltanschaulichen Gruppen verschiedenster Prägung meldeten

sich zum Wort. Es war ein Ringen sondergleichen. Die verschiedenen Typen waren in einem echten Gespräch miteinander. Man kapselte sich noch nicht gegen den andern ab. Man suchte ihn noch nicht mit brutaler Gewalt mundtot zu machen. Man achtete einander. Man hörte aufeinander. Man glaubte dem andern, dass er es ehrlich meinte und das Beste wollte. Eine Fülle von Idealismus steckte in den verschiedenen Gruppen von rechts bis links. Eine geistige Schlacht und Auseinandersetzung erster Ordnung war im Gange. Trotz des wirtschaftlichen und politischen Elends war es eine große Zeit wegen dieses geistigen Ringens. Ich möchte diese Zeit in meinem Leben nicht missen.

Dass in dieses Ringen die Botschaft des Evangeliums hineingehörte, war klar. Viele von uns hatten im Trommelfeuer des Krieges, angesichts des Todes und in vielen anderen schweren Situationen die Wirklichkeit und Größe Jesu erfahren. Es brannte ihnen auf dem Herzen, dies weiterzusagen. Viele von uns waren aus dem Krieg nicht zurückgekehrt, die einst in der christlichen Studentenbewegung auf der Universität die Botschaft von Jesus ausgerichtet hatten. Aber die am Leben geblieben waren, hatten eine Botschaft, wie sie sie vor den furchtbaren Ereignissen des Krieges nicht gehabt hatten. Sie hatten in die Tiefen des menschlichen Lebens und in seine Dämonie hineingesehen. Sie hatten aber auch erfahren, dass Jesus größer ist als all die dämonischen Gewalten, die sich in dem furchtbaren Geschehen des Krieges ausgetobt hatten. Ohne diesen dämonischen Hintergrund ist der Selbstmord der Völker Europas nicht zu verstehen.

Dieser dämonische Hintergrund war auch die Ursache der furchtbaren Krisen nach dem Krieg in Deutschland und in andern Völkern. Aufgrund unserer Erfahrungen im Kriege wußten wir, wie lebensnotwendig die Botschaft von Jesus in der Krisis der zwanziger Jahre war. Wir wußten, dass Jesus die Antwort Gottes auf die Gesamtprobleme dieser Krisis darstellte und dass auch mitten in der Katastrophe der einzelne in Jesus die Antwort Gottes für sein persönliches Leben finden würde. Vielleicht ist in Deutschland die Botschaft kaum je in diesem Ausmaß und so intensiv ausgerichtet worden wie in jenen Jahren. Es war landauf, landab leicht Evangelisationen zu veranstalten. Die Menschen waren offen, verzweifelt, unsicher, hungrig nach wirklichem Leben. Viele nahmen die Botschaft von Jesus mit Freuden auf.

Die Krisis des gesamten Lebens wurde in Berlin besonders stark erlebt und durchlitten. Berlin war damals eine Stadt von über vier Millionen Menschen und ein wirklicher Brennpunkt des Lebens in Deutschland. Hier wurden die Erschütterungen vielleicht noch intensiver erlebt als anderswo. Das galt nicht zuletzt für den Berliner Osten, dessen Arbeitermassen die Schwere dieser Jahre tief durchlitten. Zugleich lebte in ihnen die Hoffnung auf eine neue Zeit, die auch dem Arbeiter ein menschenwürdiges Dasein bringen sollte. Vielen eröffnete sich zum erstenmal der Weg zu geistiger Bildung. Der Hunger danach war riesengroß. Der Berliner Arbeiter hat eine geistige Beweglichkeit, die ihn für alles aufschließt. Überall wurden Vorträge, Kurse, Volkshochschulen eingerichtet.

Ich selbst habe in jenen Jahren naturwissenschaftliche und andere Arbeitsgemeinschaften gehalten und Themen aus den verschiedensten Wissensgebieten behandelt. Die Botschaft von Jesus verband sich damit ganz natürlich. Geschichtsstunden waren meine besondere Freude. Sieben Jahre lang studierten wir die Geschichte des Urchristentums. Jeden Monat ein Abend mit 300 Teilnehmern, die mit höchstem Interesse folgten und den Inhalt wirklich verarbeiteten. Es war eine Freude, diesen Dienst zu tun und unter diesen Menschen zu leben, denen die bürgerliche Gesellschaft soviel schuldig geblieben war.

Unser Haus wurde bald ein Treffpunkt für viele. Es sprach sich herum, dass es sich dort nicht einfach um christliche Tradition und ihre Konservierung handelte, sondern dass sich dort Menschen zusammenfänden, die in Jesus eine echte Antwort für ihr Leben gefunden hätten.

Das Stadtmissionshaus in der Großen Frankfurter Straße 11 hieß ursprünglich "Adventskapelle". Das war an sich ein schöner Name, aber in jenen revolutionären Jahren nicht brauchbar. Um dieses Namens "Adventskapelle" willen besuchte mich einmal jemand, weil er vermutete, dass dort eine Zentrale der Adventisten sei. Im Volksmund nannte man unser Haus das "Rote Haus", weil es das einzige Haus aus roten Backsteinen inmitten einer langen, grau gestrichenen Häuserfront war. Dieser Name bürgerte sich nach dem Krieg allgemein ein. So luden wir fröhlich in das "Rote Haus" ein. Unter diesem Namen wurde es im ganzen Osten Berlins bekannt.

Oft brauchten wir gar nicht einzuladen. Die Menschen kamen von selbst. Irgend etwas zog sie an. Einer sagte es dem andern. Es war

mir sehr interessant, einmal an einem Gespräch teilzunehmen, in dem Angehörige ganz verschiedener sozialistischer Gruppen einander klarzumachen suchten, wer wir eigentlich seien. Im Winter 1921/22 erschienen wohl die meisten sozialistischen Jugendgruppen am Sonntagnachmittag abwechselnd in unseren Räumen. Das war keine offizielle Veranstaltung. Sie wurde nirgends angezeigt. Es sprach sich einfach herum, dass man dort Menschen träfe, mit denen man über alle Fragen des Lebens sprechen könne.

Wir begannen in der Regel um 3 Uhr nachmittags und sprachen bis in den Abend hinein. Diese Diskussionen waren eine helle Freude. In der Regel musste ich zum Schluss das Neue Testament hervorholen und sagen, was zu den angeschnittenen Problemen im Neuen Testament zu finden sei. Es war wirklich eine bewegte Zeit. Sie spannte alle unsere Kräfte an. Sie nahm uns geistig unerhört in Anspruch. Aber es ist immer etwas Großes, wenn man aufgeschlossenen Menschen begegnet, mit denen man solchen Austausch haben kann.

Ich pflegte den Einladungen aus allen Kreisen des Berliner Ostens zu folgen. Die Botschaft von Jesus waren wir allen schuldig, ganz einerlei, welchem Typ sie angehörten. Ich erinnere mich noch mit Freuden der Einladung einer Gruppe junger Anarchisten. Sie tagten im Scheunenviertel, das aus schrecklichen alten Mietskasernen mit ungezählten Hinterhöfen bestand, in denen Tausende zusammengepfercht waren. Ein von der Polizei Verfolgter konnte an einem Ende des Scheunenviertels untertauchen und am andern wieder zum Vorschein kommen, ohne dass die Polizei ihm zu folgen vermochte. Es war zumal bei Nacht ein unheimliches Viertel.

Die jungen Anarchisten waren wohl nicht ganz sicher, ob ich auch wirklich zu ihnen kommen würde. Darum hatte einer von ihnen mir noch eine besondere Einladung in den Briefkasten gesteckt und auf die Rückseite geschrieben: „*Erich Schnepel, wir erwarten Dir ganz bestimmt.*“

Ich habe mich selten über einen Gruß so gefreut wie über diesen. Es sprach aus ihm solch ein rührendes Vertrauen, das man auf keinen Fall enttäuschen durfte. Selbstverständlich sagten sie "Du" zu mir, wie das auch sonst im Osten Berlins üblich war, auch in unseren eigenen Kreisen. Es ist so schön, wenn es dem Pfarrer erlaubt wird, nicht mehr "Pfarrer" zu sein, sondern einfach Mensch und Bruder. Es war ein gutes Gespräch, das wir an jenem Abend im Scheunenviertel hatten.

Eines Tages hörte ich von einer großen Freidenker-Versammlung, die in Lichtenberg, einem Teil des Berliner Ostens, in einer Schulaula gehalten werden sollte. Ich fürchtete, dass niemand aus den Reihen der Christen dort sein würde. Es war unmöglich, an den vielen Versammlungen teilzunehmen, die in Berlin veranstaltet wurden.

Als ich ankam, war die Schulaula weit überfüllt. Ich fand nur noch einen Stehplatz an der Tür. Es ging sehr hitzig und leidenschaftlich in dieser Versammlung zu. Sie kochte förmlich. Mir war bange, wie ich hier ein Wort sagen könnte. Aber ich wusste genau, dass ich es tun müsste. So schickte ich den Zettel mit meiner Wortmeldung nach vorn zum Podium an den Versammlungsleiter.

Etwa um 11 Uhr nachts kam ich an die Reihe. Mir klopfte das Herz gewaltig. Ich weiß nicht mehr, was ich gesagt habe. Aber es ging buchstäblich nach Matthäus 10,19, dass in solchen kritischen Stunden uns gegeben werden soll, was wir zu reden haben. Es geschah das Erstaunliche: Die tobende Versammlung wurde ganz still. Ich konnte aussprechen, was Jesus mir war und was er uns allen in dieser krisenreichen Zeit zu bedeuten vermöchte.

Ich stieg vom Podium herunter. Es geschah zum zweiten mal etwas Erstaunliches: Der Versammlungsleiter suchte einige Worte zu sagen, aber er vermochte nur etwas zu stottern und schloss die Versammlung. Es ist mir heute nach Jahren noch unvergesslich, wie Jesus als der unsichtbare Herr sich inmitten einer solchen Versammlung durchzusetzen vermag. Jene Zeit war auch deshalb für uns so groß und eindrücklich, weil wir auf Schritt und Tritt die Wirklichkeit Jesu so stark erfuhren.

Über dem großen Eingang des Stadtmissionshauses stand unsere Firma: "Berliner Stadtmission". Ich hatte sie selbst anbringen lassen. Das war doch das Nächstliegende. Aber je länger je mehr schien es uns so, als wenn diese fromme Firma den Menschen des Berliner Ostens wenig zu sagen vermöchte. Manche kamen gar auf den merkwürdigen Gedanken, dass es sich hier um eine Einrichtung der Stadt Berlin handele und dass wir Magistratsbeamte seien. Diesen Irrtum konnte man ihnen nicht einmal übelnehmen. Aber für die Sache war er verhängnisvoll.

So entschlossen wir uns eines Tages, die fromme Firma zu überstreichen und auf das große Schild ein paar Sätze zu schreiben, die

ausdrückten, worum es uns ging. In der oberen Reihe stand in großen Buchstaben: *"Wer war Jesus?"* Darunter etwas ausführlicher: *"Was kann uns Jesus heute noch sein?"* Das war genau das, was wir meinten.

Zu manchem Menschen haben diese beiden Sätze gesprochen. Wir lagen an einer großen Verkehrsader. Zehntausende strömten jeden Tag vorbei. Unter ihnen eines Tages ein verzweifelter Mann, der unmittelbar vor dem Selbstmord stand. Es war überhaupt auffallend, wie viele Selbstmörder in unsere Versammlungen kamen. Ich hatte einmal einen Fragekasten am Eingang aufgestellt und fand jede Woche eine Zeitlang die Frage irgendeines Selbstmörders in diesem Kasten. Jener Mann, den diese beiden Sätze anzogen, sagte sich, dass er einen letzten Versuch wagen könnte, ob er hier wohl Antwort für die Not seines Lebens fände.

Abends war er da. Der große Saal war überfüllt. Er konnte nur noch in der Nähe des Eingangs stehen. Das Thema des Abends passte für ihn überhaupt nicht. Es war ein Vortrag für gläubige Christen über das Gebet. Das war eine Welt, die jenem Mann völlig unbekannt war. Aber er stutzte über das, was er hier hörte. Er staunte, dass hier Menschen zusammen waren, die offenbar damit rechneten, dass jemand sie hörte und ihnen wirklich antwortete. Gott enthüllte diesem Mann, dass Jesus wirklich lebt und für ihn da sei. Er zog fröhlich nach Hause und berichtete seiner Frau, welch eine Entdeckung er soeben gemacht hatte. Es war eine große Sache, dass seine Frau die eben entdeckte Wahrheit ebenso zu fassen vermochte wie er selbst. Ein neues Leben war beiden miteinander zuteil geworden. Ein neuer Lebensabschnitt hatte begonnen.

Jesus stand jetzt mitten in ihrer Lebensgeschichte, mitten im Alltag. Von daher baute sich ihr Leben völlig neu auf. Sie machten in den praktischen Dingen des persönlichen Lebens und in ihrem Geschäft eine Entdeckung nach der andern, was Jesus bedeuten kann. Sie hatten wirklich eine Antwort auf die Fragen ihres Lebens. Sie wurden Glieder unserer großen Familie und bedeuteten uns viel. Es ist mir eine Freude, dass ich den Lebensweg dieser beiden Menschen durch Jahrzehnte bis heute begleiten durfte. Das neue Fundament, das ihnen beiden damals gegeben wurde, hat bis heute gehalten und sich bewährt. Die beiden Sätze über dem Eingang des *"Roten Hauses"* hatten ihren Dienst getan: *"Wer war Jesus? Was kann uns Jesus heute noch sein?"*

Als wir unseren großen Saal erneuern lassen konnten, schrieben wir an die Stirnwand des Saales drei Sätze, die zum Ausdruck bringen sollten, was uns Lebensfundament und Lebensinhalt war: *"Jesus allein — Er kann helfen — Sollte ihm etwas unmöglich sein?"*

"Jesus allein!" Das ist die Botschaft der ersten Christen und der gesamten Gemeinde Jesu bis heute. Damit steht und fällt sie. Damit stand und fiel auch unser Leben im Osten Berlins. Wir wären nie dorthin gezogen, wenn diese Botschaft überholt wäre. Das war die Freude unseres Lebens und wurde die Freude für viele andere. Alles, was uns Gott zugedacht hat und in der Bibel für uns aufgeschrieben steht, ist in Jesus für uns da und *nur* in ihm. Wer an ihm vorübergeht, hat nichts. Er hat auch keinen Zugang zu Gott. Wer aber bei Jesus ist, ist damit zu Hause bei Gott und im vollen Frieden, Das ist die Botschaft, die alle Völker in allen Jahrhunderten brauchen. Das war auch die Botschaft Gottes für die Menschen in der schweren Krise nach dem ersten Weltkrieg. Diese Botschaft weiterzugeben, sah die Freiwilligen-gemeinde im *"Roten Haus"* als ihre Aufgabe an. Dafür brachte sie mit Freuden alle Opfer.

"Er kann helfen." Das hatten wir vielfältig in den Jahren erfahren. Sonst wäre von der ganzen Stadtmissionsgemeinde Berlin-Ost überhaupt nichts mehr dagewesen. Er war für uns in den äußeren und inneren Fragen der große Freund, der uns nicht im Stich ließ. Was wir gemeinsam erlebten, erfuhr auch der einzelne in seinem persönlichen Leben. Das war es, was wir unseren Nachbarn im Osten Berlins von Herzen gönnten.

"Sollte ihm etwas unmöglich sein?" Jesus ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben. Dieser Eine ist bei uns alle Tage bis an der Welt Ende. Darauf gründete sich unser Leben. Das Leben der einzelnen. Das Leben unserer Freiwilligenschar. Darum konnte Jesus auch die Antwort und Lösung für alle Fragen sein, die einen Menschen in dieser aufgewühlten Zeit bewegten. Weil es solch ein Lebensfundament wie Jesus nur einmal gibt, darum waren wir mit Freuden seine Zeugen in der Millionenstadt Berlin und draußen in den märkischen Dörfern. Wir wußten, dass diese Botschaft konkurrenzlos ist. Wir wußten, dass alle politischen, religiösen und sonstigen Gruppen ohne ihn nicht auskamen. Dartun waren wir von ganzem Herzen für alle offen und suchten den Weg zu jedem, einerlei, wo er stand. Wenn Jesus für alle

Menschen in den Tod gegangen ist, dann gibt es keinen Menschen, dem unsere Liebe nicht gehört und dem wir nicht den Weg zu Jesus bahnen möchten.

Da unser Haus an der "Großen Frankfurter Straße" lag, strömten jeden Morgen Menschenmassen zu Fuß, in der Straßenbahn, im Omnibus vorbei zur Arbeit und abends wieder zurück. Die U-Bahn war noch nicht gebaut. Gern hätte ich die große Front unseres Hauses zu einer Lichtmission ausgenutzt. Die Schokoladen- und Zigarettenfabriken betrieben intensive Propaganda durch Leuchtbuchstaben. Am liebsten hatte ich den großen Giebel über dem Cafe Josty am Potsdamer Platz gemietet, der von vielen Firmen zur Lichtreklame benutzt wurde. Der ganze Giebel war mit Glühlampen besetzt. Je nachdem, wie sie geschaltet waren, erschienen an ihm immer neue Sätze und hämmerten den Menschen ihre Propaganda ein.

Ich bin in den Abendstunden auf dem Verdeck der Omnibusse, die damals oben noch offen waren, kreuz und quer durch Berlin gefahren, um Lichtreklame zu studieren. Ich landete bei den großen Kinos in der Nähe vom Bahnhof Zoo und erkundigte mich nach den Unkosten ihrer Lichtreklame. Ich verlor allen Mut, als ich erfuhr, dass ein einziger großer Leuchtbuchstabe damals 250 Mark kostete. Da bin ich heimgefahren und habe mit einem Tischler gesprochen, ob er nicht ein Riesenschild für unsere Hauswand herstellen könnte. Es sollte manns-hoch sein und sieben bis acht Meter lang. In unserem Missionshaus hatte ein Reklamemaler seine Werkstatt. Er überzog das Holzgestell mit Leinwand und schrieb die knappen Sätze darauf, die uns für solche Lichtmission geeignet erschienen. Abends wurde das große Schild durch vier Anstrahler hell erleuchtet.

Wir brauchten nicht zu überlegen, welches das erste Wort sein sollte. Es konnte nur lauten: "*Jesus lebt*". In gewaltigen Buchstaben, die man von weither lesen konnte, stand der Satz auf der Leinwand. Der Reporter einer Tageszeitung der Revolution fotografierte unsere Lichtmission. Dies Bild erschien in seiner Zeitung mit der Überschrift: "*Die schwarze Gefahr im Osten Berlins*". Wir mussten ihm herzlich dankbar sein. Auf diese Weise hatten Zehntausende von Lesern seiner Zeitung gelesen: "*Jesus lebt*".

Jedes Wort der Lichtmission musste kurz und prägnant sein, dass es sich auch dem einprägte, der im Omnibus schnell vorüberfuhr. Ich weiß

die einzelnen Worte nicht mehr. Eines Tages stand dort: *"Gott sieht dich"*. Dieser Satz hat großen Eindruck gemacht und unmittelbar zu Menschen gesprochen. Tausende sind durch die Lichtmission erreicht worden. Sie hatte auch noch ihre Bedeutung, als die U-Bahn gebaut war und große Scharen unter der Erde fuhren. Etwa zehn Jahre hat diese Lichtmission bestanden. Dann wurde sie im Dritten Reich verboten. Eins der letzten Worte lautete: *"Lass dich versöhnen mit Gott"*. Es war klar, dass diese Botschaft im Dritten Reich nicht tragbar war.

Unsere Hausfront war leer. Die Lichtmission war nicht mehr da. Die anderen Aufschriften waren auch verboten. Schwerlich konnte jemand ahnen, dass sich hinten auf dem Hof Hunderte von Menschen um Jesus Christus versammelten. Man muss die Zeiten ausnutzen, wie sie sind, und die Gelegenheiten gebrauchen, wenn sie sich bieten. In den Jahren der Revolution war die Straße frei für jedermann. Es war eine Gelegenheit, die Botschaft an Stellen zu sagen, wo es sonst unmöglich war. Das hörte mit dem Dritten Reich auf. Immer mehr wurde uns verboten. Zudem hatten Plakate keinen Sinn mehr, weil Hitler sie derartig abgenutzt hatte, dass sie keinen Eindruck mehr machten. Die Sache Jesu sollte in den Katakomben verschwinden und keine Anziehungskraft mehr haben.

In den Zeiten, in denen wir in größter Freiheit Propaganda treiben konnten, hatten wir gesagt: Wenn wir eines Tages keine Werbemöglichkeiten mehr haben und uns alles abgeschnitten wird, dann wird Jesus dennoch die Menschen zu uns senden, auch auf unseren Hinterhof in der Großen Frankfurter Straße 11. Unser Leitwort war Johannes 17,6: *"Die du mir gegeben hast."* Dieses Wort Jesu hatte sich mir tief eingeprägt. Wenn es schon für Jesus selbst galt, dass Gott ihm jeden Menschen geben musste, wie viel mehr galt das für alle seine Boten. Das bedeutete aber zugleich, dass wir von keiner Propaganda abhängig waren, sondern nur von Jesus Christus selbst. Er konnte uns allzeit und überall jeden Menschen geben, auf den er sein Augenmerk gerichtet hatte. Für ihn gab es kein Hindernis. So groß die Opfer waren, die wir für Propaganda und Mission brachten, so war uns doch bewusst, dass keine noch so hingebende Werbung auch nur einen einzigen Menschen gewinnen konnte. Dazu bedurfte es des persönlichen Eingriffs von Jesus selbst. Das war das Geheimnis seiner ganzen Gemeinde auf der Erde. Das war auch unser Geheimnis. Wir hatten keinen Menschen für

ihn erobert. Jeder einzelne Mensch war von ihm persönlich gegeben worden. Damit stand und fiel unsere Freiwilligengemeinde. Damit hatte sie aber den stärksten Faktor in ihrer Werbung und Arbeit, den man sich denken konnte.

Darum erschütterte es uns auch nicht, als uns im Dritten Reich alle Werbemöglichkeit verboten wurde. Der eigentliche Faktor blieb: *"Die du mir gegeben hast"* Jesus stellte unter Beweis, dass dieses Wort Wahrheit ist, dass er es auch dann zu verwirklichen vermag, wenn alle Kräfte des Staates dagegen aufgebieten werden. Nie erreichten wir so viele Menschen wie in jener Zeit, als uns alle Propaganda verboten war. Jesus war größer als alles. Das hebt aber nicht auf, dass wir in den Zeiten, in denen wir Freiheit haben, alles tun, um die Botschaft von Christus so vielen Menschen wie möglich zugänglich zu machen. Die Liebe macht erfinderisch und die Dankbarkeit Jesus gegenüber nicht minder.

In all diesen Jahren hatten wir eine treue innere Rückendeckung in dem *Bibelhaus Malche* bei Freienwalde an der Oder. Es war einige Zeit vor dem Krieg als Auswirkung der Erweckung in Deutschland entstanden. Die Namen von Pastor Ernst Lohmann, Frau von Hochstätter und Fräulein Jeanne Wasserzug waren mit dem Weg des Bibelhauses Malche eng verbunden. Dass Gott diese drei Menschen zur gemeinsamen Arbeit zusammengeführt hatte, gab dem Bibelhaus das Gepräge. Das kleine, stille Tal bei Freienwalde an der Oder, in dem das Bibelhaus Malche lag, war ein Treffpunkt der Jünger Jesu aus der ganzen Welt. Dort konnte man erfahren, was sich im Reich Gottes in allen fünf Erdteilen begab. Das Bibelhaus war ein wirkliches Reichsgotteszentrum.

Ich hatte Ernst Lohmann als Soldat im Krieg kennengelernt. Er war als älterer Mann noch Feldprediger geworden. Ich traf ihn, als er eine ehemalige Mühle zu einer Feldkapelle umgewandelt hatte. Der General hatte bestimmt, dass über den Eingang der Mühle das Wort gesetzt würde: *"Schicke dich und begegne deinem Gott"*. Er war ein treuer Bundesgenosse von Ernst Lohmann. Als Ernst Lohmann die erste Pfarrerruhezeit nach dem Krieg im Juli 1919 im Bibelhaus Malche veranstaltete, war ich selbstverständlich zur Stelle. Diese Tage haben für mein Leben viel bedeutet. Sie knüpften nicht nur mit Ernst Lohmann, sondern mit dem ganzen Bibelhaus ein festes Band, das eine große Bedeutung für die ganze kommende Arbeit im Osten Berlins haben sollte.

Eine lustige Sache ist mir aus diesen Tagen noch in Erinnerung. Ich saß bei Tisch neben Frau von Hochstätter, der Mutter des Bibelhauses. Ich muss keinen sehr pastoralen Eindruck gemacht haben, denn Frau von Hochstätter fragte mich, ob ich Agent sei. Wie sie auf diesen Gedanken kam, weiß ich nicht. Es machte mir ein herzliches Vergnügen, ihre Frage mit Ja zu beantworten. Genau das war es, was mir im Herzen brannte: ein Agent für Christus sein zu dürfen. Damit steht und fällt das Leben eines jeden Pfarrers und eines jeden anderen Christen. Das macht unser Leben lebenswert und gibt ihm Inhalt. Freilich die letzte Erfüllung unseres Lebens ist nie der Dienst für Jesus, sondern immer Jesus selbst und die verborgene Gemeinschaft mit ihm persönlich.

Von da ab stand das Bibelhaus mit seiner Schwesternschar und seinen Schülerinnen in großer Treue hinter uns im Osten Berlins. Oft fuhr ich hinaus und berichtete, wie die Schlacht stand. Die Gebete des Bibelhauses waren für uns von wesentlicher Bedeutung. Nächste der Stadtmission war das Bibelhaus meine große Liebe, die zweite Heimat außer dem Osten Berlins. Immer wieder kehrten wir dort ein. Es war ein lebendiges Herüber und Hinüber.

Im Oktober 1920 kam Ernst Lohmann für vierzehn Tage zu uns ins "Rote Haus". Unglaubliche Kreise wurden angezogen. Was barg der Berliner Osten alles in sich! Ein spiritistisches Medium musste in einer spiritistischen Sitzung den Teilnehmern den Befehl geben, dass sie alle zu den Vorträgen von Ernst Lohmann ins "Rote Haus" gehen sollten. Ein rätselhafter Vorgang. Unheimliche Menschen kamen dadurch ins Haus. Wie gut, dass wir einen solchen erfahrenen Mann wie Lohmann in unserer Mitte hatten, der Vollmacht über diese Geister besaß. Es geschah wirklich etwas.

Ich werde das junge Mädchen nicht vergessen, das eines Tages vor uns stand, mit dem Fuß aufstampfte und schrie: "Lasst mich los! Lasst mich in Frieden! Ich will nicht." Und im nächsten Augenblick bettelte und flehte sie: "Helft mir doch! Helft mir doch!" Da habe ich zum ersten Male einen Eindruck bekommen, wie das ist, wenn dämonische Mächte von einem Menschen Besitz ergreifen und eine fremde Macht in ihm waltet und aus ihm spricht. Die Berichte aus dem Neuen Testament wurden unmittelbar lebendig. Wir haben auch den Sieg Jesu gesehen. Ich kann nicht dankbar genug sein, dass in all diesen schweren Kämpfen das Band mit der betenden Schar im Bibelhaus Malche bestand.

Da jedes dritte Haus im Osten Berlins eine Kneipe war und der Alkohol eine Macht in unserer Nachbarschaft bedeutete, konnte es nicht ausbleiben, dass wir mit vielen Trinkern zusammenkamen und von Herzen Blaukreuzarbeit trieben. Unter den Trinkern habe ich gelernt, was Evangelium ist. Wie verzweifelt war mancher, wenn er rückfällig geworden war. Aber ich konnte mir nicht verhehlen, dass er nicht von Jesus weg war. Unheimliche Kräfte hatten ihn an seiner schwachen Stelle neu getroffen und zu Fall gebracht. Aber in seinem Herzen hatte er Jesus nicht losgelassen und dachte nicht daran, von Jesus fortzugehen. Da er ein Trinker war, wurde es bei ihm nur gleich so deutlich, wenn es schief ging. Bei uns anderen können sich Dinge begeben, die viel schwerwiegender sind, aber verborgen bleiben. Sie sind nicht so offenkundig wie der Trunk. Es war für mich eine wichtige Entdeckung, dass Jesus nicht nach moralischen Maßstäben mit uns umgeht, sondern nach seiner großen Liebe. Er ist immer derselbe und ist immer für die Schwachen da. Er ließ auch den nicht los, der wieder und wieder vom Alkohol überwunden wurde. Er sah das Herz an und wusste, dass gerade dieser Mensch ihn besonders brauchte.

Es gab auch überwältigende Befreiung von der Trunksucht. Ein schwerer Trinker hatte in seinem Beruf in den Wirtschaften die Apparate zu kontrollieren, durch die das Bier abgezapft wurde. Dieser Beruf war für ihn eigentlich lebensgefährlich. Es war erstaunlich und gewaltig, wie Jesus ihn bewahrte und wie er durch all die Gefahren seines Berufes hindurch kam. Wir hatten viele unter uns, die Jesus in erstaunlicher Weise aus tiefer Bindung durch den Alkohol gelöst hatte.

Etwas Unglaubliches war die Befreiung eines Trinkers, der oft wie sterbend auf der Straße im Rinnstein lag. Endlich wagte es jemand, ihn einzuladen. Er kam wirklich. An diesem Abend sprach ich über 1. Petrus 4,3. Jener Mann hörte nur die drei ersten Worte: *Es ist genug*. Diese drei Worte gebrauchte Gott wie ein Schwert, um die Bindung dieses Mannes durchzuhauen. Von Stund an war er frei. Es war ein direkter, unmittelbarer Eingriff von oben. Seine Frau staunte am andern Morgen, dass ihr Mann in der Bibel las. Sie staunte am folgenden Morgen und an all den weiteren Tagen, dass er jetzt schon frühmorgens wach war und sich aus der Bibel Kraft für den Tag holte. Er ist mir ein lieber Freund geworden, dessen Weg ich durch viele Jahre begleitet habe.

So war das Leben der Freiwilligengemeinde ein ständiger Missionsfeldzug. Anders ist es auch nicht möglich. Eine Gemeinde von Christen verliert ihre Existenzberechtigung, wenn sie nicht mehr eine Truppe in der Hand ihres Herrn ist. Wir hatten es in Berlin besonders gut, da Berlin ein unerschöpfliches Missionsfeld darstellt. Wir hatten es viel leichter als eine Gemeinde in einem Dorf, in dem sich die Missionsmöglichkeiten schnell erschöpfen. In Berlin hörten die Missionsmöglichkeiten nie auf. Unter diesen Millionen traf man immer Ungezählte, für die die Botschaft von Jesus etwas ganz Neues war. Starker missionarischer Einsatz kann aber auch lebensgefährlich werden. Christliche Kreise haben tiefen Schaden erlitten, weil sie immer nur missionierten. So verschieden ihre Veranstaltungen hießen, im Grunde war es immer Evangelisation. Das ist lebensgefährlich. Je stärker der missionarische Einsatz, desto stärker muss die verborgene, stille Gründung sein.

Für diese Fragen waren die Jahre in Berlin-Ost ein ununterbrochenes Seminar. Diese Fragen können nie endgültig gelöst werden, weil das Leben jeder Gemeinde im lebendigen Fluss ist. Wer eine Normalform für den inneren Aufbau einer Gemeinde gefunden zu haben glaubt, hat einen *Stabilbaukasten* konstruiert, aber nicht das Wesen wirklicher Gemeinde entdeckt. Gemeinde Jesu Christi ist immer lebendige Geschichte. Darum ist die jeweils richtige Lebensform so schwer zu sehen. Es braucht die Gabe der Prophetie und die Gabe geistlicher Leitung. Sonst können wir die Geschichte einer Gemeinde in Formen zwingen, in denen sie verkümmern oder ersticken muss. Diese Fragen werden oft nicht durchdacht und in Angriff genommen. Die Fülle der Veranstaltungen ist so groß, dass für den eigentlichen, inneren Aufbau einer Gemeinde kein Raum bleibt. Das ist eine lebensgefährliche Situation. Ich berichtete, wie uns schon nach wenigen Wochen im Januar 1919 die Notwendigkeit klar wurde, uns in einem engeren Kreis zusammenzufinden. Daraus erwuchs jener Bibelkurs über den Römerbrief im Februar 1919. Hier lag der Ursprung des Missionstrupps. Aber wir waren noch weit davon entfernt, das eigentliche Problem zu erfassen. Dass allem Dienst die Bruderschaft in Christus vorausgehen muss, wurde uns je länger je deutlicher. Wir suchten nicht mehr in erster Linie eine Dienstschar zu begründen, sondern schauten nach rechter Bruderschaft unter Christus aus.

In jenen Jahren kam mir ein wertvolles Büchlein von D. Würz, dem Mitarbeiter der Basler Mission, in die Hand: "Die Mission der ersten Christen". Er macht auf den überraschenden Umstand aufmerksam, dass sich in den Briefen des Neuen Testamentes fast keine Aufrufe zum missionarischen Einsatz finden. Darin drückt sich unbewusst die Erkenntnis der ersten Christen aus, dass ihre eigentliche Mission in ihrer Existenz in und unter Christus bestand. Vielleicht wird darum heute so viel missioniert und veranstaltet, weil die tatsächliche Existenz in Christus so schwach oder fragwürdig ist.

Wir sahen die Notwendigkeit zusammenzukommen - nicht, um in die Öffentlichkeit hinein zu wirken, sondern unter Jesus Christus beieinander zu sein und uns der durch ihn geschenkten Bruderschaft zu freuen. Die Gaben und Kräfte, die Jesus in die Bruderschaft seiner Jünger hineinlegt, kommen in unzähligen christlichen Kreisen nicht zur Entfaltung, weil man das Geschenk der Bruderschaft im Grunde nicht sieht. Man weiß von der Freude der Verbundenheit durch Christus, wenn man einem seiner Jünger begegnet. Wie man aber Bruderschaft auslebt, ist weithin unbekannt.

Wir wußten in jenen Anfangsjahren nicht, was im Neuen Testament über die Wesenslinien der Gemeinde steht. Aber das Leben Jesu drängte zur Entfaltung. Das Ringen um eine echte Existenz in der Bruderschaft unter Jesus war elementar da. Wir versuchten es zuerst auf organisatorischem Weg, weil dies das übliche ist. Wir sind völlig gescheitert. Wir suchten die, die aktiv waren, in einem Kernkreis der Gemeinde zu organisieren. Sie übernahmen bestimmte Verpflichtungen, die in einem Gelübde niedergelegt waren. Dies Gelübde wurde von den einzelnen unterzeichnet. Nach einem halben Jahr stimmte alles nicht mehr. Die einzelnen hatten sich sehr verschieden entwickelt. Es waren nicht mehr alle aktiv, wie sie versprochen hatten. Sollten wir ihnen nun die Zugehörigkeit zu dem inneren Kreis entziehen? Ein unmöglicher und schrecklicher Gedanke. Wir hätten jedes Jahr umrangieren müssen. Das bedeutete nicht nur eine innere Unmöglichkeit, sondern geistliche Verwüstung. Wir hätten viele Entwicklungen in unverantwortlicher Weise beschädigt. So ging es nicht.

Der zweite, weitere Kreis der Freiwilligengemeinde erlebte dasselbe Schicksal in kurzer Zeit. Hier waren die Verpflichtungen nicht so groß. Die Form des Gelübdes war bescheidener gehalten. Aber auch hier

entsprach die Zusammensetzung bald nicht mehr dem wirklichen Lebensstand. Auch hier hätte man ständig umgruppieren müssen - eine innerste Unmöglichkeit.

Dazu kam noch ein dritter Kreis von solchen, die einfach keine Freude an organisatorischer Bindung hatten. Sie waren aber fest dabei. Sie lebten innerlich wirklich mit. Sie trugen tatsächlich Verantwortung. Sie waren alles andere als passiv. Sie standen mitten in der Bruderschaft unter Christus. Wir waren mit ihnen innerlich eine Einheit. Was sollten wir mit ihnen machen?

Wir waren ratlos. Wir hatten keinerlei Erfahrung. Ich habe die Gelübdekarten noch eine gute Weile verwahrt. Ich dachte, man könnte sie mit einigen Änderungen vielleicht doch noch verwenden. Aber es wurde je länger je mehr deutlich, dass dieser ganze organisatorische Weg nicht zum Ziel führte, geistliche Bruderschaft zu formen und der Gemeinschaft, die wir durch Jesus Christus hatten, wirklich Ausdruck zu geben.

Dass wir mit dem organisatorischen Weg gescheitert waren, konnte aber nicht bedeuten, dass wir das Ringen einstellten, die uns gemäße Lebensform als Bruderschaft unter Christus zu finden. Jesus hat auch seine ersten Jünger oft allein genommen und ihnen die Freude der persönlichen Gemeinschaft mit ihm bereitet, ohne dass ein Dienst damit verbunden war. Offenbar war es Jesus das wichtigste, dass diese kleine Erstlingsschar mit ihm selbst zusammen war. Er hat ihnen keine schriftliche Dienstanweisung für das spätere Zusammenleben gegeben. Er wusste, er würde als der auferstandene Herr genauso mit ihnen zusammensein wie früher. Ja, diese Gemeinschaft mit ihm als dem lebendigen, göttlichen Herrn würde ganz anders all das enthalten, was sie für ihr Leben mit ihm und untereinander brauchten, als in der Zeit, da er sichtbar unter ihnen war. Es ist durch die Jahrhunderte der entscheidende Lebensfaktor seiner Gemeinde gewesen, dass er mitten unter den zweien oder dreien, den zweihundert oder dreihundert ist, die in seinem Namen, d. h. in ihm selbst, versammelt sind.

Nach dem Tod Jesu drängt es seine Jünger, beieinander zu bleiben; hundertzwanzig kommen im Verborgenen zusammen. Der Anschauungsunterricht, den sie bei Jesus empfangen, wirkt sich aus. Nach Pfingsten treffen sie sich hin und her in den Häusern - zur Bruderschaft. Das Leben des auferstandenen Herrn löst dies unmittelbar aus. Das

bruderschaftliche Miteinanderleben hat sein Grundelement darin, dass Jesus mitten unter ihnen ist. Diese Bruderkreise sind keine Veranstaltungen, keine Versammlungen, keine offiziellen Gottesdienste. Es ist eigentlich gar nichts in ihnen los. Man kommt einfach zur Bruderschaft zusammen, weil die Einheit unter Jesus dazu drängt. Darum ist es nur zu natürlich, dass das Brudermahl der Ausdruck dieser Bruderschaft unter Jesus ist. Im Grunde ist Jesus selbst der Leiter all dieser Bruderkreise und ihrer Brudermahlzeit. Sie feiern Abendmahl mit ihm selbst. In Apostelgeschichte 4,24 finden wir die Urgemeinde einmütig im Gebet versammelt. Das war offenbar keine Sonderveranstaltung, sondern ihre normale Art zusammen zu sein. Sie waren im Verborgenen beieinander, unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Es war die Schar, die eins in Jesus Christus war. Sie stärkten einander durch das Wort Gottes, das ihnen lebendig gegeben wurde. Sie waren ein Herz und eine Seele. Eine echte Familie unter Jesus Christus (Apg 4,31+32).

Von dieser Schar gingen starke Wirkungen in die Öffentlichkeit aus, obwohl sie so im Verborgenen zusammenkam. Es konnte aber auch sein, dass sie sich in einem Raum des Tempels traf (Apg 5,12). Dennoch wagte sich niemand ihnen anzuschließen. Es war so, als wenn ihr Herr einen unsichtbaren, heiligen Zaun um sie gebaut hätte. Sie waren Bruderschaft unter Christus, aber auf keine menschliche Weise organisiert. Diese Bruderschaft war auch nicht unbekannt. Man hatte große Achtung vor ihr, und Jesus selbst tat immer mehr hinzu, die sich an ihn anschlossen und darum nun zu dieser Familie gehörten, deren Oberhaupt er selbst war (Apg 5,13+14). Dass Jesus heute derselbe ist und seine Gemeinde in mannigfaltiger und doch immer wieder ähnlicher Weise selbst organisiert, entdeckten wir im Laufe der Jahre voll Freude.

In den Tagen der ersten Christenheit war ein Risiko damit verbunden, wenn man sich Jesus und seiner Schar anschloss. Solches Risiko erhält die Bruderschaft unter Christus gesund und echt. So war es in den revolutionären Anfangsjahren in Berlin. So war es nachher im Dritten Reich. So ist es an vielen Stellen der Christenheit heute.

In Apostelgeschichte 19, 9 wird berichtet, dass Paulus in Ephesus die Jünger Jesu absonderte und mit ihnen täglich besonders zusammenkam. Gerade davon gingen die stärksten Wirkungen in der Öffentlichkeit aus, so dass alle, die in der damaligen Provinz Asia wohnten, das Wort Gottes hörten. Ich weiß nicht, ob wir diesen Bericht kannten. Aber es

erging uns ebenso. Es war eine Treue Gottes sondergleichen, dass er uns keine Ruhe ließ, bis wir uns im Verborgenen zur Bruderschaft zusammenfanden. Wir nannten dies *"Stille Stunde"*. Damit war zum Ausdruck gebracht, dass wir in dieser Zusammenkunft nicht nach außen wirken wollten.

Wir wollten zu den Füßen Jesu über seinem Wort zusammen sein, uns an der Bruderschaft freuen und durch sie Hilfe in unserem Leben mit Christus gewinnen. Wir nannten dieses Zusammensein auch *"Reichsgottesstunde"*. Damit wollten wir ausdrücken, dass sich hier Menschen zusammenfanden, die nicht nur persönliches Leben mit Jesus wollten, sondern sich ernstlich um das Reich Gottes sorgten. Eine Schar, in der sich jeder nach seiner Gabe für den Bau des Reiches Gottes einsetzen wollte.

Hier wurden die nächsten Schritte beraten. Hier hörten wir die Berichte der Missionstrupps. Hier hörten wir, was sonst im Reich Gottes geschah, nicht nur bei uns im Osten Berlins. Hier wurden Briefe von Jüngern Jesu aus anderen Teilen der Welt vorgelesen. Hier hörten wir von denen, die aus unserer Mitte an andere Orte gezogen waren. Hier wurde nicht nur für persönliche Fragen gebetet, sondern für Fragen des Dienstes für Christus.

Es war wirklich eine Truppe Jesu, die hier zusammen war, um zu den Füßen des Meisters still zu sein, sein Wort zu studieren, sich in der Bruderschaft zu stärken und für neue Aufgaben zu rüsten. Hier suchten wir, einander an unserem persönlichen Leben Anteil zu geben. Wir wollten nicht anonym nebeneinander leben. Wir wollten eine große Familie unter Jesus Christus sein. Es wurden allmählich 180 junge und alte Menschen, die in dieser Weise zusammenkamen.

Wir hatten keine Mitglieder. Es war nicht die übliche Organisation. Es war eine Organisation ganz anderer Art. Vielleicht könnte man sie eine geistliche Organisation nennen. Denn all die üblichen Faktoren organisatorischen Zusammenschlusses fehlten. Es war alles auf die Zugehörigkeit zu Jesus selbst abgestellt. Es übernahm auch niemand Verpflichtungen. Es legte keiner ein Gelübde ab. Wir hatten keine Statuten und keine Mitgliederbeiträge. Man konnte sich auch still wieder zurückziehen, wenn man wollte.

Nur ein ganz leichter Zaun umgab diese Zusammenkunft: Sie war nicht öffentlich; sie wurde nirgends angezeigt; es wurde zu ihr nicht

eingeladen; es konnte nicht jeder kommen, wie er wollte; wer teilnehmen wollte, wurde gebeten, sich in einer persönlichen Unterredung anzumelden. Wir wollten ja eine Familie sein. In der Familie kennt man sich und weiß, wer jeder ist. So sollte es auch unter uns sein. Dieser bescheidene Zaun der Anmeldung hat für den Aufbau dieser Schar genügt.

Niemand fand diese Anmeldung merkwürdig. Sie erschien allen ganz natürlich. Meist kannte man die Betreffenden schon lange Zeit. Es war längst nicht mehr verborgen, dass sie ihr Leben Christus unterstellt hatten. Die Anmeldung war nur ein Ausdruck dafür. Es war aber doch gut, dass man sich anmelden musste. Dadurch kam die Zusammengehörigkeit dem, der sich meldete, und uns allen richtig zum Bewusstsein. Es war auch ein Entschluss damit verbunden, durch den man sich klar wurde, dass man gerade in diesem Teil der Gemeinde Jesu Christi Heimat und Aufgabe haben wollte. Es gab viele Plätze in Berlin, an denen dies möglich war. Man musste wissen, an welchen Platz man befohlen war. Diese "Stille Stunde" wurde durch eine Reihe Bibelkreise in Kleinstformat ergänzt. Später gliederten wir die "Stille Stunde" in drei Kreise auf, die wir "Biblische Arbeitsgemeinschaft" nannten. Wir hofften, auf diese Weise besseren Kontakt miteinander zu haben, weil die Schar so groß war. Um aber den Kontakt auch im Gesamtkreis zu erhalten, trafen wir uns bald auf die eine oder andere Weise, zumal zu Abendmahlsfeiern, die oft den Höhepunkt unseres Zusammenlebens bildeten. Wir hielten diese Abendmahlsfeiern dann nicht in der üblichen Form, sondern saßen an festlich gedeckten Tischen. Jesus hat ja auch das erste Abendmahl mit seinen Jüngern gefeiert, indem er mit ihnen zu Tische saß. Damals war seine Abendmahlsfeier die letzte Zurüstung zum Sterben. Heute ist die Abendmahlsfeier die Lob- und Dankfeier seiner Kinder für das, was er in seinem Sterben für sie tat. Zugleich ist die Abendmahlsfeier die Stunde, in der wir uns der Gemeinschaft mit dem erhöhten Herrn besonders bewusst werden und dankbar dafür sind, dass er in unserer Mitte ist. Die Abendmahlsfeier ist wirklich Eucharistie, Lob- und Dankfeier der Schar, die unerhörterweise ihm gehören darf, obwohl sie eine Schar von Sündern ist, und die ihm ganz allein ihre neue Existenz im Leben mit ihm verdankt.

Gerade wenn wir so als große Familie Jesu beieinander waren, gedachten wir der anderen Teile der Gemeinde Jesu, mit denen wir allmäh-

lich in aller Welt verbunden wurden. Wir freuten uns der Nachrichten von ihnen und schlossen sie in unsere Abendmahlsfeier und unser Gebet mit ein. Dass dies möglich ist, bedeutete uns viel im zweiten Weltkrieg, als eine große Schar unserer jungen und älteren Männer in die weite Welt verstreut war und sich in Todesgefahr befand. Diese Abendmahlsfeiern als Brudermahl waren ein Höhepunkt, eine besondere Feierstunde und Kraftquelle. Sie dauerten oft drei Stunden und waren eine tiefe Freude.

Als wir anfangen, in der "Stillen Stunde" zusammenzukommen, wurde uns bald bewusst, was uns damit zuteil wurde. Ich empfand es als eine große Befreiung, dass jeder missionarische Ton schweigen durfte. Wir werden überfordert, wenn wir immer missionarisch wirken wollen. Dabei verausgaben wir uns. Jeder, der Jesus kennt, ist sich der Öffentlichkeitsmission bewusst, die ihm aufgetragen ist. Aber diese Öffentlichkeitsmission hat zur Voraussetzung, dass wir uns im stillen für sie rüsten lassen.

Das geschieht am besten, indem man nicht in erster Linie an die kommenden Aufgaben denkt, sondern so über der Bibel zusammen ist, als hätte man gar keine Aufgaben nach draußen. Dann kann das ureigentliche Leben mit Jesus und seinen Jüngern wirklich zur Geltung kommen. Das tat mir so wohl. Jetzt war ich einmal nicht Pfarrer, Missionar oder Evangelist. Jetzt durfte ich Bruder unter Brüdern sein und mich meiner Brüder und Schwestern freuen. Ich durfte mich durch die Gemeinschaft mit ihnen stärken und erquicken lassen. Den anderen ging es ebenso.

Vieles gibt Jesus seinen Leuten nicht direkt, sondern nur durch die Bruderschaft, weil er nicht eine Schar von Einzelgängern will, sondern eine Gemeinde, ein Volk Gottes, eine Familie, die unter ihm eine Einheit ist und miteinander und füreinander lebt und miteinander handelt. Wer sich diesem Plan Jesu entzieht, muss in seinem Leben mit ihm verkümmern. Auch ganze Gemeinden, die nicht dem Plan Jesu gemäß ihr Leben gestalten, müssen verkümmern oder zugrundegehen. Es kann vieles in ihrer Mitte nicht zur Entfaltung kommen, was Jesus uns zugesagt hat.

Das Kernstück der "Stillen Stunde" war das Studium der Bibel. Ich merkte die große Befreiung, dass jeder missionarische Gesichtspunkt bei der Auslegung wegfallen konnte. Hier waren Menschen zusammen,

die dieselbe Lebensbasis in Jesus Christus hatten. Sie mussten nicht für ihn gewonnen werden. Man musste sie nicht zu ihm hinführen. Man musste sie nicht mit ihm erst bekanntmachen. Sie waren bei ihm. Sie kannten ihn und sie lebten mit ihm. Darum war eine ganz andere Schriftbetrachtung möglich als sonst.

Es ist für einen Wortverkündiger sehr schlimm, wenn er immer missionarisch denken und reden muss. Es ist geradezu lebensgefährlich. Es hat mir das Leben gerettet, wo ich damals noch so jung war, dass ich in diesem Kreis die Bibel in ganz anderer Weise durchdenken durfte. Ich durfte es nicht nur; ich musste es, wenn ich seelsorgerlich dachte und dem Rechnung trug, was ein Kreis von Jüngern Jesu braucht.

Dieselbe Aufgabe hatten die Briefe des Neuen Testaments. Sie waren an Menschen gerichtet, die Christus angehörten, und wollten ihnen helfen, das neue Leben mit Christus recht zu gestalten. So lag es auch bei uns in der Stillen Stunde. Zumal die Briefe des Paulus waren hierfür sehr geeignet. Paulus war nicht nur der große Missionar und Apostel, der Gemeinden gründete. Er war auch Gemeindebauer, der in einer Weisheit sondergleichen die jungen Christengemeinden beriet, dass sie ihren Weg in dem neuen Leben mit Jesus finden konnten. Die Korintherbriefe waren uns eine Fundgrube für den Aufbau der Gemeinde. Am ersten Korintherbrief haben wir wohl fünf Jahre gearbeitet.

Oft füllte das Nachdenken über einen Vers einen ganzen Abend aus. Jeder durfte mitsprechen und herzutragen, was ihm aufgegangen war. Ich selbst brauchte zur Vorbereitung für solch einen Vers mehr Zeit als zur Vorbereitung einer ganzen Predigt. Das hat mir viel geholfen. Bei dieser Vorbereitung zog ich andere Brüder zu Rate, indem ich ihre Kommentare und Bücher benutzte. Aber nichts durfte ich mechanisch weitergeben. Alles musste innerlich verarbeitet sein und sich so formen, wie unser Bruderkreis es brauchte.

Dieses gründliche Durchdenken der biblischen Wahrheiten war eine richtige Schmiede Gottes. Hier sind die Menschen erwachsen, die im Dritten Reich ohne Diskussion ihren Weg mit Jesus weitergingen wie zuvor. Sie wußten, was sie an Jesus hatten. Sie brauchten keine Diskussion in sich selbst anzustellen, ob die neuen Botschaften, die ihnen im Dritten Reich nahegebracht wurden, am Ende doch mehr Wahrheit enthielten als Jesus Christus und die Bibel. Das war die Frucht dieser jahrelangen "Stillen Stunden" über der Bibel - zu den Füßen Jesu - in

der Gemeinschaft seiner Jünger.

Diese verborgene Gemeinschaft unter Ausschluss aller Öffentlichkeit kann keine Gemeinde und kein Bruderkreis unter Christus entbehren. Ohne diese verborgene Bruderschaft kann auch der einzelne nicht existieren, wer er auch sei, ob Pfarrer, Evangelist, Diakonisse oder Gemeindeglied. Wer sich diesem Lebensgesetz der Gemeinde Jesu entzieht, wird tiefen Schaden erleiden. Wir können nicht dankbar genug sein, dass wir ahnungslosen Anfänger so treu von Jesus selbst auf diesen Weg gesteuert wurden, der sich bis heute bewährt und seine Bedeutung behalten hat.

Die beiden Bände "Briefe aus dem Berliner Osten und "Briefe aus dem Berliner Osten und Großalmerode", die ich im Verlag Junge Gemeinde, Stuttgart, herausgab, bringen zu allen Fragen dieses Buches eine Fülle von Material. Ihr Gesamtthema ist der *charismatische Gemeindeaufbau*, der heute wieder so stark bewegt wird. Es ist eine Lebensfrage der Gemeinde Jesu Christi, den echten Weg des Neuen Testaments hierin zu finden und nicht schiefen Entwicklungen zum Opfer zu fallen.

Ebenso sind die drei Bände, in denen Professor Beyreuther das Lebensbild Zinzendorfs dargestellt hat, eine unerschöpfliche Fundgrube für das Wesen der Gemeinde Jesu. Kein Geringerer als Karl Barth hat in seinem Alter in seiner Dogmatik ausgesprochen, dass Zinzendorf in besonderer Weise das Wesen der Dinge, um die es im Neuen Testament geht, erfasst hat.

Unser Leben im Berliner Osten war sehr bewegt. Unsere junge Ehe gestaltete sich total anders, als wir es uns erträumt hatten. Auf den langen Märschen im ersten Weltkrieg hatte ich mir oft ausgemalt, dass ich nach Kriegsende in ein schönes hessisches Dorf ziehen wollte, weitab von Eisenbahn und Kultur. Wir waren durch die Jahre des Krieges der Zivilisation so entfremdet, dass wir in sie nicht zurückkehren mochten. Viele von uns waren im Krieg Naturmenschen geworden, die lieber im Freien als in einem Haus schliefen. So träumte ich von einer Gemeinde, die noch naturverbunden war, mitten zwischen Ackerfeldern und Wäldern meiner hessischen Heimat, die so viel Schönes in sich birgt und die ich bis heute sehr liebe. Ich dachte nicht daran, mich von ihr zu trennen.

In solch einem hessischen Dorf wollte ich mein junges Heim einrichten. Ich stellte mir das Idyll eines Landpfarrhauses nach altem Stil vor. Ich freute mich darauf, manchen Abend mit meiner jungen Frau zu verbringen und viel Schönes mit ihr Studieren zu können. Für meine wissenschaftliche Arbeit hatte ich weite Pläne. Ich wollte das fortsetzen, was ich einst bei Professor Heim begonnen hatte. Es schien mir notwendig, acht Jahre für diese wissenschaftlichen Arbeiten in Aussicht zu nehmen. Ich wusste damals noch nicht, dass es das idyllische Dorfpfarramt nicht mehr gibt. Auch die entlegenste Gemeinde ist heute Missionsfeld, das den ganzen Mann fordert.

Aus all meinen Plänen wurde nichts. Der Weg ging nach Berlin. Wir kamen mitten in die Revolutionsjahre hinein. Da war alles Idyll zu Ende. Da gab es kein stilles Pfarrhaus, in dem wir unsere junge Ehe aufbauen konnten. Da war kein Gedanke an wissenschaftliche Arbeit. Der schwere Einsatz forderte uns ganz. Er kostete mehr Kraft als die Zeiten an der Front im Krieg. Aber es hat sich alles vielfältig gelohnt. Wenn man in solchen Jahren mit all ihren Opfern mitten darin steht, weiß man nichts von Opfern. Das, was unser Herr Jesus Christus zurück schenkt, ist so unvergleichlich größer, dass von Opfer gar nicht die Rede sein kann. Wir sind nur die Beschenkten. Man kann sich nur immer wieder wundern, dass Jesus uns überhaupt in seinen Dienst nimmt.

9. Die Dorfmission

Als mich mein Weg so unerwartet im Jahre 1918 nach Berlin führte, wusste ich im Grunde nichts von der Viermillionenstadt und ihrem wirklichen Leben. Ich wusste noch weniger von der Mark Brandenburg. Ich kann mich noch gut erinnern, wie erstaunt ich war, als ich das erste mal auf den Müggelbergen bei Berlin stand und in die weite Landschaft mit ihren Seen und Wäldern hinausschaute. Das hatte ich nicht geahnt, dass die Umgebung Berlins so schön war. Ich konnte nicht wissen, in welchem Maße Berlin und die Mark Brandenburg meiner Frau und mir zur zweiten Heimat werden würden. Doch es ist nicht die natürliche Seite Berlins und der Mark Brandenburg, die dieses zuwege brachte. Dass wir in diesem Maße in Berlin und Brandenburg verwurzelten, hing damit zusammen, dass wir dort die Wirklichkeit Jesu so eindrücklich erfuhren und einen solchen Anschauungsunterricht von der heutigen Gemeinde Jesu bekamen. Wir wußten, dass sie tatsächlich auf der Erde existiert. Aber jetzt hatten wir Heimat in ihr gefunden - in Berlin und in vielen Orten der Mark Brandenburg. Das war der entscheidende Vorgang, durch den uns Berlin und die Mark Brandenburg zur zweiten Heimat wurden.

Unsere angestammte Heimat kann nicht in der Tiefe Heimat werden wie eine Gegend, in der man so stark Jesus und seine Gemeinde erlebte. Auch wenn einer in seine angestammte Heimat nach Jahren wieder zurückkehrt, wird er nur vollgültig einwurzeln, wenn er dort der Gemeinde Jesu begegnet und in ihr Heimat findet. Das haben wir erfahren. Das ist ein starker Trost für die Millionen von Flüchtlingen, die ihre angestammte Heimat verloren haben. Wie alle Problematik unseres schweren Jahrhunderts, so wird auch die Problematik der Völkerwanderung der Millionen von Flüchtlingen der ganzen Welt für den einzelnen nur dadurch gelöst, dass er in dem Land, in dem er nun leben muss, in Jesus und seiner Gemeinde tatsächliche Heimat findet. Diese innere Heimat wird ihm auch Brücke zu seiner neuen äußeren Heimat werden. Es ist eine große Sache, dass wir für die Fragen unseres persönlichen Lebens in Jesus und seiner Gemeinde Antwort finden, auch wenn dasselbe Problem für die Menschheit noch nicht gelöst zu werden vermag.

Als ich einmal in einer wunderschönen Bergwelt war und von der Schönheit der Landschaft schier berauscht wurde, ging es mir plötzlich durch den Sinn: Und *eine* Stunde daheim auf dem Hinterhof im Berliner Osten inmitten der Jünger Jesu ist doch noch tausendmal schöner als alles, was du jetzt von der Schöpfung Gottes schauen darfst. Die neue Schöpfung, die Jesus im Auftrag Gottes mit seiner Gemeinde begonnen hat, ist von einem Glanz, der der alten Schöpfung Gottes nicht zu eigen ist. Das Geheimnis der neuen Schöpfung ist Jesus selbst und sein Leben. Unsere Räume, in denen wir auf dem Hinterhof des Berliner Ostens tagten, waren eigentlich nur als Lagerräume für Kohlen oder als Autogaragen geeignet. Und doch waren sie uns so lieb und heimelig, weil wir in ihnen die ganze Größe und Schönheit der Gemeinschaft der Kinder Gottes erlebten.

Genauso ging es uns in den Dörfern der Mark Brandenburg, in mancher armen Stube eines Tagelöhners, in einem Bauernhaus oder einer Scheune. Ein Tagelöhner in einem märkischen Dorf war so dankbar, dass er jetzt Jesus kannte, dass er die Kinder seines Dorfes am Sonntag zu sich einlud, um ihnen von Jesus zu sagen. Es war ein armseliges Häuschen, in dem er lebte. Die Stube war sehr klein. Er fabrizierte so viele kleine Bänkchen, wie die Stube nur fassen konnte. Und die Stube wurde für die Kinderschar zu klein. Die eine Hälfte der Kinder musste vormittags kommen, die andere nachmittags. Es konnte einem das Herz warm machen, wenn man sah, wie unser Freund jedes Fleckchen seiner kleinen Stube ausgenutzt hatte, um möglichst viele Kinder einladen zu können. Diese Hütte war ein Dom Gottes. Seine Frau und ein anderer Tagelöhner halfen ihm dabei. Die drei waren eine Mannschaft, ein Team, das eine lebendige Einheit und ein Werkzeug in Jesu Hand für die Kinder des Dorfes war.

Niemand hatte ihnen erklärt, was allgemeines Priestertum ist. Aber als sie zu Jesus fanden, wurden sie zu diesen priesterlichen Menschen, die sich um ihr Dorf sorgten. Wir waren sehr erstaunt, als wir eines Tages von diesem Dorf hörten, dass dort eine Gebetswoche stattfände. Es war weder die Allianzgebetswoche noch irgendeine andere. Aber diese beiden Männer, die die Sonntagsschule eingerichtet hatten, waren betrübt, dass es nicht mehr so gut ging wie sonst. Es entstanden Schwierigkeiten über Schwierigkeiten unter den Kindern. Sie waren nicht mehr so offen und zugänglich wie vorher. Die beiden Männer sagten sich, das

kann nur an uns Erwachsenen liegen. Die Kinder können wir dafür nicht verantwortlich machen. Sie riefen die Männer und Frauen des Dorfes zusammen, die mit ihnen den Weg zu Jesus gefunden hatten. Es war ein starker Einbruch der neutestamentlichen Botschaft in dieses Dorf gewesen. Niemand hatte derartiges für möglich gehalten. Nun gab es in diesem Ort Gemeinde Jesu, die niemand registriert hatte, die aber lebte und da war. Diese Schar traf sich in einer Tischlerwerkstatt. An den Abenden ihres Zusammenseins wurde von dem Tischlermeister seine Werkstatt ebenso umgewandelt wie jenes Tagelöhnerhaus für die Kinder. Auch hier war ein Dom Gottes. Nun kamen sie jeden Abend zum Gebet zusammen, um sich vor ihrem Herrn zu beugen, dass die Kinder in der Sonntagsschule nicht mehr so offen waren. Nach dieser Woche waren die Kinder wie verwandelt. Jesus hatte die Demütigung der Schar gesehen, die jeden Abend zum Gebet zusammenkam, und unmittelbar darauf geantwortet.

In manchem Ort der Mark Brandenburg begab sich ein ähnlicher Einbruch des Evangeliums. So wurden wir dort in einer Weise beheimatet, wie wir es bei unseren früheren Dorfmissionsmärschen nicht für möglich gehalten hätten. Damals waren wir zu kurzem Einsatz in einzelnen Dörfern erschienen und höchstens zu einem Wochenende geblieben. Das änderte sich im Jahre 1923. Die Umstände brachten es mit sich, dass wir tagelang, sogar mehrere Wochen in einem Dorf bleiben mussten. Das war von uns nicht beabsichtigt gewesen. *Ostern 1923* hatte uns ein älterer Pfarrer, der mein Vater hätte sein können, in seine Gemeinde eingeladen. Wir wollten am ersten Ostertag in den drei Orten der Gemeinde ein Zeugnis von Christus ausrichten und dann weiterziehen. Aber es entstand eine solche Bewegung in den Dörfern, dass an einen Weitermarsch nicht zu denken war.

Wir waren ein starker Trupp von sechzig Männern und Frauen, jungen und alten Menschen. Nach langer Bahnfahrt langten wir am Oster-sonnabend in der Nähe des Dorfes an. Der alte Pfarrer kam uns auf der Landstraße entgegen. Wir waren herzlich miteinander verbunden. Aber er hatte noch nie einen Missionstrupp miterlebt und konnte sich kein richtiges Bild davon machen. Es war beinahe Abend, als wir in der Gemeinde eintrafen war noch kein Quartier und kein Versammlungs-lokal für den Abend vorbereitet. Aber mit Hilfe meines alten Freundes vollzog sich alles sehr schnell. Wir Männer kamen in einem großen

Pferdestall unter. Der Bauer war sehr freundlich. Er rückte seine Pferde enger zusammen, so dass für uns Platz wurde. Dieses Quartier hatte den Vorteil, dass wir gut warm schliefen. Die Pferde wärmten den Raum, und auch der Platz, an dem wir schliefen, war von unten gut angewärmt. Die Pferde hatten eben noch dort gestanden. Als vom ersten zum zweiten Ostertag ein scharfer Kälteeinbruch stattfand, waren wir gut daran.

Schlechter erging es den Frauen und Mädchen. Ihre Zahl war größer. Darum wurden sie in einer Scheune einquartiert, in der sich viel Heu befand. In dem Heu ließ sich gut schlafen. Trotzdem stellte dies für manchen älteren und jungen Menschen ein Opfer dar. Manche waren schon über sechzig Jahre alt, aber sie taten es mit Freude. Auch als der Kälteeinbruch kam, blieben sie mit derselben Freude wie vorher im Einsatz, obwohl sie in ihrer Scheune sehr frieren mussten. Sie war nicht so warm wie der Pferdestall. Außerdem fehlten Bretter am Giebel der Scheune, so dass die eisige Luft durchzog. Aber das wog alles nicht gegenüber der Größe der Aufgabe.

Die erste Versammlung sollte am Ostersonnabend in einem großen Wirtshaussaal stattfinden. Es war 18 Uhr, als wir endlich im Trupp auf den Dorfstraßen singen und einladen konnten. Die Einladung war alles andere als diplomatisch. Es hätte nahegelegen zu sagen: "Ein großer Chor ist aus Berlin gekommen, um euch einige schöne Stunden zu bereiten; Redner aus Berlin werden zu den Problemen des Lebens sprechen." Das alles wäre auch wahr gewesen. Ein Freund, der uns auf dieser Fahrt begleitete, war über die drastische Art der Einladung erstaunt. Er fürchtete, dass niemand erscheinen würde. Es konnte, sein, dass einer der Männer des Trupps den Menschen auf der Dorfstraße als Einladung zurief: "Wir sind nicht gekommen, um euch einen schönen Abend zu bereiten, sondern um euch zu fragen, ob ihr Frieden mit Gott habt."

Man kann solchen Stil nicht nachahmen. Er ist auch nicht überall angebracht. Unser Herr bekannte sich damals zu der kühnen Art der Einladung. Der Wirtshaussaal war abends bis auf den letzten Platz besetzt. Am nächsten Abend standen noch so viele Menschen draußen, dass der Trupp bitten musste, ihn einzulassen, weil sonst die Versammlung nicht beginnen könnte. Es war für uns sehr ermutigend und eindrucksvoll, die Hand Jesu in solchen Tagen am Werk zu sehen.

Wir verteilten uns auf die Festgottesdienste in den drei Orten. In jeder der drei Kirchen hielt ich an beiden Festtagen den Ostergottesdienst. Auf solch offizielles Auftreten nicht eingerichtet, trug ich einen Wanderanzug mit langen grünen Hosen, wie er für die Märsche gut passte. Nun musste ich aber den Talar meines Freundes, des Ortspfarrers, anziehen. Mein Freund war erheblich kleiner als ich. Sein Talar reichte mir bis zu den Knien. Der kurze schwarze Talar und die langen grünen Hosen boten ein merkwürdiges Bild. Wir haben noch oft darüber schmunzeln müssen. Aber der Sache hat es keinen Eintrag getan.

Auch meine Vorbereitung für die unerwarteten sechs Ostergottesdienste war eigenartig. Mein Quartier befand sich bei den Männern im Pferdestall, kein alltägliches Arbeitszimmer. Mein Schreibtisch war ein großer Holzklotz. Die Pferde leisteten mir bei der Predigtvorbereitung gute Gesellschaft und störten mich nicht im geringsten. Die prachtvolle Luft des Pferdestalles umgab mich. Ich wünschte, es wäre mir bei meinen Vorbereitungen immer so gut gegangen wie dort.

Einer aber war am Ostersonntag sehr erschrocken und verlegen, dass er den Festprediger seiner Gemeinde im Pferdestall einquartiert hatte. Das war der Bauer, dem der Hof gehörte. Er konnte nicht wissen, dass auch ein Pfarrer zu dem Männertrupp gehörte, dem er so freundlich zwischen den Pferden Quartier machte. Ich hatte meine diebische Freude an seiner Verlegenheit. Er besaß in seinem großen Haus sicher Gastzimmer, in denen er uns hätte unterbringen können. Aber wie sollte er auf solch einen Gedanken kommen, wenn plötzlich am Ostersonnabend eine unbekannte Schar "Brüder von der Landstraße" bei ihm einquartiert wurde. So waren mit jenen Dorfmissionsmärschen manche lustigen Erlebnisse verbunden, an die wir uns später mit Freuden erinnerten.

Wir haben auf diesen Märschen gesehen, dass unser Herr heute noch genau derselbe ist wie in den Tagen der Apostelgeschichte, als die ersten Christen auf den Landstraßen in Palästina, Syrien, Kleinasien, Griechenland und anderswo unterwegs waren, um die Botschaft von Jesus weiterzutragen. Gott selbst legte uns die Berichte der Apostelgeschichte in seiner Weise aus und machte sie uns gegenwartsnah. Der Bericht über die Flüchtlinge aus Jerusalem (Apg 11,19-26), die die Kunde von Jesus bis nach Syrien und seiner Hauptstadt Antiochia trugen, hätte ebenso gut mit anderen Namen und Orten in unserem

Land geschrieben sein können. Es waren dieselben Vorgänge, die in der Mark Brandenburg erlebt wurden: *"Und die Hand des Herrn war mit ihnen, und eine große Zahl ward gläubig und bekehrte sich zu dem Herrn."* Auch bei uns war es so, dass die Kunde von dem, was geschah, nicht nach Jerusalem, aber nach Berlin kam und dass wir immer wieder einzelne und ganze Trupps in die Dörfer hinaussandten, in denen dies geschehen war, um unsere neuen Brüder und Schwestern zu stärken. Wir wußten nicht, wie unerhört das war, was sich vor unseren Augen begab. Wir wußten nicht, dass in der Mark Brandenburg bei vielen Evangelisationen auch nicht ein einziger kam, tun sich Rat zu holen, wie er ein neues Leben beginnen und gestalten könne. Wir nahmen es als ganz selbstverständlich, dass so viele kamen, um sich über diese Frage mit uns zu besprechen. Es war eine unverdiente Freundlichkeit Gottes, die uns derartiges erleben ließ, wo wir selbst Anfänger ohne jede Erfahrung waren. Die Welt der Bibel ging uns darüber als Wirklichkeit auf. Die Berichte der ersten Christen stimmten zu dem, was Gott uns im 20. Jahrhundert erfahren ließ.

Alle historische Arbeit führt immer nur zu einer geringeren oder größeren Wahrscheinlichkeit. Über die Tatsächlichkeit und Wirklichkeit des Berichteten kann die historische Wissenschaft weder bei biblischen, noch bei weltlichen Berichten eine absolute Gewissheit geben. Gott aber war so gütig, uns in dieselbe Wirklichkeit hineinzustellen, wie sie uns in der Bibel entgegentritt, und uns dadurch gewiss zu machen, dass wir hier letzter Wahrheit begegnen, die immer, zu allen Zeiten und an allen Orten, so wirklich ist wie Jesus selbst. Er ist gestern, heute und in Ewigkeit derselbe.

Nach den Ostertagen siedelte ich in ein Dachstübchen im Pfarrhaus über. Der größte Teil des Missionstrupps war am zweiten Ostertag abends nach Berlin zurückgefahren. Am anderen Morgen begann wieder die Arbeit in den Fabriken. Einige, die sich frei machen konnten, blieben zurück. Wir hielten jeden Abend Versammlungen im Wirtshausaal. In den Ostertagen kam eine Frau fröhlich ins Pfarrhaus gelaufen, um den Pfarrersleuten zu sagen: *"Nun ist zum ersten mal Ostern in meinem Leben."* Der auferstandene Herr war ihr zur Gewissheit geworden. Sie wusste, dass er sie als sein Kind aufgenommen hatte und dass sie nun zu ihm gehörte. Diesem ersten Menschen folgten andere.

In meinem Dachstübchen hörte ich Bekenntnisse von schwerer Sünde. Ich werde das Mädchen nicht vergessen, das seit langem mit einem verheirateten Manne im Ehebruch lebte. Niemand ahnte es. Nun hatte Jesus sie erreicht. Sie war so froh, diese dunkle Schuld aussprechen zu können. Und dann geschah etwas Unerwartetes. Ich fragte, was sie nun machen wollte. Ohne Zögern war ihre Antwort: *"Ich will Jesus danken."* Sie hatte erfasst, dass Jesus durch seine Tat am Kreuz alles gelöscht hat, was zwischen der Menschheit und Gott steht. Darin war auch die schwere Schuld ihres Lebens eingeschlossen. Dafür wollte sie Jesus danken. In diesem Dank war eingeschlossen, dass sie fortan nur dem gehören konnte, der so Unerhörtes an ihr getan hatte. Durch das Wort dieses Mädchens, das aus so tiefer Sünde kam, wurde mir das Evangelium ganz neu erschlossen.

Ein Besucher folgte dem andern. Es war eigentlich gar keine Zeit zum Essen. Ich erinnere mich an einen Abend, an dem der alte Pfarrer zu mir heraufkam und sagte: "Es sind nur wenige Minuten bis 8 Uhr. Die Menschen sind im Wirtshaussaal schon versammelt. Du musst wenigstens noch ein Stück Brot essen." Das Geschehen war eine große Freude. Ich war ganz überwältigt.

Eines Tages erschien ein junger Bauernbursche. Ich hatte ihn als so schweigsam kennengelernt, dass man überhaupt kein Gespräch mit ihm führen konnte. Jetzt gab es ein lebendiges Gespräch von einer Stunde. Ich erkannte ihn gar nicht wieder. Gottes Wort hatte ihn getroffen. Er suchte Frieden und fand ihn. Wie er die Treppe hinuntergeht, begegnet ihm sein Bruder. Beide wissen nichts voneinander. Und dann kam der Vater und sagte: "Was meine beiden Jungens gefunden haben, das möchte ich auch finden." Solche Dinge kann kein Mensch machen. Das kann nur Jesus selbst wirken. Aber er möchte es gern tun, viel mehr, als wir denken.

Diese Dinge liegen nun vier Jahrzehnte zurück. Darum wage ich es, mit Zurückhaltung einiges davon zu sagen. Wenige, die damals dabei waren, werden heute noch leben. Am Schluss der Woche war es eine ganze Schar, die zu Christus gefunden hatte. Soweit ich sie kannte, bat ich sie, am letzten Abend ein Lied des Dankes zu singen. Sie standen in einem dunklen Winkel des Saales, um möglichst nicht gesehen zu werden. Als das Lied erklang, sprangen die Menschen von ihren Stühlen auf, um zu sehen, wer die Sänger seien. Die Berliner waren

doch heimgefahren. Menschen aus ihrem eigenen Dorf sangen so freudig und schämten sich nicht vor ihren Dorfgenossen. Da musste etwas geschehen sein.

Am andern Morgen, als ich meinen Rucksack schon umgehängt hatte und abmarschieren wollte, kam ein junger Bursche aus dem Dorf und sagte: "Herr Pastor, als ich gestern Abend die gesehen habe, die das Lied gesungen haben - ich kenne sie alle, da habe ich gedacht: Schlechter als die bist du auch nicht; dann darfst du auch zu Jesus kommen." Da wurde mir neu deutlich, was Evangelium ist.

Lange vorher hatte ein Tagelöhner, der bei den Bauern und in der Kiesgrube arbeitete, den Weg zu Jesus gefunden. Er hieß Julius Melcher und ist längst in der Ewigkeit bei seinem Herrn. In der Mitte der Dorfmissionswoche sagte ich zu ihm: "Nun müssen Sie wohl auch auf das Podium und Ihrem Dorf bezeugen, was Ihnen Jesus geworden ist." Er hatte so etwas noch nie getan. Es war ihm schwer. Aber er tat es. Er sprach plattdeutsch. Keiner lachte. Alle waren ganz still. Sie kannten ihn zu gut, um nicht zu wissen, dass dies bei Julius Melcher Wahrheit war.

Einmal war ein Kollege in der Kiesgrube so wütend über Julius Melcher und sein Zeugnis von Jesus, dass er mit der erhobenen Kreuzhacke vor ihm stand, um ihn totzuschlagen. Julius Melcher konnte ganz still bleiben und zu ihm sagen: "Totschlagen kannst du mich; aber lieb habe ich dich doch." Er ist ein Vater der Gemeinde Jesu in seiner Gegend geworden. Fast jeden Sonntag war er auf seinem alten Fahrrad unterwegs, um die verstreuten Kinder Gottes zu besuchen. Sein Wort stärkte die kleinen Zellen, die hin und her entstanden. Dabei war er nicht mehr der Jüngste, aber unermüdlich bei Wind und Wetter, im Sommer und im Winter. Die Liebe zu Jesus und die Dankbarkeit ihm gegenüber waren die Kräfte, die sein Leben bestimmten.

Die Pfarrer seiner Gemeinde achteten ihn hoch und dankten ihm seinen Dienst. Sie wußten, dass er ein wirklicher Ältester war, ein Geschenk für die Gemeinde. Die Pfarrer waren nicht eifersüchtig, wenn die Menschen des Dorfes in schweren Fällen und, wenn es zum Sterben ging, oft nicht den Pfarrer, sondern den Tagelöhner Julius Melcher riefen, weil er ein wirklicher Vater in Christus war und tiefe Erfahrung im Leben mit Jesus hatte. Julius Melcher war in Wahrheit ein Geistlicher. Viele solche Geistliche wurden durch das, was in der Dorfmission geschah, unserer evangelischen Kirche geschenkt. Manche leben noch in der

Mark Brandenburg und tun ihren Dienst für ihren Herrn. Manche sind durch die Schicksale der späteren Zeit weit in der Welt verstreut. Aber Älteste der Gemeinde Jesu sind sie geblieben.

Jene Osterwoche des Jahre 1923 stellte uns zum ersten mal in einen zusammenhängenden, umfassenden Dienst an einer märkischen Gemeinde. Diese Erfahrungen legten den Grund für den neuen Abschnitt der Dorfmission. Wir versuchten, nicht nur zu flüchtigem Besuch in ein Dorf zu kommen, sondern gründlichen Dienst zu tun.

Am Ende jener Osterwoche kam ein Bauersmann, der das Geheimnis Jesu kannte, aus einem anderen Dorf herüber, um sich mit uns über die Ernte Gottes zu freuen. Was ihn bewegte, drückte er als Bauer so aus: "Ihr habt wohl gleich einen Erntewagen mitgebracht." Solch eine Ernte Gottes gönnten wir auch anderen Gemeinden und wollten dafür zur Verfügung stehen. Die folgenden Jahre haben uns gezeigt, wie Jesus darauf aus ist, vielen umfassend zu Hilfe zu kommen.

Solches Geschehen hatte meist eine innere Vorgeschichte in dem Dorf. Es waren oft unscheinbare Menschen, die durch Jahre treu ihren Weg mit Jesus gegangen waren, vielleicht verachtet oder nicht erkannt von dem übrigen Dorf. Sie hatten für ihr Dorf geglaubt und gebetet. Dass unser Missionstrupp gerade in eine solche von Gott vorbereitete Situation hineinkam, war ein unverdientes Geschenk. Kurz vor der Osterwoche hatte die Gemeindeschwester Abschied nehmen müssen, um einen neuen Dienst anzutreten. Als sie fortging, sagte sie: "Ihr werdet in Eurem Dorf eine Erweckung bekommen." Das sagte sie am Mittwoch vor Ostern. Wenige Tage später begann die Erfüllung dieses Wortes. Sie war eine wahrhaft geistliche Persönlichkeit mit einem prophetischen Durchblick.

Nicht weniger bedeutsam war der treue Dienst des alten Pfarrers. Er war der typische Lehrer der Gemeinde Jesu. Als er in das märkische Dorf übersiedelte, kam er in eine ausgesprochene Missionssituation und musste eigentlich Pioniermissionar sein. Das war ihm nach seiner Gabe schlechterdings unmöglich. Es kann sich niemand etwas nehmen, was ihm Gott nicht gegeben hat. Darum bedürfen wir in der Gemeinde Jesu der Ergänzung.

Jener Pfarrer tat in großer Treue seinen Dienst als Lehrer der Gemeinde. Sein Wort führte sie in die Schrift ein und machte sie mit der

Botschaft von Jesus Christus vertraut, soweit sie es fassen konnten. Julius Melcher war die kostbare Frucht dieses Dienstes. Aber vor der Gesamtheit der Gemeinde stand der alte Pfarrer wie vor einer Mauer. Es zeigt seinen echten, geistlichen Charakter, dass er nicht den Gedanken hatte: *"Ich bin der Pfarrer der Gemeinde; mir ist das Amt hier übertragen; damit ist alles gegeben, was diese Gemeinde braucht."* Er kannte seine Begrenzung und war als alter, gereifter Christ bescheiden genug, den Missionstrupp aus dem Berliner Osten zu Hilfe zu rufen, einen Trupp von Anfängern, die viel Unheil anrichten konnten. Er wagte es dennoch, weil er uns kannte und dem Werk Jesu in unserer Mitte vertraute.

Wie haben wir uns mit ihm gefreut, dass er in jenen Ostertagen die Erfüllung seines langjährigen Dienstes, erleben und solch eine Ernte für seinen Herrn einbringen durfte. Er war es, der uns am Weitemarsch hinderte und am zweiten Ostertag in der Frühe zu uns sagte: *"Nun sind Hunderte von Menschen in innerste Bewegung und Not geraten; da könnt Ihr doch nicht weitemarschieren."* Wir waren schon zum Abmarsch angetreten. Nun blieben wir da. Wie gut war es, dass der Pfarrer uns festhielt und dass wir uns festhalten ließen. Wir hätten sonst dieses umfassende Handeln Jesu nicht erlebt, und der Pfarrer vielleicht auch nicht. Was in jener Osterwoche 1923 geschah, hat sich bewährt und hatte Bestand. Oft sind wir noch dort gewesen, um uns an dem weiteren Wachstum zu freuen. Wir hatten organisatorisch nichts miteinander zu tun. Was uns verband, war stärker als jede Organisation. Zwei Jahre später standen wir in einem kleinen Städtchen, zwanzig Kilometer von jener Gemeinde entfernt, in schwerem Einsatz. Wer beschreibt unser Erstaunen, als eines Tages eine ganze Radfahrerkolonne eintraf, um uns zu helfen. Das waren die, die Jesus Ostern 1923 gerufen hatte. Jetzt standen sie selbst in seinem Dienst und waren ein Missionszentrum für ihre Gegend geworden.

Pfingsten 1923 führte uns wieder auf einen großen Missionsmarsch. In einem Dorf an der Oder erlebten wir es, dass eine ganze Schar Menschen in Booten über die Oder kam, um uns zu begrüßen. Wir kannten sie nicht. Es war ein Häuflein lebendiger Christen, das einsam in jener Gegend existierte. Sie hatten von dem Missionstrupp aus dem Berliner Osten und dem Geschehen in anderen Orten gehört. Das zog sie. Sie waren so froh, andere zu treffen, die den gleichen Weg mit Christus

gehen wollten. Sie hatten nur eine Bitte: "Kommt herüber und helft uns!" Uns war diese Begegnung erstaunlich. So etwas erlebte man in der Mark Brandenburg nicht alle Tage. Am liebsten wären wir gleich in ihr Dorf gekommen. Aber die Männer und Frauen des Missionstrupps waren durch ihre Berufsarbeit in Berlin gebunden.

Ich selbst hatte meine Pflichten in der Berliner Stadtmission. Eigentlich hatte ich in der Mark Brandenburg nichts zu suchen. Mein Auftrag lautete nicht: Dorfmission, sondern *Stadtmission*. Viele Pläne Gottes werden, dadurch unmöglich gemacht, dass Gemeinden sich schematisch auf ihre eigenen Pläne, Zielsetzungen, Grundsätze und Ordnungen festlegen und darüber für neue Zielsetzungen Gottes nicht frei sind.

Es war wieder der alte Pastor D. Wilhelm Philipps, der die innere Weite und Großzügigkeit hatte, freien Raum für die Dorfmission zu geben, obwohl sie die Ordnungen der Berliner Stadtmission sprengte. Er war eben nicht ein Mann der Stadtmission, sondern der Gemeinde Jesu und des Reiches Gottes. Er hatte an allem eine helle Freude, was die Sache Jesu vorwärts führte. Immer wieder musste ich ihm von dem erzählen, was wir in der Mark Brandenburg erlebten. Diese Nachrichten waren für ihn in der damaligen trostlosen Lage Deutschlands eine große Ermutigung.

Der Berliner Stadtmission hat Gott vielfältig wiedergeschenkt, was sie durch den Dienst der Dorfmission abgab. Organisatorisch hatte sie von der Dorfmission überhaupt nichts. Geistlich war die Dorfmission für die Stadtmission eine Erfrischung und ein Brunnquell neuer lebendiger Kräfte. Was die Stadtmission im Osten Berlins wurde, ist sie wesentlich durch die Dorfmission geworden.

Juli 1923 gelang es, den Freunden, die uns in jenem Dorf an der Oder besucht hatten, in ihrem eigenen Dorf zu Hilfe zu kommen. Wir hatten eigentlich weder Zeit noch Kraft dazu. Aber wir wußten nicht, wie wir uns ihren dringenden Bitten entziehen sollten. So wollten wir sie wenigstens einmal besuchen "um ihres unverschämten Geilens willen".

Es war eine weite Fahrt mit der Eisenbahn. Zu dem Missionstrupp gehörten etwa dreißig Menschen. Das Opfer war nicht gering. Sonntag nachmittag um 3 Uhr fand die erste öffentliche Versammlung statt. Der große Dorfplatz, mit herrlichen alten Bäumen bestanden, erschien uns am geeignetsten. Es war eine kleine Schar aus dem Dorf erschienen.

Aber um 4 Uhr kam ein zweiter großer Schub und um 5 Uhr der dritte. Es hatten noch andere Veranstaltungen in dem Dorf stattgefunden. Darum kamen nach Schluss dieser Veranstaltungen immer neue Menschen herzu. Wir mussten ununterbrochen weitermachen. Es wurde eine Versammlung von drei Stunden, die körperlich und geistlich große Anforderungen stellte.

Darauf waren wir nicht gefasst gewesen. Wenn nicht alle so intensiv im Missionstrupp innerlich mitgearbeitet hätten, wäre es uns unmöglich gewesen, diesen großen Einsatz zu bewältigen. Jeder gab sein Bestes. Jeder war innerlich auf dem Posten, um sich klar zu werden, welches sein Beitrag sein könnte. Kurze persönliche Worte, Lieder des Trupps, Ansprachen, Solos, Zeugnisse, Quartetts wechselten miteinander ab. Es war ein sehr anstrengender Nachmittag. Als wir um sechs Uhr Schluss machen wollten, weil wir müde waren, fragten die Bewohner des Dorfes: *"Und wann geht es heute Abend weiter?"* Wir waren am Ende unserer Kraft. Doch war uns klar, dass Gott in besonderer Weise eine offene Tür gegeben hatte. Darum entschlossen sich einige, nicht heimzufahren, sondern zu bleiben. Die meisten mussten in ihre Fabriken und Büros nach Berlin zurück. Sieben konnten bleiben, um das Begonnene weiterzuführen.

Am andern Tag marschierten wir durch die Straßen des Dorfes, sangen unsere Lieder und luden für den Abend ein. Der Pfarrer hatte das Gemeindehaus mit 250 Plätzen zur Verfügung gestellt. Die Jahreszeit war sehr ungeeignet. Es war Hochsommer. Alle arbeiteten noch spät abends auf den Feldern, um die Zeit auszunutzen, solange es hell war. Trotzdem saßen Abend für Abend gegen neun Uhr 250 Menschen im Saal und hörten gespannt und mit offenen Herzen zu. Noch ein Jahr später sagten sie uns: *"Wir können es gar nicht verstehen, dass das möglich war; wir mussten einfach vorzeitig unsere Arbeit auf dem Feld beenden und heimkehren, damit wir in die Versammlung gehen konnten."* Wir bekamen Anschauungsunterricht von der Wirklichkeit des dritten Glaubensartikels und sahen, was der Geist Gottes vermag, wenn er sein Werk beginnt.

Nicht alle nahmen die Botschaft so freundlich auf. Es gab auch schweren Widerstand. Die sich zu Jesus Christus bekannten, hatten oft wirkliche Verfolgung zu leiden. Ich erlebte es selbst, wie eine würdige Bäuerin auf der Dorfstraße schrie und tobte: *"Man müsste diese Men-*

schen mit Peitschen aus dem Dorf hinausjagen und dem Staatsanwalt übergeben."

Manche erklärten: "Wir wollen bei der Religion unserer Väter bleiben." Sie waren der Meinung, dass mit der Botschaft, die nun zu ihnen kam, eine neue Religion in ihr Dorf einbräche. Sie hatten damit nicht einmal so unrecht. Die Religion ihrer Väter war in der Tat nicht die Religion des Neuen Testaments gewesen, sondern eine Mischbildung, die ganz anders als die Botschaft des Neuen Testaments aussah. Nun war Jesus und sein Leben in ihr Dorf eingedrungen und forderte sie, eine Entscheidung für ihn zu treffen. Das bedeutete eine Revolution im Leben, die sie nicht wollten.

Drei Wochen lang dauerte dieses schwere Ringen. Viele entschieden sich dagegen. Wieder gab es viele Aussprachen unter vier Augen. Erstaunliche Versöhnungen fanden statt, die alter Feindschaft ein Ende setzten. Schwere Sünde wurde vor dem Angesicht Gottes ausgesprochen. Wirkliche Befreiung trat ein. Zu der kleinen Schar, die schon vorher Jesus gehörte, waren nicht wenige hinzugetan worden. Mit großer Freude zogen wir nach drei Wochen heim. Es war ein unerhörter, gar nicht geplanter Einsatz gewesen. Er war einfach über uns gekommen. Wir hatten ihn durchführen und die offene Tür benutzen müssen, die ein anderer aufgetan hatte.

Auch dieses Dorf wurde ein echtes Missionszentrum für die Sache Jesu auf Jahrzehnte hinaus. Die Geschichte von Antiochia (Apg 11,19-26; 13,1-4 und 14,26-28) wiederholte sich. Aus der Schar, die Jesus neu mit seinem Leben erfüllt hatte, wurde sehr bald sendende Gemeinde. Ganze Dorfmissionen wurden von ihnen in den Nachbardörfern unter großen Opfern durchgeführt. Solch ein Einsatz bedeutete, dass sie tagsüber an der Arbeit waren, abends eineinhalb Stunden Marsch ins Nachbardorf hatten und ebenso viel wieder zurück. Sie erlebten die Freude, dass in ihrer Nachbarschaft sich dasselbe begab wie in ihrem eigenen Dorf.

Von den Tagen der Apostelgeschichte an ist die Verleumdung und das falsche Gerücht eine Waffe des geheimen Gegners der Gemeinde Jesu. Epheser 6,12 sagt Paulus, dass wir nicht mit Fleisch und Blut, d.h. mit Menschen, zu kämpfen haben. Unheimliche, übermenschliche Mächte waren die geheimen Gegenspieler Jesu und seiner Gemeinde.

Sie sind es durch alle Jahrhunderte bis heute geblieben. Das wird in den Christenverfolgungen der ersten Jahrhunderte ebenso deutlich wie in der Gegenwart. Die dämonische Inspiration ist ein unheimlicher Faktor in der Geschichte der Völker.

Diese geheimen Gegenmächte erlebt auch der einzelne Jünger Jesu. Er erlebt innere Angriffe auf sein neues Leben mit Christus, die nicht aus ihm selbst, nicht aus seiner Umgebung, sondern aus diesen Mächten stammen. Das kann auch persönliche Verfolgung, Verleumdung, Schmach um Jesu willen bedeuten. Derartige Ereignisse setzen oft dann ein, wenn ein neuer Einbruch des Reiches Gottes erfolgt. Die Erweckung soll gedämpft oder ausgelöscht werden.

Das erlebten wir im Berliner Osten. Das erlebten wir hin und her in den Dörfern. Es war für den einzelnen oft nicht leicht. Jesus die Treue zu halten. Mit Wehmut denke ich an einige, die überwältigt wurden, und von denen ich nicht weiß, was aus ihnen geworden ist. Ich könnte mir denken, dass Jesus größer war als ihre augenblickliche Verleugnung und dass er das, was er von seinem Leben in sie hineinlegte, zu einer späteren Stunde wieder mächtig werden ließ.

Manchmal waren diese Dinge sehr merkwürdig und oft geradezu lustig. Wir haben herzlich über diese komischen Verleumdungen gelacht. Aus einem Dorf kam die dringende Bitte, ich möchte nur einmal ganz kurz zu Besuch kommen und auf der Dorfstraße langsam auf und abgehen, damit alle mich sehen könnten. In ihrem Dorf hätte sich das Gerücht gebildet: Der Pastor Schnepel ist aus dem Nachbardorf wegen Unterschlagung bei Nacht und Nebel ausgerückt; der Staatsanwalt ist hinter ihm her, und nun sitzt er im Gefängnis.

Wir haben herzlich über diese Geschichte lachen müssen. Ein Punkt stimmte freilich, dass ich aus dem Nachbardorf frühmorgens aufgebrochen war, um den ersten Zug nach Berlin zu erreichen. Ich habe die Bitte erfüllt und mich auf der Dorfstraße sehen lassen. Ich ließ es freilich dabei nicht bewenden, sondern stieg auf die Kanzel und hielt den nächsten Gottesdienst.

Nicht immer sind die Dinge so einfach zu erledigen wie hier. Manchmal wirken sie lange Zeit und sind gar nicht zu fassen. Aber Jesus ist und bleibt der Stärkere. Es war oft erstaunlich, in welcher Weise unser Herr sich seiner Sache annahm. Er hat aber auch die Freiheit und

das Recht, seine Gemeinde dahinzugeben, dass sie den Weg nach Golgatha gehen muss wie er persönlich. Das ist in den, großen Plänen Gottes immer der Weg zum Leben für andere. In Hebräer 11,32-40 wird die Erfahrung der ersten Christen ausgesprochen, die sie auf diesem Gebiet gemacht haben. Dem gegenüber war es eine geringe Sache, dass ein Berliner Witzblatt "Die Spottdrossel" uns seiner Satire würdigte und in Großformat eine köstliche Karikatur der Dorfmission brachte, was wir mit Vergnügen registrierten.

Ganz anders der schmerzliche Widerstand, den wir manchmal aus unserer Kirche selbst erfuhren, zu der wir von Herzen gehörten - sei es von Pfarrern, Kirchenvorständen oder einzelnen Gemeindegliedern. Das schmerzte uns tief, da dies von Menschen kam, die wir lieb hatten. Wir haben viel Zeit und Kraft daran gewandt, um solche Missverständnisse oder bitteren Reaktionen zu überwinden. Nicht immer ist es gelungen. Oft war die Beschuldigung ähnlich wie in Apostelgeschichte 17,6: *"Die, die in der ganzen Welt Unruhe stiften, sind nun auch hierher gekommen."* Man verdachte es uns, dass es Unruhe, Kampf und Entscheidungen in den Dörfern gab. Man war gewohnt, das ganze Dorf als ein "christliches" Dorf anzusehen, und uns wurde offenbar, dass dies einfach nicht wahr war. Die Feindschaft gegen Jesus Christus wurde bald bei einzelnen, bald bei größeren Gruppen offenbar. Es wurde deutlich, dass das Wort Jesu von der "kleinen Herde" immer noch stimmt. Es war für manchen Pfarrer sehr schwer, sich einzugestehen, dass nicht alles Gemeinde ist, was landläufig Gemeinde heißt.

Die Pfarrer und Gemeinden, die es aber wagten, erfuhren, wie Gott sich zu ihnen bekannte und in ihrer Mitte tatsächliche Gemeinde Jesu Christi werden ließ. Diese kann man nicht registrieren und organisatorisch darstellen. Wir können über sie nicht verfügen, wie man über eine Organisation verfügt. Die Gemeinde Jesu hat ihr Leben und ihre Existenz immer durch ihren Herrn selbst. Er persönlich ist das einzige Band, das sie zusammenhält. Er fügt hinzu und gestaltet ihr Leben. Wir haben oft vor einer Dorfmission gebetet, dass sich ein einziges Haus in dem Dorf Jesus Christus öffnen möchte. Wir wußten, was das bedeutet, und dachten an das Haus der Lydia in Philippi (Apg. 16). Eine einzige Familie, in der Jesus einziehen darf, ist ein Samenkorn. Viele Pfarrer und Gemeinden haben aus den Vorgängen in der Dorfmission in ganz Deutschland und darüber hinaus Mut gewonnen und

dasselbe erlebt. Es konnte aber auch einmal ganz anders gehen. Zwei Kreissynoden beschäftigten sich mit dem, was sich in ihrer Gegend durch die Dorfmissionstrupps begeben hatte. Es wurde gegen uns Anzeige bei der Kirchenleitung erstattet, weil wir den Frieden der Gemeinden störten. Wir haben besonders darunter gelitten, dass diese Aktion von zwei Pfarrern ausging, denen wir sehr nahe gekommen waren. Beide hätten den Himmel auf Erden haben können. Es war Leben in ihren Dörfern aufgebrochen. Die neu erweckte Schar hatte ihren Pfarrer herzlich lieb und wünschte sich nichts mehr, als ihren Pfarrer in rechter Bruderschaft in ihrer Mitte zu haben. Es standen freilich nicht wenige in diesen Dörfern gegen die Botschaft. Der Gemeindepfarrer hätte in der eigenen Gemeinde die Schmach Jesu tragen müssen. Es wäre kein leichter Weg geworden. Durch die negative Haltung jener Männer ist das, was Gott in ihren Gemeinden begonnen hatte, nicht zur vollen Entfaltung gekommen. Da diese Dinge nun Jahrzehnte zurückliegen und jene Männer längst in der Ewigkeit sind, glaubte ich, wenigstens etwas von diesen schmerzlichen Vorgängen sagen zu dürfen. Vielleicht kann es andere vor solch tragischen Wegen warnen und Unglück verhüten. Schön war es, wie verständnisvoll unsere Kirchenleitung den Weg der Missionstrupps und der Dorfmission ansah. Ich wurde auf jene Anzeige hin vorgeladen. Es war aber keine Gerichtsverhandlung; kein "Staatsanwalt" war da. Ich wurde als Bruder zu einem brüderlichen Gespräch empfangen. Dafür bin ich noch heute dankbar. Zehn Jahre später war die Dorfmission Prüfungsgegenstand im theologischen Examen, das dieselbe Kirchenleitung abnahm.

Die Dorfmission war ein unerwartetes Geschenk Gottes. Wir hatten sie nicht erfunden und nicht erdacht. Sie war uns richtig zugefallen. Wir wurden Schritt für Schritt in sie hineingeschoben. Wir sahen nur die Aufgabe und zogen um der Aufgabe willen hinaus. Aber Gott schenkte hundertfältig zurück. Was die Stadtmissionsgemeinde Berlin-Ost damals geworden ist, ist sie wesentlich durch den Einsatz in der Dorfmission und all die Rückwirkungen geworden, die von da nach Berlin zurückfluteten.

Durch die Dorfmission bekamen wir eine lebendige Auslegung der Apostelgeschichte. Wir verstanden, dass die Apostelgeschichte nicht mit Kapitel 28 schließt, sondern dass Jesus Christus sie durch die Jahrhunderte weiter schreibt und bis zur Gegenwart viele Kapitel

hinzugefügt hat und noch hinzufügen wird. Ich möchte meinen, dass Christus jeden Teil seiner Gemeinde solch eine Fortsetzung der Apostelgeschichte zugeordnet hat,

Gemeinden, die nur an sich selbst denken, verkümmern. Durch Dienste, die ihnen selbst gar nicht unmittelbar zugute kommen, werden sie in ungeahnter Weise wachsen und ein Stück Frühling im Reich Gottes erleben. Ein Stadtmissionskreis in Berlin weigerte sich zunächst, an den Aufgaben draußen in der Mark Brandenburg teilzuhaben und seinen Missionar dafür frei zu geben. Man erklärte, der Stadtmissionar ist für unseren Kreis bestimmt und muss uns dienen; er soll nicht Tage und Wochen zur Dorfmission ziehen, um ganz fremden Menschen zu dienen. Dieser Stadtmissionskreis hat sich um viel Gutes gebracht. Er existiert nicht mehr. *"Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden."* Das gilt für den einzelnen Christen, aber auch für ganze Gemeinden.

Dass das neue Leben in der Dorfmission nicht wieder versandete, hing nicht zuletzt damit zusammen, dass uns sofort deutlich wurde, welche Verantwortung wir für die weitere Entwicklung trugen.

Paulus hat die jungen Gemeinden sorgfältig gefördert. Sie sollten Standfestigkeit und Urteilsvermögen gewinnen. Die Briefe des Paulus sprechen eine lebendige Sprache von den Bedrohungen, die dem Wachstum der Gemeinden entgegenstehen. Die Lebenssituation ist völlig verändert, wenn ein Mensch zu Jesus findet. Es tauchen Fragen auf, die früher nicht da waren. Das Gewissen fängt an, in neuer Weise zu arbeiten. Dinge, die man früher selbstverständlich tun konnte, werden zu einer ernsthaften Frage. Man möchte nichts tun, was Jesus nicht billigt. Und doch ist dies oft so schwer zu entscheiden, weil man noch gar keine Erfahrung hat.

In den engen Verhältnissen eines Dorfes war die Nachfolge Jesu oft schwieriger als in der Millionenstadt Berlin. Auch hier entstehen Schwierigkeiten und Nöte, wenn man in manchem einen anderen Weg gehen muss als der Kollege, mit dem man seit Jahren zusammenarbeitet. Aber außerhalb der Arbeitszeit ist man in der Großstadt freier als auf dem Dorf. Man lebt im Abstand von denen, mit denen man auf der Arbeitsstätte zusammen ist. Das ist auf dem Dorf völlig anders. Man kennt sich von Jugend auf. Man ist zusammen in die Schule gegangen. Man ist aufeinander angewiesen. Ein Dorf ist ein großes Kollektiv.

Der einzelne ist nicht frei. Er ist gewohnt, der Meinung des Dorfes zu folgen. Die Nachbarschaft hat einen bestimmenden Einfluss auf ihn.

Wer zu Jesus findet, hat in ihm einen neuen Herrn, der ganz persönlich und direkt in sein Leben hinein spricht und es führen will. Wer Jesus gehört, will nicht aus der Dorfgemeinschaft ausscheiden. Er fühlt sich ihr mehr verpflichtet als früher. Aber das Geheimnis, das er mit Jesus hat, ist für die anderen nicht zu durchschauen und zu fassen. So wird er als einer verschrien, der etwas Besonderes sein will, der seinen eigenen Weg geht. Er erscheint als Pharisäer, als Frömmler, als Selbstgerechter, als ein überheblicher Mensch. Man nimmt ihm sein Zeugnis von Jesus nicht ab, wirft es ihm vielmehr vor und steht unter Umständen in schroffer Feindschaft gegen den, der neu auf den Weg mit Jesus getreten ist.

Es ist schwer für den, der jung im Glauben steht, sich hiergegen zu wehren. Es ist fast unmöglich, die andern von ihrem Irrtum zu überzeugen. Es gehört viel Weisheit dazu, wenn die irrtümliche Beurteilung des neuen Weges mit Christus überwunden werden soll. Es kann dabei nach dem Wort gehen: "Wenn die Wege eines Menschen dem Herrn Wohlgefallen, macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden." Es kann aber auch der neue Weg mit Jesus voll Schmach und Not bleiben.

Hinzu kommen die vielen Anfechtungen, die aus uns selbst stammen. Wir brauchen die Stärkung durch unsere Brüder und Schwestern. Wir sind in der Bibel noch nicht zu Hause. Wir müssen erst in sie hineinwachsen, dass sie uns zu einer Kraftquelle für das Leben mit Christus und unseren Alltag wird. Wir wollen gern seine Zeugen sein und andere zu ihm führen und sind doch noch so ahnungslos. Die großen Pläne Gottes sind uns noch unbekannt. All das erfordert eine intensive Einführung in die Bibel. Wir luden im Winter die Männer und Frauen aus den Dörfern zu Bibelkursen ein, die wir an verschiedenen Orten hielten. Manchmal kamen sie auch zu uns nach Berlin. Für viele Dorfleute war es damals noch eine seltene Sache, nach Berlin zu fahren. Nun war ihnen Berlin auf einmal ganz vertraut, weil sie dort eine innere Heimat in einem Stück Gemeinde Jesu Christi hatten.

Diese Bibelkurse in Berlin und auf den Dörfern zur Ausrüstung der neu Erweckten waren für uns alle eine große Freude, weil wir die starke Gemeinschaft der Jünger Jesu erlebten. Zugleich wurden sie die Grundlage des weiteren Wachstums in den Dörfern. Diesen

Bibelkursen haben wir es zu verdanken, dass die junge Saat nicht unterging, sondern kräftig Frucht brachte, wuchs und erstarkte. Die Berliner Stadtmission machte ihre Mitarbeiter Max Walther und Karl Weber großzügig frei und stellte sie für den Dienst in den Dörfern zur Verfügung. Sie siedelten ganz dorthin über und waren unermüdlich von Dorf zu Dorf unterwegs.

Das Programm der winterlichen Bibelkurse war sehr einfach. Wir lasen in der Regel einen Brief des Paulus, weil diese Briefe aus derselben Situation entstanden sind und die Aufgabe hatten, die jungen Christen in ihrem Glaubensleben zu fördern. Es gab oft eine prächtige Aussprache. Dass uns die plattdeutsche Sprache so schnell vertraut wurde, war eine große Hilfe. Wir liebten sie sehr. Sie hat etwas so Heimeliges und Gemütvolles. Es war wohl ein Sondergeschenk, dass wir uns so schnell in sie einlebten.

Eines Tages entdeckte ich, dass ganz in der Nähe des Bibelkurses ein alter Kriegskamerad wohnte. Ich besuchte ihn. Er war sehr erstaunt, dass Bauern und Bauersfrauen aus märkischen Dörfern sich so viele Tage zu einem Bibelkurs frei machten. Das konnte er gar nicht fassen. Er erkundigte sich nach unserem Tagesprogramm. Ich sagte ihm: "Wir lesen morgens den Philipperbrief; wir lesen nachmittags den Philipperbrief; wir lesen abends den Philipperbrief. Und am nächsten Tag kommt dasselbe Programm wieder." "Ist das denn nicht entsetzlich langweilig?" Ich hatte meinen Spaß an seinem Entsetzen und lud ihn ein.

Für uns war dieses Bibelstudium eine Quelle großer Freude. Es waren die Festwochen des Jahres. Aus ihnen erwuchsen die Männer und Frauen, die wirklich Älteste in den Dörfern wurden und mit großer geistlicher Selbständigkeit ihren Dienst für Christus taten. Sie wurden Seelsorger und Hirten. Sie leiteten die Zusammenkünfte über der Bibel in den Häusern. Sie haben sich durch viele Jahre bewährt, bis heute. Die Dorfmission wurde uns ein Seminar Gottes für den missionarischen Dienst und den Aufbau echter Gemeinde.

10. Im Zuchthaus

Eines Tages kam eine neue Aufgabe überraschend auf uns zu, an die wir nicht im entferntesten gedacht hatten. -Ein Mann, der manches Jahr im Zuchthaus zugebracht hatte, fand nach seiner Entlassung den Weg zu uns. Die Gemeinde wurde ihm zur Heimat. Er hatte sonst niemand auf der Welt. Es war damals für Menschen, die aus dem Zuchthaus entlassen waren, sehr schwer, Arbeit zu bekommen und ein Stück Zuhause zu finden. Überall wurden sie abgewiesen, bis sie in ihrer Verzweiflung wieder eine strafbare Handlung begingen und aufs neue im Zuchthaus landeten. Darum war es uns eine Freude, diesem Mann ein Stück Heimat in unserer Gemeinde bieten zu können. Als er eine Frau fand, die bereit war, ihn zu heiraten, obwohl er aus dem Zuchthaus kam, richteten wir ihm die Hochzeit aus, da er sonst niemand hatte.

Wir erlaubten ihm, zehn Paare zu dieser Hochzeit als seine Gäste einzuladen. Die Männer waren seine alten Freunde aus dem Zuchthaus. Wir haben nicht nachgeforscht, wer die Frauen waren, die diese Männer zur Hochzeit mitbrachten. Wir haben sie alle liebevoll in unserer Mitte aufgenommen. Zehn Paare aus unserer Missionsgemeinde waren die anderen Hochzeitsgäste. Sie hatten die Aufgabe, die Hochzeit so schön wie möglich zu machen, damit unsere Gäste sich richtig wohlfühlten und merkten, wie schön eine Hochzeit unter Christen ist. Eine Überraschung hatte ich mir im stillen ausgedacht: Ich lud den Direktor der Berliner Stadtmission, Pastor D. Philipps, als Ehrengast ein und zugleich den Direktor des Zuchthauses, aus dem unsere Freunde gekommen waren, mit seiner Gattin. Die Überraschung war auf beiden Seiten sehr groß, als sie sich unter diesen sehr veränderten Umständen wiedersahen. Der Zuchthausdirektor und seine Gattin waren von dem, was sie bei uns erlebten, so bewegt, dass er uns einlud, sobald wie möglich im Zuchthaus einen Besuch zu machen.

Das haben wir gern getan. Wir erschienen mit einem Missionstrupp. In der Kapelle des Zuchthauses war eine große Schar versammelt. Es war kein Zwang. Alles war ganz freiwillig. Wir hatten die Freude, dieser Schar durch Wort und Lied von Jesus und dem Leben mit ihm zu sagen. Ich glaube, dass auch unsere Zuhörer Freude hatten.

Mit manchen durften wir persönlich sprechen. Ein junger Bursche suchte mich auf, der todtraurig aussah. Ich hatte noch nie einen Menschen

gesehen, der so traurig war. Er war aus der Fürsorgeerziehung ausgerissen und hatte auf seiner Wanderschaft um einer geringen Summe willen einen Menschen ermordet. Ich fragte: "Wie lange müssen Sie hierbleiben?" "Das ganze Leben." Und dann sagte er etwas, was mich im tiefsten erschütterte: "Aber das ist nicht das Schlimmste; die Schuld ist viel, viel schlimmer." Ich suchte ihm zu zeigen, dass Jesus am Kreuz auch seine Schuld gelöscht habe und dass das Blut Jesu rein macht von aller Sünde. Er konnte es noch nicht fassen. Es war ihm wohl zu gewaltig, dass seine ganze Schuld radikal durch Jesus gelöscht sei und dass er durch Jesus völlig rein vor Gott werden könnte.

Als ich nach sechs Wochen wiederkam, war alles klar. Er wusste, dass Jesus für ihn gestorben sei. Er wusste, dass Jesus ihn aufgenommen hatte und dass er nun immer bei Jesus bleiben dürfe. Seine äußere Situation war unverändert, und doch war seine ganze Lage total verändert und völlig neu geworden. Wir sind durch viele Jahre miteinander in Verbindung geblieben. Als er in ein anderes Zuchthaus verlegt wurde, haben wir manchen Brief gewechselt, und ich habe ihn dort besucht. Am Schluss des Krieges habe ich seine Spur verloren, aber ich weiß, dass Jesus ihn nicht aus dem Auge gelassen hat und dass er in der Hand dieses seines neuen, großen Freundes geblieben ist. Diese eine Begegnung und Lebensrettung hätte allein die vielen Besuche im Zuchthaus gelohnt.

Wir waren oft dort. Manchmal ein ganzer Trupp. Manchmal ging ich allein. Nach einiger Zeit erklärte mir der Direktor: "Künftig wird jedesmal, wenn Sie kommen, der Schlüsselbund, mit dem Sie alle Türen im Zuchthaus öffnen können, an der Pforte des Zuchthauses für Sie bereit liegen." Es war ein herzliches Vertrauensverhältnis sowohl zu dem Direktor des Zuchthauses wie zu dem Pfarrer, der neben dem Dienst im Zuchthaus noch den Dienst in einer großen Irrenanstalt hatte. Er war froh, dass wir ihm zu Hilfe kamen, und freute sich von Herzen darüber. Die Männer im Zuchthaus aber freuten sich nicht weniger, dass jetzt so mancher Besuch von draußen zu ihnen kam. Wir wurden richtige Freunde. Ich selbst fuhr gern dorthin, und unsere Freiwilligkeitsgemeinde nicht minder. Die Menschen taten uns leid, die in so schwere Schuld verstrickt worden waren. Sie wußten oft selbst nicht, wie sie dazu gekommen waren.

Ein Sittlichkeitsverbrecher erzählte mir, wie er nach seiner Tat unentwegt voller Verzweiflung auf der Stadtbahn zwischen Berlin und Potsdam hin und her gefahren sei. Er war so entsetzt über das, was er getan hatte; volle Verzweiflung war über ihn gekommen. Er verstand mich gut, als ich ihm erklärte, dass es übermenschliche, dunkle, dämonische Mächte gebe, die uns zu Dingen verleiteten und trieben, die wir selbst gar nicht wollten. Das hatte er an sich erfahren. Er verstand, dass diese Mächte stärker sind als wir und dass wir darum die Geborgenheit in der Gemeinschaft mit Jesus Christus brauchen.

In solcher Lage wird die Botschaft von Jesus überraschend deutlich und der Schritt in die Gemeinschaft Jesu als einziger Ausweg und als die Rettung unseres Lebens klar.

Ich habe viele Sprechstunden im Zuchthaus gehalten. Ein freundlicher Beamter bot mir an, die Akten der Männer zu bringen, die mich sprechen wollten. Die Welt der Juristen und der Akten war mir so fern, dass ich dieses freundliche Angebot dankend ablehnte, ohne mich einen Augenblick zu bedenken. Nachher ist mir der Grund klar geworden, warum in dieser Frage für mich gar keine Diskussion bestand. Entweder sprach der Mann, mit dem ich eine Unterredung hatte, aus freien Stücken vor Gottes Angesicht das aus, was die Schuld seines Lebens war - dann hatte es Wert vor Gott -, oder aber ich lernte ihn nur aus den Akten kennen und musste ihn aus den Akten von seiner Schuld überführen, dann war es letzten Endes vor Gott wertlos.

Viel wesentlicher aber war, dass es in diesem Zuchthaus Männer gab, deren Akten noch im Büro des Zuchthauses lagerten, aber vor Gott radikal vernichtet waren. In Menschengenossen waren sie Zuchthäusler, Verbrecher, Raubmörder, Betrüger, aber in Gottes Augen waren es seine geliebten Kinder, weil sie ihre Zuflucht zu Jesus genommen hatten und ihm jetzt von Herzen gehörten. Darum waren sie meine Brüder. Vor Gott standen wir alle in einer Linie. Vor Gott sind wir alle schuldig. Es gibt kein Menschenleben ohne Schuld. Aber vor Gott stehen wir auch alle in einer Linie als seine Kinder, wenn wir zu Jesus heimgefunden haben. So habe ich im Zuchthaus das Evangelium ganz neu gelernt. Ich wusste nun noch deutlicher als vorher, dass die Gemeinde Jesu aus wirklichen Sündern besteht, die aber wunderbarerweise Gottes Kinder und untereinander Brüder und Schwestern sind.

Unvergesslich ist mir die Begegnung mit einem Mann, der einen Mord auf dem Gewissen hatte. Nach dem Zusammenbruch des ersten Krieges hatte er einen Ingenieur in der Altmark ermordet, um Geld zu bekommen. In der Untersuchungshaft und später hatte immer wieder eine Stimme in seinem Innern gesagt: "Schreib' an die Mutter des Ermordeten!" Aber das war ihm zu schwer, und ich konnte es ihm nachfühlen. Endlich gab er der Stimme nach und schrieb an die Mutter des Ermordeten ins Ruhrgebiet.

Als Antwort kam ein Brief, den er als ein Heiligtum aufbewahrte. Er gab ihn mir zum Lesen. Sein Inhalt hat sich mir tief eingeprägt: "Mein lieber armer Gefangener! Es war mir erst sehr schwer, einen Brief von der Hand des Mannes zu bekommen, der meinen Jungen ermordet hat. Aber weil Jesus mir so viel vergeben hat, muss ich Ihnen auch vergeben." Und dann ist die Mutter des Ermordeten dem Mörder ihres Sohnes eine wirkliche Mutter geworden. Sie hat ihn an die Hand genommen und zu Jesus geführt. Das war die Wende seines Lebens. Nun war er ein geliebtes Kind Gottes. Wie oft habe ich ihn in seiner Zelle besucht!

Es kam der Tag, an dem er mir voll Freude mitteilte, dass die lebenslängliche Strafe in 12 Jahre Zuchthaus umgewandelt sei. Nun warteten wir miteinander auf den Tag der Entlassung. Für viele, die damals aus dem Zuchthaus kamen, fing damit das Elend erst richtig wieder an. Aber für diesen Mann war von seinem neuen Herrn der Weg gebahnt. Er kam in unseren Bruderkreis. Ein Familie hatte die persönliche Fürsorge für ihn übernommen. Sie allein wusste, dass ein Mörder unter uns lebte. Dieser Familie gelang es auch, einen Arbeitsplatz zu finden. Nicht lange dauerte es, dass Gott ihm eine liebe Lebensgefährtin zuführte. Ich habe die beiden mit großer Freude getraut. Es kam der Tag, dass ihnen ein Kindlein geschenkt wurde. Wir haben es inmitten der Gemeinde dem Herrn Jesus in die Hand gegeben, dass es ihm gehören und er für das Kindlein sorgen sollte. Es war wunderbar zu sehen, wie Jesus als der neue Herr über das Leben dieses Mannes einen Plan für seine Zukunft gemacht hatte. Er hatte alles aufs beste bedacht.

Ein großer Tag war es für mich, als der Direktor mir zum ersten mal erlaubte, mit den Männern, zu denen ich Verbindung gewonnen hatte, in dem Schulzimmer des Zuchthauses zusammenzukommen. Sonst hatte ich ihnen immer auf Abstand in der Kapelle gegenübergestanden

und zu ihnen gesprochen. Es waren alles Männer, die einen Raubmord oder andere schwere Verbrechen auf dem Gewissen hatten. Aber wir waren jetzt durch Jesus Christus so verbunden, dass wir zueinander gehörten als eine Bruderschaft.

Ich war so froh, dass wir in dem Schulzimmer wie eine Familie Zusammensein konnten. Der Direktor wollte um meiner Sicherheit willen unbedingt, dass ein bewaffneter Beamter dabei sei. Ich war erleichtert, als er sich endlich erweichen ließ, mir die Anwesenheit des Beamten zu erlassen. Aber es war doch ein eigenartiges Gefühl, als zum ersten mal die schwere Tür des Schulraumes hinter mir zufiel und der Beamte von außen die schweren Riegel und Schlösser vorlegte.

In dem Raum selbst stand an dem einen Kopfende ein hohes Katheder für den Lehrer, davor in gutem Abstand die Tische, an jedem Tisch in Abstand voneinander drei bis vier Gefangene. Kaum dass die Tür geschlossen war, räumten wir das Schulzimmer um, schoben alle Tische eng zusammen, so dass ein Viereck entstand, und setzten uns ringsherum als eine Runde von Brüdern auf Tuchfühlung. Der Platz um die Tische herum reichte gerade, dass wir Schulter an Schulter saßen.

Jeder hatte sein Neues Testament vor sich. Wir haben so manche prächtige Stunde im Gespräch über dem Neuen Testament miteinander verbracht. Ich glaube, jeder Pfarrer wäre glücklich, wenn er in seiner Gemeinde einen Männerkreis hätte, mit dem er ein solches Gespräch über der Bibel haben könnte. Mein Freund Hans Brandenburg hat diese Arbeit im Zuchthaus später weitergeführt, als ich selbst zeitlich dazu nicht mehr in der Lage war. Es war so schön, dass er gerade zur rechten Zeit in die Berliner Stadtmission kam und diesen schönen Dienst übernehmen konnte. Ihm ist noch viel mehr geschenkt worden. Aus dem einen Männerbibelkreis wurden drei. Ich weiß, dass auch für ihn diese Zeit im Zuchthaus unvergesslich ist.

Damals gab es manchmal für einige Tage Urlaub aus dem Zuchthaus auf Ehrenwort. Mancher Zuchthäusler hat uns in unserer Familie besucht. Es war mir für meinen zehnjährigen Jungen wichtig, dass er miterlebte, wie Raubmörder geehrte und liebe Gäste seiner Eltern sein konnten. Ich hoffte, dass ihm dadurch etwas von Jesus und seinen Möglichkeiten aufginge, wie er ein verpfushtes Leben total verändern und auf eine neue Grundlage stellen kann, so dass alles anders und neu geworden ist.

Eines Tages nahm ich einen jüngeren Zuchthäusler, der Urlaub auf Ehrenwort bekommen hatte, mit hinaus in die Mark Brandenburg zu einer Konferenz der Dorfmission. Sie fand mitten im Walde statt. Von vielen Dörfern strömten die Bauern und Arbeiter mit ihren Frauen herzu. Ich habe nicht gewagt, zu sagen, dass wir einen Zuchthäusler unter uns hätten, der wieder ins Zuchthaus zurückkehren musste. Viele waren noch so neu in dem Leben mit Christus oder erst auf dem Wege dazu, dass ich fürchtete, sie könnten das nicht verkraften. Für weite Kreise war das, was wir im Zuchthaus erlebten, unvorstellbar, weil sie von der üblichen Moral aus dachten und nicht wußten, was Jesus vermag, und dass sie im tiefsten Grunde vor Gott nicht besser waren als diese Männer.

Ich habe dann miterlebt, wie dieser junge Mensch nach Jahr und Tag seine Angehörigen wiedersah. Ich hatte ihn in einer kleinen Zelle tief unten im Keller des Zuchthauses entdeckt. Es war sehr schwer, Zugang zu ihm zu finden. Er war der verlorene Sohn einer geachteten Familie. Seine Angehörigen waren über ihn verzweifelt. Er hatte jede Verbindung mit ihnen verloren. Es dauerte lange, bis er mir seine Familie verriet. Ich konnte sie ausfindig machen und seine Angehörigen ins Zuchthaus mitnehmen.

Es wurde erlaubt, dass kein Beamter bei dieser ersten Begegnung dabei zu sein brauchte. So war ich allein Zeuge von dem erschütternden Wiedersehen. Es warf den jungen Menschen völlig um. Er brüllte buchstäblich wie ein Stier, als er seine Angehörigen wiedersah. Wir alle waren tief bewegt. So hatte ihm Jesus nicht nur persönlich ein neues Leben geschenkt, sondern auch seine Familie wiedergegeben. Es ist schön, wenn man bei solchem Geschehen Handlanger sein darf.

In jenem alten Zuchthaus, das nicht mehr besteht, gab es noch Schlafsäle für dreißig Mann. Diese Säle waren die Hölle. Wenn einer noch nicht verdorben war, so wurde er es dort. Hier herrschte der Terror. Hier konnte der einzelne nicht so sein, wie er wollte. Er musste sich der Masse beugen. In diesen Sälen war oft ein furchtbares Klima. Auch für die Beamten war die Situation schwer. Gefangene, die aus ihrem alten Leben heraus wollten, hatten nur den einen Wunsch, eine Einzelzelle im Zellenflügel zu bekommen. Dort gab es auch eine Zelle mit vier Gefangenen. Eines Abends kam ich gerade zur Zeit der Essensausgabe in diese Zelle. Ich traf vier Männer, die sich alle zu Jesus bekannten.

Es war eine freudige Begrüßung. Sie luden mich zu ihrem Abendbrot ein. Ich nahm die Einladung gern an. Es gab Kartoffeln und aufgekochte rote Wurst. Diese Mahlzeit mit meinen vier Brüdern in ihrer Zelle ist mir unvergesslich. Es war weder Wein noch Brot da. Aber mir kam es so vor, als wenn wir Abendmahl feierten, und des Herrn Mahl war es ganz bestimmt, denn Jesus war in unserer Mitte.

Schwere Schicksale gab es hinter diesen Mauern. Ein Mann war ganz verzweifelt über seinen Weg. Er hatte einst zum CVJM (Christlicher Verein junger Männer) gehört, hatte eine liebe Frau und zwei Kinder. Er konnte es nicht verwinden, dass er das Glück seines Lebens durch eigene Schuld zerstört hatte. Im Zuchthaus fand er einen guten Kameraden, der ihm sehr lieb war. Aber eines Tages geschah das Schreckliche. Er hörte in der Frühstückspause das Knirschen der großen Papierschneidemaschine nebenan. Als er nachsah, hatte sich sein Freund selbst enthauptet. Der Schatten von diesem schrecklichen Erlebnis lag auf dem Gesicht dieses Mannes. Am Heiligen Abend wurde er zum ersten mal von all diesem Dunkel erlöst und feierte mit seinem neuen Herrn Weihnachten als einer, der Frieden gefunden hatte. Die schwere Last und die dunklen Schatten waren von ihm abgefallen. Das Leben hatte neu begonnen. Er hatte das nicht mehr für möglich gehalten und über ein Jahrzehnt verzweifelt hinter den Zuchthausmauern gegessen. Nun war Jesus mit seinem Leben und seinem Frieden zu ihm gekommen.

Unter denen, die sich in der Freiheit nicht zurechtfinden, nachdem sie so viele Jahre im Zuchthaus gelebt hatten, war ein alter Zuchthäusler, der nach einem Besuch bei mir sagte: "Ich passe nicht mehr in die Freiheit; ich sehne mich in meine Zelle zurück." Er hatte drei Tage Urlaub auf Ehrenwort gehabt. Ihm durfte man völlig vertrauen. Er war wirklich ein Christ. Seine kleine Zelle war wie die Klausen eines Einsiedlers. Man spürte sofort die Luft, die in ihr wehte. Auf dem Tisch lag die Bibel. An der Wand hing der Abreißkalender. In dieser Zelle hatte ein Jünger Jesu Gemeinschaft mit Jesus selbst und war froh über die Geborgenheit. Die Hälfte seines Lebens hatte er im Zuchthaus zugebracht. Er war immer wieder rückfällig geworden. Er war zu schwach gewesen. Seine ganze Konstitution war untergraben. Das wirkte sich auch noch aus, als er das neue Leben mit Jesus geschenkt bekommen hatte.

Später wurde er verlegt. Wir blieben in Verbindung, bis der Krieg kam. Dann hörte alle Verbindung auf. Es war zu befürchten, dass er auch der Vernichtung im Dritten Reich anheimgefallen war. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich nach dem Krieg einen Vortrag in Bethel halte und unter der Schar, die den großen Gemeindesaal füllte, meinen alten Freund entdeckte. Er lebte noch. Sein Haar war ganz weiß geworden. Kaum dass die Versammlung beendet war, ließ ich den Leiter von Bethel auf der Plattform allein und stürzte hinunter, um meinen Bruder zu begrüßen. Es hätte nicht viel gefehlt, so wären wir uns um den Hals gefallen.

Die Freude war auf beiden Seiten groß. Auf seinem Angesicht stand der Friede Gottes. Es war etwas Wunderbares aus ihm geworden. Man sagte mir, dass er der gute Geist in dem Hause sei, in dem er in Bethel Zuflucht für das Alter gefunden hatte. Sie könnten ihn gar nicht entbehren. Der Friede Gottes ging von ihm aus. Menschlich war er ein Wrack; Aber Jesus hatte etwas Wunderbares aus ihm gemacht. Ich habe staunend davor gestanden.

Bei diesem Dienst im Zuchthaus hatten wir Rückendeckung an dem Hauptwachtmeister Zacher, einem echten Jünger Jesu. Er freute sich über die Verbindung zwischen der Stadtmissionsgemeinde Berlin-Ost und seinem Zuchthaus. Ihm lag sehr am Herzen, dass diese armen Männer, mit denen er jahraus, jahrein zu tun hatte, einen neuen Lebensanfang bekämen. Er war im Zuchthaus ein Zeuge Jesu unter den Gefangenen. Nun hatte er in der Gemeinde im Osten Berlins Bundesgenossen bekommen. Er stand mit seinem Gebet hinter uns, wenn wir das Zuchthaus betraten. Er begleitete uns mit seinem Gebet in unserem Dienst. Es war schön, wenn er gerade Dienst an der Pforte hatte, so dass ich ihn gleich begrüßen konnte. Dass wir so viel Wunderbares im Zuchthaus erlebten, hängt mit dem Glauben und Gebet dieses Mannes zusammen.

Wir blieben verbunden bis an sein Lebensende. Als ich später keine Zeit mehr fand, den Dienst im Zuchthaus fortzusetzen, blieb dieser Hauptwachtmeister meine treue Rückendeckung. Er verfolgte genau meine Arbeitspläne und Missionsreisen. Einerlei, wohin diese Reisen führten, ins Inland oder Ausland, fast immer fand ich einen Gruß des Wachtmeisters aus dem Zuchthaus vor, der mich für den Dienst stärken sollte: eine Postkarte, auf die er mit seiner prachtvollen Schrift ein

Bibelwort oder einen Liedervers gemalt hatte. Dieser Gruß war immer eine Freude. Er tat gut, wenn ich einsam irgendwo anlangte.

An diesem Hauptwachtmeister konnte man lernen, was Treue ist. Unter den Postkarten stand nie sein Name, sondern als Unterschrift: "Ihre stille Reserve". Das war ein großes Wort. Es war mir so, als wollte mich Jesus durch seinen Knecht gewiss machen, dass er selbst dabei sein werde. Wenn schon einer seiner Jünger auf Erden solch stille, treue Reserve zu sein vermochte, wie viel mehr unser Herr selbst.

Die Verbindung mit dem Zuchthaus hatte uns in neuer Weise die großen Möglichkeiten Jesu sehen lassen. Sein lebendiges Handeln war uns ebenso sichtbar geworden wie in der Dorfmission. Auch aus dem, was die Gemeinde im Osten Berlins an die Männer im Zuchthaus abgab, strömte eine Fülle von Leben in die Gemeinde zurück.

11. Sendende Gemeinde

Eine Gemeinde Jesu ist krank, wenn sie nicht zur sendenden Gemeinde wird. Es gehört zu ihren elementaren Lebensäußerungen, dass sie nicht nur an sich denkt, sondern für Aufgaben über ihre Grenzen hinaus bereit ist. In Apostelgeschichte 13 wird der jungen Gemeinde in Antiochia klar, dass sie ihre beiden besten Männer abgeben soll, damit andere Gegenden die Botschaft empfangen.

Durch den Missionstrupp, in der Dorfmission, im Zuchthaus wurde die Gemeinde im Berliner Osten zur sendenden Gemeinde. Dass eine Gemeinde Pfarrer und Gemeindeglieder für Tage und Wochen zum Dienst abgibt, ist für manche Gemeinde unfassbar. Sie will allen Dienst ihrer Mitarbeiter auf sich selbst konzentrieren. Sie wird unwillig, wenn ihr Pfarrer auch nur tageweise zu Diensten abwesend ist, die nicht unmittelbar der eigenen Gemeinde zugute kommen. Ich muss es als ein großes Vorrecht betrachten, dass sowohl die Freiwilligkeitsgemeinde in Berlin-Ost wie die Kirchengemeinde Großalmerode, in der ich später stand, mit Freuden ihren Pfarrer zum Dienst aussandten. Das ist beiden Gemeinden nicht schlecht bekommen. Gott hat ihnen vielfältig zurück geschenkt, was sie abgaben.

Herbst 1920 erhielt ich von Hugo Flemming, Gemeindepfarrer in Neustrelitz, früher Stadtmissionsinspektor in Berlin, eine kurze Postkarte mit der Anfrage, ob ich bereit sei, Ende Oktober 1920 eine sechstägige Evangelisation in Neustrelitz durchzuführen. Ich sagte zu. Wie ich dazu gekommen bin, weiß ich nicht. Ich hatte noch nie eine Evangelisation gehalten. Ich war siebenundzwanzig Jahre alt. Um so größer war mein Schreck, als ich in Neustrelitz erfuhr, dass ich für den bekannten Evangelisten Samuel Keller einspringen sollte.

Der große Saal füllte sich schnell. Die Nebensäle mussten hinzugenommen werden. Eine Bewegung ging durch die Stadt. In den Zeitungen erschienen spaltenlange Artikel, die über die Abende berichteten. Wie ich später erfuhr, begleitete mich jeden Abend, ohne dass ich es merkte, ein Trupp des CVJM nach Hause, um mich vor einem Überfall zu bewahren.

Dass solch eine Bewegung einsetzte, hing nicht mit meiner persönlichen Heiligung zusammen, die viele Mängel aufwies und bis heute aufweist. Ich habe nie gewagt, den Dienst auf die persönliche Heiligung

zu gründen, obwohl unser Herr auch danach sieht. Wir können den Geist Gottes so betrüben, dass der Dienst unfruchtbar wird. Es ist nötig, nach der Heiligung zu jagen. Aber unsere Heiligung ist nie ausreichend, um die innere Macht zu begründen, die Jesus in den Dienst hineinlegt. Er sieht das Herz an. Er weiß, ob wir die Menschen für ihn oder für uns und unsere Organisation gewinnen wollen.

In Neustrelitz war ich gradeso wie im Osten Berlins, ohne es zu wissen, in ein Kraftfeld der Gemeinde Jesu hineingekommen, in eine innerlich vorbereitete Situation. Die Bewegung, die Gott in diesen Tagen auslöste, war seine Antwort auf den jahrelangen treuen Dienst, den Hugo Flemming ausgerichtet hatte. Es ist ein Geheimnis, warum der Gemeindepfarrer in den meisten Fällen nicht in der Lage ist, die Durchbruchsschlacht in seiner Gemeinde allein zu schlagen, sondern einen Bruder zu Hilfe rufen muss. So ist es mir selbst später in Großalmerode gegangen. So haben es unzählige Gemeindepfarrer erlebt. Es ist ein außerordentliches Geschehen, wenn der Gemeindepfarrer selbst der Evangelist sein darf, dem der Durchbruch geschenkt wird.

Wahrscheinlich ordnet Gott dies so, damit wir einander bedürftig bleiben und die Bruderschaft der Gemeinde Jesu aktiviert und befruchtet wird. Viel Schönes ist dadurch entstanden, dass die Gemeinde Berlin-Ost in ein enges Bruderverhältnis zu der Gemeinde Neustrelitz gestellt wurde. Pastor Flemming kam später zu uns in den Osten Berlins und hielt eine unvergessliche Evangelisation in einem großen Biergarten, der zwischen all den Häuserblocks hinten auf dem Hof noch erhalten war und über tausend Menschen fasste. Jetzt war er der Evangelist und ich der Gemeindepfarrer. Unsere Rollen waren vertauscht. So lebendig und vielgestaltig ist das Handeln unseres Herrn. Es geht nach keinem Schema. Es ist immer lebendige Geschichte, die er macht.

In Neustrelitz stand der Gemeindepfarrer Flemming in rührender Treue hinter dem jungen Evangelisten, der keine Erfahrung hatte, aber fröhlich und mit großer Zuversicht den Namen des Herrn Jesus verkündete. Mancher alte Evangelist wäre glücklich, wenn die Menschen so scharenweise in die Sprechstunde strömen würden wie damals in Neustrelitz. Das wuchs aus der Vorarbeit von Pastor Flemming. Es ist wie in einer großen Automobilfabrik Tausende sind an der Arbeit. Zu jedem Auto haben Unzählige ihren Beitrag gegeben. Aber nur einer fährt das fertige Auto aus der Halle heraus. Es ist unverdiente Freude,

wenn wir gerade der eine sein dürfen, der an dem Knotenpunkt der Lebensgeschichte steht, wenn ein Mensch zu Jesus findet.

Ich habe damals als junger Mensch über diese Fragen nicht nachgedacht. Ich hätte sie auch nicht durchschaut. Ich nahm fröhlich und unbekümmert, was geschah, und freute mich des Handelns Jesu. Immer wieder war ich erstaunt, wer den Weg in die Sprechstunde fand. Es war alles so vorbereitet und so reif. Eine ganze Schar sagte ja zu Jesus und unterstellte ihm ihr Leben. Eine große Freude brach auf. Viele fanden Frieden mit Gott und Löschung ihrer Schuld.

Mit dieser ersten Evangelisation wollte mir Gott Mut für den späteren Dienst machen. Die Freude war so groß, dass ich meine Frau aus Berlin herbeirief. Sie sollte sich mit uns über die Ernte Gottes freuen. Dieses gemeinsame Erleben schloss ein Band zwischen dem Ehepaar Flemming und uns für unser ganzes Leben. Es ist keine geringe Sache, wenn Gott treue Freunde schenkt. Hugo Flemming wurde später aus dem Gemeindepfarramt herausgeführt und hat als Evangelist für Tausende die Botschaft ausgerichtet. Ich könnte mir denken, dass auch für seinen •Weg als Evangelist das damalige Geschehen in Neustrelitz wesentlich war.

Einige Jahre später war ich mit einem Freund, dem späteren Superintendenten von Sauberzweig, in einem Städtchen der Mark Brandenburg, um dort eine Evangelisation durchzuführen. Dieser Ort lag im Bereich unserer Dorfmission. Wir wollten versuchen, einen gründlichen Dienst zu tun. Mein Freund war der Evangelist. Wir anderen hatten die Evangelisation vorbereitet und standen hinter ihm. Es war erstaunlich, wie das Städtchen in Bewegung geriet. Die Menschen strömten herzu. Der Saal konnte sie kaum fassen. Gott hatte eine offene Tür gegeben. Es kamen Menschen zu Christus. Darunter eine Frau, die für ihre Nachbarn unheimlich war. Sie arbeitete mit dem 6. und 7. Buch Mose. Sie hatte in Krankheitsfällen erstaunlich helfen können. Jetzt ging es ihr auf, dass sie nicht göttliche, sondern dämonische Kräfte in Anspruch genommen hatte. Sie entsagte allem, bat Jesus um Vergebung und nahm ihn als ihren Herrn auf. Sie wurde eine lebendige Missionarin ihrer Gegend. Wir zogen zusammen über Land, um die Botschaft von Jesus in abgelegene Winkel zu tragen. Als sie schwerkrank wurde, widerstand sie der Versuchung, sich durch die alten dämonischen Gewalten heilen zu lassen. Sie wollte lieber sterben und zu ihrem

Herrn ins Leben gehen, als diese Mächte noch einmal zu benutzen und von ihnen abhängig zu werden. Es war ein wunderbarer Sieg Jesu in diesem Leben.

In jenem Städtchen erlebten wir das Ungewöhnliche, dass zwei achtzigjährige Freunde gemeinsam in ihrem hohen Alter den Weg zu Jesus fanden. Sie hatten bisher dafür keinen Sinn gehabt. Ihr Leben war so wie das Leben von vielen verlaufen. Geistliches Leben und Denken war ihnen unbekannt. Die Freude dieser beiden alten Männer war unbeschreiblich, als ihnen die Wirklichkeit Jesu aufging. Sie strahlten, dass sie nun fröhlich ihre Straße als Kinder Gottes ziehen durften.

Ich wohnte in einem Fürsorgeheim für Jungen. Die ältesten Jungen waren dreizehn Jahre alt und durften an den Abenden teilnehmen. Sie standen vor ihrer Konfirmation. Der Geist Gottes zog diese Jungen, die aus ganz unchristlichen Verhältnissen stammten, in seinen Bann. Unter mancherlei Vorwänden kamen sie zu mir, um über das zu sprechen, was ihnen an den Abenden aufgegangen war. Einmal fragten sie, ob sie noch mehr Bänke in den Saal bringen sollten. Das war nur die Anknüpfung, um mich zu besuchen und Wesentliches zu besprechen.

Ein Junge kam noch einmal besonders. Er blieb verlegen an der Tür stehen. Er wusste nicht, wie er sich ausdrücken sollte. Ich fragte ihn herzlich, was er wolle. Da kam die eigenartige Antwort: "Ich möchte mit Ihnen über meine Sünden sprechen" Meine Gegenfrage: "Weißt du denn mit dreizehn Jahren schon etwas von Sünde?" Ich wollte vorsichtig sein und nichts Unehliches aufkommen lassen. Was der Bub aus seinem Leben erzählte, war erschütternd. Der Geist Gottes hatte ihn wirklich von Sünde überführt. Er hatte nur einen Wunsch, die Vergebung Jesu zu finden und Jesus gehören zu dürfen.

Etwas derartiges hatte ich bei einem Dreizehnjährigen noch nicht erlebt. Ich wollte alles Unehliche verhüten. Aber die Bekehrung war echt. Ich hatte nicht geahnt, dass der Geist Gottes in diesem Alter solche Klarheit über Sünde und über Jesus zu geben vermag. Wir kannten damals noch nicht die Heutige Kinderevangelisation, die für viele Kinder ein Segen geworden ist. Inzwischen habe ich längst erfahren, dass viel mehr Menschen, als man denkt, sich im Kindesalter mit vollem Bewusstsein Jesus zu eigen gegeben haben und dass ihr Leben diese Bekehrung im kindlichen Alter als echt bewährt hat. Mit großer Freude hat die Mutter meiner Frau erzählt, wie sie sich als zwölfjähriges Kind ganz bewusst

Jesus zu eigen gab. Sie ist zweiundneunzig Jahre alt geworden und hat ein reiches Leben geschenkt bekommen, dessen Geheimnis ihre Gemeinschaft mit Jesus war. Sie wurde für Ungezählte eine wirkliche Mutter in Christus. Ich selbst verdanke ihr ganz Entscheidendes. Das Band mit Jesus, das sie mit zwölf Jahren fand, hat durchs Leben gehalten und sich in vielen schweren Situationen bewährt.

Zu der Evangelisation in jenem Städtchen kamen sie auch aus den Nachbardörfern, unter ihnen eine Frau, die immer Krach mit ihren Nachbarn hatte und von allen gefürchtet wurde. Sie wurde vom Geist Gottes erfasst und von ihrer Sünde überführt. Ich freute mich, dass gerade sie den Weg zu Jesus gefunden hatte. Als ich dies ihrem Pfarrer erzählte, war er sehr skeptisch. Wenn ich wüsste, was das für eine Frau wäre! Aber das wusste ich. Ich wusste, dass sie ehrlich zu Christus "ja" gesagt hatte und dass diese Tatsache auch nicht dadurch aufgehoben werden konnte, dass ihr Jähzorn immer noch als unheimliche Veranlagung in ihr lebte und oft durchbrach. Jesus hat nicht die Gesunden, sondern die Kranken zu sich gerufen, nicht die Gerechten, sondern die Sünder, weil sie ihn brauchen. Sonst wären wir alle nicht bei ihm. An dieser Frau habe ich etwas von unseren moralischen Maßstäben verlernt. Ich begann zu begreifen, dass die Menschen in Jesu Augen ganz anders aussehen.

Ich musste an das Wort von Jeanne Wasserzug, jener großartigen, geistbegabten Lehrerin am Bibelhaus Malche, denken:

"Im Himmel ist oft Freude, wenn ein Jünger Jesu einem anderen Menschen eine Ohrfeige knallt, denn wenn es nach seiner angeborenen Natur gegangen wäre, hätte er eine Axt genommen und ihn totgeschlagen; dass er ihm nur eine Ohrfeige gab, war ein wunderbarer Sieg des Geistes Gottes." Das Leben mit Jesus ist in der Tat hochinteressant. Es ist voller Überraschungen. Unsere alten Maßstäbe werden völlig über den Haufen geworfen.

Die Evangelisation, die wir mit Pfarrer von Sauberzweig in jenem Städtchen durchführten, brachte eine rätselhafte Erfahrung, die ich letzten Endes bis heute nicht ganz zu erklären vermag. Gott hatte meinem Freund das lösende Wort für die Menschen in jener kleinen Stadt gegeben. Die Tür war weit aufgetan. Es geschah wirklich etwas, aber es war noch im Werden und nicht abgeschlossen. Nach acht Tagen musste mein Freund abreisen, weil er von seiner Gemeinde nur

acht Tage Urlaub hatte. Acht Tage wurde allgemein als Normalmaß für eine Evangelisation angesehen. Darum hatten wir ihn auch nur für acht Tage eingeladen. Und nun zeigte es sich, dass sich in dieser einen Woche wohl ganz Wesentliches begeben hatte, dass aber der Dienst keineswegs zum Abschluss gekommen war. Das geistliche Geschehen, das Gott eingeleitet hatte, war erst im Anfang. Offenbar erforderte diese Evangelisation eine Weiterführung, um alles zur Reife kommen zu lassen. Wir hätten darum meinen Freund gern noch eine weitere Woche bei uns behalten, aber das war nicht möglich. Wir hatten auch keine grundsätzlichen Bedenken gegen seine Abreise. Diesen Dienst konnten wir anderen doch gut zu Ende führen. Ich selbst hatte so manche Dorfmission und Evangelisation durchgeführt.

Und nun begab sich das Merkwürdige. Die weiteren Versammlungen wurden angesagt, die Menschen kamen, aber die Lage hatte sich irgendwie verändert, ohne dass wir den Grund zu erkennen vermochten. Wir waren nicht imstande, den Dienst des Freundes fortzuführen. Wir hatten einfach nicht das Wort, das hierhin gehörte, obwohl unser Zeugnis von Jesus Christus kein anderes war als das seine. Wir konnten uns der Tatsache nicht verschließen, dass diese Evangelisation nicht zu ihrer vollen Auswirkung gekommen war.

Wir haben das Rätsel nie gelöst. Wir glaubten daraus schließen zu müssen, dass unser Herr bei seinem Dienst Dispositionen trifft und Aufträge verteilt, die wir respektieren müssen. Es ist offenbar nicht in unsere Macht gestellt, einen Auftrag, den er einem anderen erteilt hat, nach unserem Belieben zu übernehmen oder an einen anderen weiterzugeben. In dem Dienst Jesu geht es wirklich nicht nach unserem Rennen und Laufen, sondern nach Gottes Barmherzigkeit. Hier trifft das Wort von der freien Gnadenwahl zu (Röm 10). Sie entscheidet nicht darüber, ob ein Mensch zu Christus findet oder nicht, ob er verloren geht oder gerettet wird, aber sie entscheidet darüber, welche Funktion dem einzelnen Glied der Gemeinde Jesu Christi von seinem Herrn zugeteilt wird. Diese Funktion kann wechseln. Er kann auch Gaben zuteilen, die für das ganze Leben bestimmend sind. Seinen Dienst beim Bau der Gemeinde Jesu kann keiner sich selbst nehmen und sich selbst zuteilen. Darin sind wir total von der freien Gnade Jesu Christi abhängig. Das schien uns die Lehre dieses merkwürdigen Vorgangs zu sein. Viel war ich von 1920 bis 1930 in Deutschland zu mannigfaltigem

Dienst unterwegs. Die Gemeinde im Osten Berlins gab mich gern dafür frei. Mit Freuden bezeugte ich an anderen Orten, was wir von ihm und seinem Handeln gesehen hatten. Das war auch das Thema auf der ersten christlichen Studentenkonferenz, die die deutsche christliche Studentenvereinigung (DCSV) im Sommer 1920 nach Dillenburg einberief. Wir alle standen unter dem Eindruck der großen Katastrophe, die mit dem Zusammenbruch des ersten Weltkriegs über unser Volk gekommen war. Alle Fundamente schienen erschüttert. Nichts war wertbeständig geblieben. Alles war im Fluss und in der Zersetzung. Da war es für die Studenten bedeutsam, dass wir im Osten Berlins mitten im Chaos Jesus als den einen festen Pol erfahren hatten, der alle Krisen überdauert und immer dasselbe echte, tragende Fundament bleibt.

Die Dienste jenes Jahrzehnts führten in die verschiedenartigsten Kreise und Gemeinden. Es war auffallend, wie unterernährt viele gläubigen Kreise waren. Sie begnügten sich mit den ersten Anfängen der neutestamentlichen Botschaft. Es fanden sich aber keine Lehrer in den Gemeinden, die sich die Zeit nahmen, die an Christus gläubig Gewordenen in den ganzen Zusammenhang der Schrift einzuführen und ihnen zu wirklicher gediegener Erkenntnis und geistlicher Urteilskraft zu verhelfen. Weite christliche Kreise waren jeder Schwarmbewegung hilflos ausgeliefert, weil ihr Blick nicht an der Schrift geschult war.

Der Dienst erschöpfte sich meist in öffentlichen Veranstaltungen wie Gottesdienst, Bibelstunde, Evangelisation u.a. Dass aber das Herzstück des Gemeindelebens die Sammlung der Gläubigen ist, damit sie als Brüder und Schwestern einander zu einem gesunden Wachstum helfen und miteinander eine gediegene Schrifterkenntnis gewinnen, war weithin unbekannt. Auf diesen Reisen sah ich erst, wie gut es war, dass Gott uns, die wir völlig ahnungslos und unerfahren waren, in diese wesentlichen Elemente des Aufbaus seiner Gemeinde hineingesteuert hatte.

Um so dankbarer war ich für den Dienst bei einem Männerbibelkurs in der Gemeinde Hollen in Ostfriesland. Dort stand ein junges Pfarrerehepaar in seinem ersten Dienst. Es war Pastor Hans Bruns, der spätere Evangelist, und seine Frau. Eine große Schar friesischer Männer war versammelt. Viele von ihnen hatten festen inneren Grund. Sie wollten tiefer in die Schrift eingeführt werden. Es war eine Lust, ihnen zu dienen. Hier wurde wirklich am geistlichen Aufbau der Gemeinde Jesu Christi

gearbeitet. Hier erwachsen Männer, die ein geistliches Urteil besaßen und die Gemeinde zu führen vermochten. Manche wurden mir liebe Freunde. Die Rückendeckung durch die Brüder in Ostfriesland war mir ein großes Geschenk.

In Ostfriesland war im Jahre 1923 eine Erweckung ausgebrochen, die in ganz Deutschland Freude auslöste. Es war wie Frühlingswehen. In manchen Gegenden Deutschlands geschah ähnliches. Der Dienst am Evangelium war nicht so schwer und zäh wie heute. Die Türen waren weithin offen. Es war richtige Missionszeit.

Oft führte mich mein Dienst in die alte Heimat nach Kassel. Dort hatten Elias Schrenk, Samuel Keller und Paul Le Seur durch Jahrzehnte hindurch einen bahnbrechenden Dienst getan. Wir blieben unserer hessischen Heimat immer eng verbunden. Oft fuhren wir abends im Berliner Osten auf dem Schlesischen Bahnhof ab und kamen frühmorgens in Kassel an. Es war ein unglaublicher Gegensatz. Am Schlesischen Bahnhof war alles grau und finster, in diesen furchtbaren Wohnquartieren mit ihren Mietskasernen. Wenn der Zug den Eisenbahnknotenpunkt Eichenberg hinter sich hatte und an Werra und Fulda entlang fuhr, glaubten wir uns ins Paradies versetzt. Es fiel uns immer wieder auf, wie die Menschen in Kassel so ganz anders aussahen als im Osten Berlins. Man hätte denken können, dass sie alle Kinder Gottes seien. Und das war doch keineswegs der Fall. Daran merkten wir, wie schwer das Leben der Menschen im Osten Berlins war, wie viele Schatten und Lasten auf ihnen lagen und ihr Leben verdüsterten. Wie viel Schuld hatten weite Kreise unseres Volkes auf sich geladen, dass sie so viele Menschen zu keiner menschenwürdigen Existenz geführt hatten, sondern im Schatten des Lebens vegetieren ließen.

Viele Probleme jener Zeit sind heute gelöst. Aber damals war die Lage der Arbeiterschaft so schwer, dass ich um das Jahr 1928 nach zehn Jahren im Osten Berlins ernstlich überlegte, ob ich meinen Dienst als Pfarrer aufgeben sollte, um ganz in die Politik zu gehen und Reichstagsabgeordneter zu werden - aus Liebe zu denen, die im Schatten des Lebens existieren mussten.

Jahre zuvor hatte ich schon einen Berufswechsel vornehmen wollen, ohne dass es ein wirklicher Berufswechsel war. Es bedrückte mich, dass ich die Botschaft von Jesus nicht frei und umsonst weitergeben konnte, sondern als Missionsinspektor ein Gehalt bezog. Ich hätte es

so gern ebenso wie Paulus getan, der sich sein tägliches Brot selbst verdiente und doch ein Bote des Evangeliums war. Darum benützte ich eines Tags meinen Urlaub, um mir in einer Fabrik die nötigen Kenntnisse anzueignen, die diese Branche erforderte. Es war eine Weberei. Ich sollte ihre Vertretung in Berlin und im Osten Deutschlands übernehmen. Mit meinen Mustern und Proben zog ich aus dem Urlaub fröhlich nach Berlin zurück und begann, in der Oranienburger Straße bei all den Wollhändlern meine Besuche zu machen. Sie nahmen mich sehr freundlich auf. Der Vertreter der alten bekannten Firma war ihnen herzlich willkommen. Sie freuten sich, dass nun eine direkte Beziehung zu dieser Firma wieder hergestellt war. Ich zeigte ihnen meine Muster und setzte sie über den heutigen Stand der Fabrikation ins Bild. So weit ging alles gut. Schwieriger wurde es, wenn diese Firmen mir ihre eigenen Kollektionen vorlegten, damit ich sie begutachten sollte. Das waren kritische Augenblicke. Im stillen schmunzelte ich und dachte, wenn diese Kaufleute wüssten, dass ein evangelischer Pfarrer mit ihnen verhandelt!

Aber bald wurde mir klar, Wie viel Zeit diese neue Arbeit erforderte und in welchem unerhörten Maße ich die lebendigen Menschen im Osten Berlins vernachlässigen musste. Das beschwerte mein Gewissen. Es wurde mir deutlich, dass dieser Versuch falsch war. Die Millionenstadt Berlin erforderte einen ganzen Einsatz. Dieser großen Aufgabe durfte keine Kraft entzogen werden. Auch war es mir nicht ganz gewiss, ob die Motive wirklich so geistlich waren oder ob nicht der menschliche Wunsch mitschwang, unbezahlt diesen ganzen Dienst zu tun. Dieser Wunsch muss nicht aus dem neuen Leben mit Jesus stammen, sondern kann durchaus seinen Ursprung in unserem alten Menschen haben. So gab ich diesen Versuch auf, aber ich freue mich doch, dass ich ihn gemacht habe.

In jenen Jahren geschah es zum ersten mal, dass ich zum Dienst unter Pfarrern auf Pfarrer-Rüstzeiten eingesetzt wurde. Im Januar 1920 nahm mich Ernst Lohmann nach Pommern mit, um bei den Rüstzeiten der pommerschen Pfarrer im Diakonissenhaus in Köslin mitzuhelfen. Ich konnte nicht die Arbeit in Bibelauslegung und Theologie tun, die Ernst Lohmann tat. Dazu war ich zu jung. Das sollte ich auch nicht. Ernst Lohmann nahm mich nur mit, damit ich den Pfarrern im Amt erzählte, welcher unerwarteten Aufbruch wir im Osten Berlins erlebt hatten und

das in einer Situation, die alles andere als günstig dafür schien. Diese fröhlichen Berichte von dem Tun Jesu taten manchen Brüdern im Pfarramt gut. Nicht wenige gewannen neuen Mut und neue Zuversicht. Die alten, gereiften Brüder hatten Freude an dem jungen Bruder, der so unbeschwert und unbekümmert in Neuland vorstieß. Sie wurden mit Freuden unsere stille Rückendeckung. Einer von ihnen, Pastor Wulf, der später in Schleswig lebte, erschien eines Tags mit einem großen Schließkorb in Berlin, weil in Berlin große Not war. Er wollte seine Brüder nicht nur geistlich stärken, sondern auch mit pommerschen Würsten und pommerschem Speck.

Ich ahnte nicht, dass Ernst Lohmann in meinem Leben eine Weiche gestellt hatte, als er mich zu dieser ersten Pfarrerrüstzeit nach Pommern mitnahm, und dass der Dienst unter den Pfarrern ein Stück meiner Lebensarbeit werden sollte.

Noch einschneidender war es, dass ich ihn im Sommer 1925 nach Rumänien begleiten durfte. 1923 hatten Ludwig Thimme und Ernst Lohmann im Auftrag der deutschen Pfarrergebetsbruderschaft (PGB) eine Reise nach Österreich und Rumänien unternommen. Die erste österreichische Pfarrerrüstzeit fand in dem Glaubenswerk der Gräfin de la Tour in Treffen bei Villach in Kärnten statt. Die Rüstzeiten wurden jahrelang fortgesetzt, bis sie durch die Ereignisse im Dritten Reich und im zweiten Weltkrieg unterbrochen wurden. Sommer 1950 haben wir sie wieder aufgenommen. Seitdem gehen sie ununterbrochen weiter.

In Rumänien besuchten Ludwig Thimme und Ernst Lohmann Pfarrer Scherg in Kronstadt in Siebenbürgen. Er war ein Pionier für das Evangelium in der Evangelischen Kirche von Siebenbürgen, die in jenen Jahrzehnten sehr stark von einer Theologie überflutet war, die die biblischen Grundlagen nicht zur Geltung brachte. Pfarrer Scherg war in seiner Kirche und auf ihren Synoden ein einsamer Mann. Ernst Moldersohn war ihm schon vor dem ersten Weltkrieg zu Hilfe gekommen. Nun wagte es Pfarrer Scherg im Jahre 1923, zu einer Pfarrerrüstzeit nach Kronstadt einzuladen. Es gab ein erstaunliches Echo und einen tiefen Einbruch des Evangeliums. Der Dienst von Ernst Lohmann und Ludwig Thimme wurde von Gott gebraucht, um nicht wenigen Pfarren einen neuen Lebenszusammenhang mit Jesus Christus zu vermitteln. Es war ein Stück Erweckung unter Pfarrern. Auch die Gemeinde wurde davon erreicht.

1924 fand die nächste Rüstzeit statt. Als ich Ernst Lohmann 1925 nach Kronstadt begleitete, erschienen von den 240 Pfarrern der Siebenbürgischen Kirche etwa sechzig. Das war ein unglaublich hoher Prozentsatz. Auch Priester der griechisch-orthodoxen Kirche Rumäniens nahmen teil. Tagsüber waren wir im Kreis der Pfarrer zusammen, abends mit der Gemeinde von Pfarrer Scherg und allen, die, aus Kronstadt herzukommen wollten. Es war immer noch Erweckungsluft. Lohmann arbeitete morgens in seiner gründlichen theologischen Art mit uns über dem Neuen Testament. Ich erzählte nachmittags aus unseren Erfahrungen in Berlin-Ost und der Dorfmission. Die grundsätzliche Arbeit von Ernst Lohmann und diese zeugnishaften Berichte aus der Praxis griffen wie zwei Zahnräder ineinander.

Das Zusammentreffen mit Ernst Lohmann und die gemeinsame Arbeit mit ihm hat meine Lebensgeschichte und meinen Dienst aufs stärkste beeinflusst. Lohmann besaß eine seltene Gabe. Man nannte ihn den "*pastor pastorum Germaniae*", den "Hirten der Pfarrer Deutschlands". Diesen Namen trug er zu Recht. Ein echtes Leben unter Jesus Christus verband sich bei ihm mit einer gediegenen theologischen Bildung. Zugleich war er ein wirklicher Evangelist und Missionar für alle Schichten unseres Volkes. Diese Gabe kam auch den Pfarrerrüstwochen zugute. Das Wesentliche geschah oft an den Pfarrern unter der Wortverkündigung von Ernst Lohmann, die an den Abenden der breiten Öffentlichkeit galt. Es ist etwas Großes, wenn ein Pfarrer im Amt entdeckt, dass er im Grunde Jesus Christus fern gewesen ist. Eine große Anzahl von Pfarrern erfuhr auf diesen Konferenzen in Kronstadt einen tiefen Eingriff Gottes in ihr Leben, der sie für immer mit Jesus verband und in ganz neuer Weise zu fruchtbarem Dienst für Jesus befähigte. Diese Rüstwochen fanden ihre Fortsetzung bis zum August 1939. Zu dieser letzten Konferenz in Kronstadt fuhr ich zusammen mit Professor Karl Heim aus Tübingen, meinem theologischen Lehrer. Für mich ein großes Geschenk, dass ich diesen letzten Dienst in Siebenbürgen gerade mit ihm zusammen tun durfte.

Unvergesslich ist mir eine kleine Szene von der ersten Reise mit Ernst Lohmann nach Siebenbürgen. Wir fuhren zwei Tage und zwei Nächte. Die Reise war sehr teuer. Die Brüder in Siebenbürgen hatten wenig Geld. Als sie Ernst Lohmann fragten, wie hoch die Reisekosten seien, antwortete er großzügig: "*Alles erledigt.*" Ich wusste aber, dass er kurz

zuvor seinen letzten Pelz verkauft hatte, um für sich und seine Familie Geld zu haben. Da er in keinem festen Pfarramt war, bezog er auch kein festes Gehalt. Er hatte trotz alledem die ganzen Kosten für die Reise nach Siebenbürgen für uns beide getragen.

Ernst Lohmann setzte sein Letztes für Jesus ein. Er kannte keine Schonung und kein Opfer, das zu groß gewesen wäre. Die Liebe zu Jesus war der starke Motor seines Lebens und Dienstes. In dieser vorbehaltlosen Hingabe an Jesus und in diesem zu jedem Opfer bereiten Einsatz lag ein Stück des Geheimnisses, warum ihm Gott solche Vollmacht zu geben vermochte und ihn zu einem geistlichen Führer der Gemeinde-Jesus machte. Solchen Männern zu begegnen, von ihnen zu lernen und mit ihnen zusammenzuarbeiten, ist für einen jungen Anfänger, wie ich es war, unsagbar wertvoll.

12. Die Lage um 1900

Zwölf Jahre waren seit dem Ende des ersten Weltkrieges vergangen. Man wusste noch nicht, dass die Weltwirtschaft im 20. Jahrhundert ein Ganzes ist, aus dem man nicht ein Glied herauslösen und seiner Lebensmöglichkeit berauben kann, ohne dass nicht auch die übrige Weltwirtschaft aufs schwerste in Mitleidenschaft gezogen wird. Ahnungslos legten die Siegermächte dem unterlegenen Deutschland immer schwerere Lasten auf. Sie suchten aus seiner Wirtschaft herauszuholen, was nur möglich war. Das wirtschaftliche Leben Deutschlands brach darunter zusammen. Die Inflation nahm in den Jahren 1919 bis 1923 sagenhafte Ausmaße an. Wir wurden Millionäre und Billionäre. Nachträglich ist es rätselhaft, wie wir überhaupt noch gelebt haben.

Es war eine große Leistung, als mit der Rentenmark eine neue, stabile Währung gewonnen wurde. Das Wirtschaftsleben lief wieder an. Die verzweifelten Versuche, die ausgeplünderte Wirtschaft wieder in Gang zu bringen, gelangen nur teilweise. Alle Versuche und Anläufe wurden immer wieder durch die Lasten zunichte gemacht, die die Siegermächte auferlegten. Auch die Siegermächte wurden ihres Lebens nicht froh. 1929 kam der "schwarze Tag" an der Börse zu New York. Das Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten von Nordamerika erlebte eine katastrophale Erschütterung, die sich in der ganzen Welt unheimlich auswirkte. Niemand wusste 1930, wohin die Fahrt gehen würde. Niemand sah einen Ausweg. Wir ahnten nicht, dass aus dieser Weltwirtschaftskrise eine Katastrophe Deutschlands und der Welt erwachsen würde, wie sie sich keiner vorgestellt hatte. Die Zahl der Arbeitslosen in Deutschland wuchs auf neun Millionen.

Die von Etappe zu Etappe weiterschreitende Krisis des gesamten Wirtschaftslebens war von einer Krisis des ganzen geistigen Lebens begleitet. Mit dem Zusammenbruch Ende 1918 waren Welten eingestürzt, die nicht wieder erstehen sollten. Die bürgerliche und liberale Epoche des 19. Jahrhunderts war zu Ende.

Die philosophischen, weltanschaulichen, kulturellen und ethischen Werte, die bis dahin gegolten hatten, hatten die Probe des ersten Weltkrieges nicht bestanden. Sie versanken im Nichts.

Die junge Generation lehnte sich gegen diese bürgerlich-liberale Kultur empört auf. Schon 1913 hatte das bekannte Treffen der freien

deutschen Jugend auf dem Meißner bei Kassel stattgefunden. Jetzt ergriff nach dem Zusammenbruch die Jugendbewegung alle Schichten unseres Volkes. So verschieden die einzelnen Gruppen der Jugendbewegung geprägt waren, in der Empörung und Revolution gegen das Bisherige und Alte waren sie eins. Es sollte eine neue Welt geboren werden. Keiner dieser Gruppen ist es gelungen, diese neue Welt zu gestalten. Idealistische Bewegungen, die nur aus den Kräften des Menschen leben, verlieren nach einem Jahrzehnt ihre Schwungkraft und verebben. 1933 wurde alles von andern Gewalten missbraucht und eingeebnet. Die große Krisis des gesamten geistigen Lebens, die in den zwanziger Jahren aufgebrochen war, versandete. Ein solches Ende hatte niemand vorausgesehen.

So schwer die zwanziger Jahre waren, so gewaltig war das geistige Ringen in dieser Zeit. Jeder suchte ein neues Fundament für sich und das Ganze. Eine Fülle von verschiedenartigen Gruppen rangen um die Lösung der Lebensprobleme und standen in lebhafter, z.T. hitziger Diskussion miteinander. So arm wir äußerlich waren und jeden Augenblick von einer neuen Wirtschaftskatastrophe verschlungen werden konnten, so reich und bewegt war das geistige Ringen. Es war eine Freude, in dieser Zeit zu leben, die so aufgewühlt war und alles daran setzte, um die Fragen der Menschheit zu lösen. Inmitten aller Armut war sie voller Hoffnungen auf ein neues Zeitalter und eine neue Welt. Es wurden große Opfer von vielen Seiten gebracht. Idealistischer Schwung lebte in den verschiedenen Gruppen. Es wurde nach neuen Gemeinschaftsformen für das Zusammenleben der Menschen gesucht und große Opfer dafür gebracht. Es war eine geistige Bewegtheit sondergleichen. Aber die Kraft reichte nicht aus, um ein Neues zu gestalten. Die wirtschaftliche Krisis war zu übermächtig. Die Not und Armut, in die ein ganzes Volk zu versinken drohte, waren unheimliche Faktoren. Der Hunger ist eine Großmacht im Leben der Völker. Der Druck von außen war übermächtig. Die Siegenmächte hatten den Krieg gewonnen. Den Frieden vermochten sie nicht zu gewinnen. Das Chaos drohte auf der ganzen Linie. Das war der Boden für unheimliche Mächte, die vollends in die Katastrophe führen sollten.

Das spießbürgerliche Christentum sank mit der ganzen Welt des Bürgertums dahin. Es vegetierte höchstens weiter. Aber es gab ein Christentum, das zu den letzten Quellen im Neuen Testament durchstieß

und Kraft hatte, mitten im Chaos Leben zu geben. Viele Jünger Jesu hatten im Trommelfeuer und den Strapazen des Krieges erprobt, dass die Verbundenheit mit Jesus Christus durch alles durchhielt und sich als Kraft auch in den schwersten Lagen bewährte. Sie hatten feststellen können, dass sich die Gemeinschaft mit Christus bis an die Pforte des Todes bewährte. Sie hatten in der Truppe eng genug mit alten und jungen Männern zusammengelebt, um zu wissen, wie arm und inhaltslos das Leben der meisten war. Dadurch wurde ihnen vollends die Größe dessen bewusst, was Gott ihnen mit Jesus Christus gegeben hatte. Diese Erfahrung brachten sie aus dem Krieg mit nach Hause und wurden dadurch zu Zeugen und Pionieren für Jesus Christus.

Unter ihnen waren auch viele junge Theologen, die in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg durch die aufbrechende Erweckung Christus gefunden hatten. Sie saßen auf der Universität in den Hörsälen von Adolf Schlatter, Karl Heim und anderen, die ihnen Christus groß machten und lebendig nahebrachten. Ihre Theologie zerbrach nicht in den Stürmen des Krieges. Sie bewährte sich als echt und lebensnah. Sie bestand nicht nur aus Gedanken, sondern hatte Jesus Christus selbst zum Inhalt. So wurde ihnen die neutestamentliche Botschaft durch die schweren Ereignisse des Krieges als Wirklichkeit erhärtet. Sie kehrten als Zeugen Jesu aus dem Krieg zurück und brannten darauf, seine Missionare inmitten der Katastrophe des deutschen Volkes zu sein. Sie wurden es auch. Die Erweckungsbewegung ging weiter und gewann an Stoßkraft. Die Evangelisationen hatten anziehende Kraft. Tausende suchten nach einem neuen Lebensinhalt. Wo nicht nur das übliche "Christentum", sondern Jesus Christus selbst den Menschen nahegebracht wurde, schlossen sich viele voll Dank auf.

Im ersten Weltkrieg waren die Jünger Jesu oft innerlich sehr einsam in ihren Truppenteilen und schauten vergeblich nach einem Kameraden aus, der sie in ihrem Leben mit Christus verstand. Im zweiten Weltkrieg dauerte es in der Regel nicht lange, bis man da und dort einen Jünger Jesu unter den Kameraden entdeckte. Sie waren nicht mehr so selten wie früher. Überall waren sie eingestreut und fanden bald zueinander. Es gab in kleinen Gruppen hin und her Gemeinschaft unter Christus, wie man sie im ersten Weltkrieg nur ganz selten gefunden hatte. Im Verhältnis zum Ganzen waren die Jünger Jesu auch im zweiten Welt-

krieg trotz allem neuen inneren Aufbruch und aller Erweckung die kleine Herde, von der Jesus gesprochen hat.

Die Massen strömen nie zu Christus. Dazu greift er zu tief in Gewissen und Leben ein. Darum ist seine Gemeinde nie die Mehrheit. Sie hat keine Verheißung, im dieser Weltperiode der gesamten Menschheit den geistigen Stempel ihres Herrn aufprägen zu können. Das Thema meiner ersten Predigt in der Hauptkirche der Berliner Stadtmission Anfang 1919 lautete: "Christianisierung oder Satanisierung der Welt?" Nach dem Neuen Testament kann die Antwort nicht zweifelhaft sein. Aber diese schwere Antwort entmutigt uns nicht. Die Gemeinde Jesu kann nichts anderes als eine Rettungsmannschaft sein, die sich mit ganzer Hingabe in der Rettungsaktion für die Menschheit einsetzt. Wir freuen uns über alles Gute, das für die Allgemeinheit heute schon gewonnen werden kann. Aber die eigentliche Frucht des Ringens kommt erst in der neuen Welt, die der wiederkommende Herr mit seiner Gemeinde aufbaut, zum vollen Durchbruch und Tragen.

Die Jünger Jesu müssen durch die Katastrophen und Krisen ihres Volkes und der Welt mit hindurch. Jesus nimmt sie nicht heraus. Er hat sie für die andern nötig, und sie selbst sollen in diesen schweren Zeiten ausreifen und zugleich die Treue und Größe ihres Herrn kennenlernen. Das war auch der große Ertrag jener schweren, krisenreichen Periode nach dem ersten Weltkrieg.

Es war die Zeit, in der Karl Barth seine Stimme erhob. Sein Kommentar zum Römerbrief war ein Stoß mitten hinein in die zusammenbrechende Welt des liberalen und verbürgerlichten Christentums. Mit einem gewaltigen Faustschlag schlug das Wort Karl Barths dieses Christentum nieder. Solch ein Stoß war nur in einer so erschütterten Zeit wie nach dem ersten Weltkrieg möglich. Vieles aus der vorhergehenden Periode wurde innerlich nicht überwunden. Aber es hatte keine Kraft, der Wucht, die in der Botschaft von Karl Barth lag, zu widerstehen.

Die Heiligkeit Gottes und die Autorität der Heiligen Schrift stand in neuer Kraft da, unübersehbar und unüberhörbar, während ringsherum eine Welt einstürzte und alles nivelliert wurde, was bis dahin gegolten hatte. Merkwürdig, dass Barth den Pietismus schroff ablehnte, der in Wirklichkeit sein Bundesgenosse war. Er hatte damals offenbar einen ungerechten Pietismus vor Augen, denn in den letzten Bänden seiner

Dogmatik sagt er, dass Zinzendorf der sei, der das Zentrum der biblischen Botschaft in besonderer Weise erfasst hat.

Ich stand damals in der schweren Schlacht im Osten Berlins. Ich hatte in jenen Jahren für Bücher und theologische Arbeiten keine Zeit. Der Kampf war zu hart und erforderte den ganzen Mann. Ich habe erst nach Jahren Barth kennengelernt und stellte voll Staunen und Dank fest, dass uns die Majestät und Heiligkeit Gottes auf ganz anderem Wege erreicht und gestellt hatte. Das kam direkt aus der Schrift. Wir wurden völlig zerschlagen, auch in unserer Frömmigkeit. Es blieb nichts übrig, mit dem wir vor Gott antreten konnten. Das galt für die Zeit vor der Bekehrung und ebenso für die Zeit nach der Bekehrung. Auch für den gereiftesten Christen ist die Rechtfertigung aus freier Gnade durch Christus und seine Tat am Kreuz die einzige Rettung. Der bekehrte Sünder kann ohne Christus vor Gott ebensowenig bestehen wie der unbekehrte Sünder.

Der echte Pietismus wird ohne Berührung mit Karl Barth zu derselben radikalen Erschütterung vor Gott geführt. Das kann nicht anders sein, weil er mit den Reformatoren zur Heiligen Schrift als der alleinigen Quelle und dem einzigen Fundament zurückgeht. *Wo der Pietismus diese letzte Erschütterung vor Gott verliert, hat er seine Kernsubstanz eingebüßt.* Er wird dann eben kraftlos, krank und gefährdet wie jeder andere Typus christlicher Frömmigkeit, dem das widerfährt. Wer bei Jesus und in seiner Seelsorge verankert ist, kann nie selbstsicher werden. Jesus wird uns immer wieder in-unserer Sünde treffen und uns. über uns selbst erschüttern. Nur so bleibt unser Leben mit ihm echt. Nur so überwältigt uns immer wieder das *Staunen und die Dankbarkeit*, dass er es mit uns wagt und dass Menschen, die so in der Wurzel vergiftet sind wie wir, dennoch durch ihn Gottes Kinder sein dürfen.

Ohne dieses Wissen hätten wir den Stoß im Osten Berlins und in den märkischen Dörfern nicht führen können. Es hat mich froh gemacht, als ich später die Theologie Karl Barths kennenlernte, dass Gott so groß ist und viele Möglichkeiten hat, in die letzten Wahrheiten der biblischen Botschaft zu führen. Das macht frei und unabhängig von theologischen Schulen und Systemen, so dankbar wir für die großen Lehrer der Christenheit sind.

In denselben Jahren, in denen Barth seinen Weg antrat, lehrten Adolf Schlatter und Karl Heim an der Universität in Tübingen. Viele Theo-

logengenerationen haben zu ihren Füßen gesessen und durch ihren Dienst das Beste für ihr Leben und ihre Theologie gewonnen. Viele von ihnen sind Pioniere des Evangeliums geworden. Sie haben in jenen Krisen Jahren eine gute Schlacht für Christus in Deutschland geschlagen. Gemeinde Jesu Christi wurde Wirklichkeit, die auch die späteren, noch härteren Zeiten überdauerte. Es ist eine große Sache, dass sich in jenen Katastrophen Jahren die Botschaft von Jesus Christus als der einzige ruhende Pol erwies. Er blieb in allen Schwankungen derselbe, während alles andere sich zersetzte und zerbrach.

Das war die Bilanz am Schluss des ersten Jahrzehnts nach dem großen Zusammenbruch. Es war ein Vorrecht, diese Zeit mitzuerleben, obwohl es eine harte Zeit war, die von uns allen viel forderte. Aber der Einsatz hat sich gelohnt. In bequemen, satten, unerschütterten Zeiten ist es viel schwerer, Jesus in seiner Größe zu sehen. Aber da die Klarheit über Jesus letzten Endes nie unserem Denken, sondern dem Geist Gottes entstammt, kann er auch in einer einfacher gelagerten, ruhigen, stilleren Zeit die Größe und Einzigartigkeit Jesu genauso erschließen wie in den Zeiten der Katastrophe.

13. Anhang

Grundsätzliche Fragen des Lebens mit Christus

a) Die Grenzen unseres Denkens

Ein Ameisenhaufen ist eine wunderbare Sache. Es ist fabelhaft, was die kleinen Ameisen mit sicherem Instinkt, vielleicht auch mit Überlegung und konstruktivem Sinn, aufbauen und gestalten. Sie können wirklich stolz auf die Welt sein, die sie aufbauen. Vermutlich wird diese Welt ihnen viel bedeuten und großartig erscheinen. Es ist ja ihre Welt. Und doch ist sie im Grunde weniger als ein Pünktchen im Verhältnis zu unserer Erde und erst recht im Weltall. Das ahnen die Ameisen nicht.

Uns Menschen geht es ebenso. Wir kommen uns sehr wichtig vor. Unsere Erde scheint uns der Mittelpunkt der Welt zu sein. Wir müssen sie auch ernst nehmen, denn wir müssen auf ihr leben. Was wir auf ihr gestalten und bauen, erscheint uns gewaltig und ist es auch.

Und doch ist diese unsere Erde im Verhältnis zum Weltall nicht mehr als ein Ameisenhaufen, ein ganz kleiner Punkt im Verhältnis zur Größe des Kosmos. Wir wissen wenig von dem Weltall. Wir kennen nicht einmal unsere Erde richtig. Wir kennen nur ihre dünne Oberschicht. Was sich darunter befindet, wissen wir nicht.

Wir wissen überhaupt sehr vieles nicht. Die modernen naturwissenschaftlichen Entdeckungen lassen uns verstehen, wie wenig wir im Grunde wissen. Und wenn wir den Geheimnissen der Natur etwas abgelauscht haben und staunenswerte neue Vorgänge entdeckten, so können wir sie doch nur von außen beschreiben. Was wirklich vor sich geht, wissen wir nicht. Das Wesen der Dinge bleibt uns unbekannt. Wir hantieren damit, als verstünden wir, worum es geht. Wir beobachten aber nur die Auswirkungen und Äußerungen für uns undurchsichtiger Kräfte und Vorgänge. Wir lernen auch ihre Gesetze kennen. Aber das Wesen der Gesetze bleibt uns unbekannt. Wir wissen nicht, warum dies alles so ist und wie es dazu gekommen ist.

Das Wesen der Kräfte, mit denen wir umgehen, das Wesen der uns umgebenden Natur, das Wesen des Lebens, alles bleibt uns undurchsichtig. Wir wissen nicht einmal, wer wir selbst sind. Wir sagen seit Jahrtausenden "Ich". Aber kein Mensch weiß, wer dieses "Ich" ist. Dieses "Ich" ist nicht dasselbe wie mein Körper, mein Gehirn, meine

Nervenstränge. Von all dem könnte ich gar nicht sprechen, wenn ich nicht davon als "Ich" Abstand hätte. Ich bin das rätselhafte Gegenüber von all den Vorgängen in meinem Körper. Wer ist dieses "Ich"? Ich weiß es nicht. Und doch weiß ich, dass dieses "Ich" da ist und dass ich selbst es bin. Die Gewöhnung hat uns so abgestumpft, dass wir diese unerklärliche Tatsache gar nicht mehr merken. Und doch ist sie ungeheuerlich. Es ist geradezu aufregend, dass ich nicht weiß, wer ich selbst bin.

Noch aufregender ist es, dass ich weder erklären noch ändern kann, dass ich gerade mit diesem Körper zusammengehöre. Ich habe nicht die Freiheit, meinen Standort in dieser Welt zu wechseln. Ich bin angeschmiedet wie Prometheus an den Felsen. Ich könnte mir theoretisch sehr gut vorstellen, dass ich zu einem anderen Körper gehörte oder eine ganz andere Existenz hätte. Aber das ist alles Theorie. Unerklärlicherweise bin ich mit diesem meinem Körper so zusammengeordnet, dass ich mich von ihm nicht lösen kann, obwohl ich mit ihm nicht identisch bin.

Ich weiß auch nicht, wer der andere ist. Ich habe das "Ich" der liebsten Menschen, die ich kenne, in Wirklichkeit noch nie gesehen. Ich nehme den Körper wahr, durch den sie handeln und sprechen. Ich nehme ihre Lebensäußerungen in mich auf. Aber wer sie selbst sind, weiß ich nicht. Ich kann das "Ich" des anderen nicht sehen, obwohl ich genau weiß, dass es da ist, so gut wie ich es von meinem eigenen "Ich" weiß.

Es ist unglaublich, dass solch grundlegende Vorgänge und Tatsachen für mich mit meinen angeborenen fünf Sinnen nicht wahrnehmbar sind. Ich kann sie nicht beschreiben und nicht erklären. Ich kenne ihr Wesen überhaupt nicht. Offenbar gehören alle diese "Ich" einer anderen Dimension an als der, die meinem Erkenntnisvermögen zugänglich ist. Unser Denkapparat kann offenbar nur einen Ausschnitt unserer Welt erfassen. Wir ahnen nicht, wie groß oder wie klein dieser Ausschnitt ist. Aber es will uns scheinen, als sei dieser Ausschnitt sehr begrenzt.

Wenn an einer so entscheidenden Stelle unser naives Wirklichkeitsbild durchstoßen ist, dann ist es durchaus denkbar, dass es noch andere Daseinsformen gibt, die uns unzugänglich sind. Wir beginnen zu verstehen, dass Gott eine Dimension hat, die unserem Denkapparat unzugänglich ist. Aber wir wissen jetzt, dass damit gar nichts gesagt ist, wenn unser Denkapparat etwas nicht zu erfassen vermag. Er hat

seine sehr harte Begrenzung. Das ist peinlich, auch demütigend für uns, aber dennoch wahr.

Darum ist über die Welt Gottes nichts Negatives ausgesagt, wenn wir Menschen mit unserem Denkapparat diese Dimension nicht zu erkennen vermögen. Das gilt ebenso für die Person Jesu. Jesus ist der lebendige Herr. Gott existiert in der Dimension des Geistes, und Jesus existiert in der Dimension des Geistes. Darum sind beide unserem begrenzten Denkapparat nicht auf gewöhnlichem Wege erkennbar. Offenbar muss uns auf einem anderen Wege die Wirklichkeit Gottes und die Wirklichkeit Jesu erschlossen werden.

Hier hat kein Mensch dem anderen etwas voraus. Hier ist auch keiner dem anderen gegenüber benachteiligt. Der klügste Denker kann auf Grund seines Denkvermögens die Wirklichkeit Gottes und die Wirklichkeit Jesu ebensowenig erfassen wie der Schüler einer Hilfsschule. Gott kann jedem in seiner originalen Art erschließen, wer er ist und wer Jesus ist.

Es war der große Auftrag Jesu, als er auf Erden war, Menschen zu suchen. Es ist sein großer Auftrag von Gott, durch die Jahrhunderte hindurch Menschen zu suchen und mit ihnen lebendigen Kontakt aufzunehmen. Jesus ist der große Gesandte Gottes für uns alle. Er selbst hat sich den guten Hirten genannt, der uns sucht. Dabei wendet er ganz überraschende Methoden an. Immer ist er original. Keinem begegnet er in der gleichen Weise. Er stellt sich auf jeden von uns ganz persönlich ein.

Ich selbst hätte Jesus nicht suchen können. Ich kannte ihn nicht und wusste nichts von ihm. Es ist schlechterdings unmöglich, etwas zu suchen, von dessen Wirklichkeit man nichts weiß. Es steht' darum auch nicht in unserer Macht, den Zeitpunkt zu bestimmen, in dem Jesus sich den Zugang zu uns bahnt und uns den Zugang zu ihm. Es sind die großen Stunden in unserem Leben, die wir nicht verpassen dürfen, wenn das geschieht. Ich hätte sie beinahe verpasst, weil ich so wenig davon verstand. Aber Jesus geht außerordentlich sorgsam zu Werke und verwendet alle Liebe darauf, um uns wirklich nahezu-kommen und das Band mit uns zu knüpfen. Dabei verwendet er ganz unscheinbare, alltägliche Vorgänge. Erst hintennach ist uns deutlich, dass seine Hand daran beteiligt war.

b) Offenheit und Zeugnis

Unsere gedankliche, sachliche Art, die am liebsten nie von dem sprechen möchte, was wir ganz persönlich mit Jesus erleben, lässt vieles nicht fruchtbar werden, was er uns geschenkt hat. Wir kommen dadurch in Gefahr, dass wir das Pfund vergraben, das er uns anvertraut hat. Wir wissen aus dem Neuen Testament, dass dem, der sein Pfund vergräbt, alles genommen wird, was er zu haben meint.

Die ersten Christen haben dies sehr wohl gewusst. Darum brannte es in ihnen, die Botschaft von Jesus weiterzusagen und zu bezeugen, was sie mit ihm erlebt hatten. Als Paulus und Barnabas von ihrer ersten Missionsreise aus Kleinasien zurückkehren, haben sie viel Zeit gebraucht, um der Gemeinde in Antiochia, die sie ausgesandt hatte, zu erzählen, was sie unterwegs vom Handeln Jesu gesehen und erlebt hatten.

Es bliebe nicht viel vom Neuen Testament übrig, wenn all das fehlen würde, was Zeugnis vom persönlichen Erleben mit Jesus ist. Das sollte uns hellhörig machen. Wir können schuldig werden, wenn wir das für uns behalten, was wir mit Jesus erlebten, obwohl es sicher Dinge gibt, die ein Geheimnis zwischen unserem Herrn und uns bleiben müssen. Aber unendlich vieles lässt er uns erleben, damit wir andere damit erfreuen oder ihnen den Weg zu Jesus bahnen.

So schien es mir unerlässlich, gerade das entscheidende Ereignis in meinem Leben, durch das Jesus mir das Jawort abgewann, ausführlich darzustellen, obwohl es einen so persönlichen Charakter hat. Wenn es auch nie eine Dublette im Wirken Jesu gibt, so ist doch die Art, wie er mir das Jawort abnötigte und ich meine Entscheidung für ihn treffen musste, charakteristisch für jenen ganzen Aufbruch neuen Lebens mit Jesus am Anfang des 20. Jahrhunderts. Tausende haben in ähnlicher Weise das Wirken Jesu in ihrem Leben erfahren und ihre Entscheidung für ihn treffen müssen, obwohl dieser grundlegende Lebensvorgang bei jedem wieder original von Jesus geformt wurde.

c) Geburt aus Gott

Das Neue Testament hat eine Vielfalt von Ausdrücken, um diesen Lebensvorgang zu beschreiben. Am häufigsten wird wohl gesagt, dass Menschen zum Glauben an Jesus kommen. Das ist im Neuen Testament kein rein gedanklicher Vorgang, sondern ein Geschehen

im Innersten des Menschen, in der Wurzel seiner Person, durch das Jesus Gewalt über ihn bekommt und ihn für sich beschlagnahmt. Ein Mensch, der im Sinn des Neuen Testaments an Jesus gläubig geworden ist, wurzelt mit seiner ganzen Existenz fortan in Jesus Christus. Jesus selbst ist das Lebelement, in dem er zu Hause ist und das ihn bestimmt. Ihn fragt er um Rat. Von ihm begehrt er Wegweisung. Seine Befehle sind für sein Leben entscheidend, denn er ist jetzt ein Mensch *in Christus*, wie das Neue Testament sagt. Solange die ersten Christen noch keine Namen für sich hatten, nannten sie sich gern *die in Christus Jesus*.

Wenn ein Mensch zum Glauben an Jesus kommt, so ist das derselbe Vorgang, wie wenn man sagt, dass er zu Jesus Christus bekehrt worden ist oder sich zu ihm bekehrt hat. Ob wir diesen Vorgang passivisch ausdrücken, dass er durch Christus bekehrt worden ist, oder ob wir ihn aktivisch beschreiben, dass er sich für Jesus entschieden und zu ihm bekehrt hat, ist einerlei. Es ist beides mal genau derselbe Lebensvorgang, nur von zwei Seiten her ausgedrückt. Weil wir bei der Begrenzung unseres menschlichen Denkkapparates die letzten Vorgänge nie logisch einheitlich ausdrücken können, sind wir immer darauf angewiesen, die letzten Vorgänge in unserem Leben in doppelter Weise zu beschreiben: einmal aktivisch und gleichzeitig passivisch. Beides zusammen ergibt die Wahrheit.

Was das Neue Testament einmal mit Zum-Glauben-Kommen, ein anderes Mal mit Bekehrung bezeichnet, kann auch als Geburt von oben dargestellt werden (Joh 3); Unser erstes, natürliches Leben haben wir durch unsere erste Geburt von Vater und Mutter empfangen. Wenn Jesus in unsere Lebensgeschichte eintritt und sich mit uns verbindet, empfangen wir durch ihn ein zweites Leben, das wir nicht von unseren Vorfahren ererbt haben, sondern das aus Jesus selbst stammt. Es ist das Leben Jesu, das in uns einzieht und in uns ans Werk geht. Das Leben Jesu aber ist das Leben aus Gott. Gott hat die ganze Fülle seines Lebens in Jesus Christus hineingelegt.

Weil es das Leben aus Gott ist, das Jesus in die hineinlegt, die ihn aufnehmen, wird dieser Lebensvorgang auch als Geburt von oben bezeichnet. Es handelt sich nicht um religiöses Leben, das uns von Menschen übermittelt wird. Es handelt sich um einen Eingriff senkrecht von oben, den Jesus im Auftrag Gottes in uns vollzieht und durch den er den

Anfang eines zweiten Lebens in uns begründet. Diesen schöpferischen Akt kann kein Mensch vollziehen, obwohl Jesus viele daran beteiligt, um diesen Eingriff in uns vorzubereiten und anzubahnen. Er benutzt Menschen, um die Botschaft von ihm uns nahezubringen und uns zu sich zu rufen. Es ist geradezu überwältigend, wie viele Menschen er einschaltet, um einen einzigen Menschen in diese Lebensgemeinschaft mit ihm zu bringen. Aber der entscheidende Lebensakt wird von ihm ganz allein vollzogen. Dieses zweite Leben aus Jesus und mit Jesus ist ein schöpferischer Neuanfang wie in der Urschöpfung (2.Kor 4,6). Diese Geburt von oben ist nicht eine Geburt aus Fleisch und Blut, wie es die erste war, sondern eine Geburt aus dem Geist. Nicht aus dem Geist eines Menschen, sondern aus dem Geist Gottes. Obwohl der Mensch noch ganz der alte ist und sich in seinem Wesen noch kaum etwas verändert hat, ist seine Lebenssituation schöpferisch neu geworden. Die Lebensbasis hat sich total verändert. Sie ist nicht mehr die Erbmasse, die er von Vater und Mutter und all seinen Vorfahren mitbekam und die ihm so viel Mühe und Not bereitet. Die neue Lebensbasis in ihm ist Jesus und sein Leben. Dieses Leben Jesu hat eine solche Mächtigkeit, dass es sich gegen alle Widerstände in uns und um uns durchsetzt und uns ans Ziel bringt. Sonst wäre unser Leben mit Jesus längst erloschen.

d) Unser persönliches Bibellesen

Ich kann bei meinem persönlichen Stillewerden über der Bibel nicht viel in mich aufnehmen. Oft genügt mir *ein* Wort. Wenn dieses Wort der Bibel heute zu einem lebendigen, unmittelbaren Wort meines Herrn an mich wird, liegt in ihm eine wunderbare Kraft. Ich möchte dieses Wort durch den ganzen Tag festhalten und mir diese Kraft bewahren. Ich schäme mich, wenn ich ein Wort, das mir mein Herr sagte, nach wenigen Stunden schon nicht mehr weiß. Darum darf es bei mir nur wenig sein, das ich in der Frühe des Tages in mich aufnehme und in mir verankere. Ich möchte, dass das Wort, das Jesus mir lebendig gemacht hat, für den Tag mit seiner Klarheit und seiner Kraft bei mir bleibt. Es ist etwas Wundersames und Gewaltiges, wenn aus dem alten Schriftwort das Wort des heutigen Herrn an uns wird.

Am nächsten Morgen lese ich an der Stelle weiter, an der ich am Tag vorher stehen geblieben war. Manchmal lese ich auch dasselbe Wort vom Tag zuvor noch einmal. Es hat immer noch Neues zu sagen. Vielleicht lese ich es noch ein drittes Mal. Das kann gut sein. Wir sollten in unserer stillen Zeit nicht eilen. Bibelstudium, bei dem wir den Inhalt der Bibel sachlich kennenlernen wollen, ist etwas anderes. Man sollte es nicht mit seiner persönlichen stillen Zeit in der Frühe des Tages verbinden. In dieser stillen Zeit geht es nur darum, auf Jesus zu hören und von ihm ein ganz persönliches Wort zu empfangen.

Dieses persönliche Wort kann auch eine sachliche Klarheit über eine Wahrheit der biblischen Botschaft enthalten. Es braucht nicht immer in meine persönliche Lage hineinzusprechen. Jesus weiß, was wir jeweils brauchen. Ob es eine sachliche Botschaft aus der Gesamtbotschaft der Bibel ist oder ein ganz persönliches Wort in meine augenblickliche Situation, es ist immer ein Wort, das Leben und Kraft aus der Welt Gottes zu mir bringt, weil Jesus selbst es erschlossen und lebendig gemacht hat.

Es ist etwas ganz anderes, ob wir nur das Schriftwort vor uns haben, oder ob Jesus selbst dabei ist und dieses Wort zu seinem heutigen Wort an uns macht. So wird aus dem alten Schriftwort heutiges Gotteswort. Darum heißt es auch in der Bibel, dass das Wort Gottes abnehmen, aber auch wachsen kann. Von solchem Gotteswort leben wir. Von daher kommt Wegweisung und Hilfe in die Gegenwart. Darum hat Gott die Bibel so werden lassen, wie sie ist. Diese Kraft und dieses Geheimnis verbindet er mit keinem andern Buch.

e) Das Problem der Hausandacht

Eins darf ich nicht verschweigen: wir fanden in unserem jungen Heim nicht den Weg zu einer Hausandacht. Wir waren als junge Menschen in vielen Stücken revolutionär und scheuten alles Unechte. Wir hatten miterlebt, in wie vielen christlichen Häusern die Hausandacht ein unechtes Dasein führte, auch wenn Vater und Mutter es ganz ehrlich damit meinten. Für Kinder, für andere Hausgenossen, für manchen Besucher bedeutete die Hausandacht oft eine Vergewaltigung.

Es gehört sehr viel dazu, wenn eine Hausandacht immer echt und in voller Freiheit und Freiwilligkeit geschehen soll. Wir fühlten uns

dieser Aufgabe nicht gewachsen und haben sie auch nie gemeistert. Wir hofften, dass unser Bub, der uns im Jahr 1920 geschenkt wurde, und alle anderen Menschen, die in unserem Haus aus und eingingen, merken würden, aus welcher letzten Quelle wir zu leben suchten. Ich glaube nicht, dass wir uns darin getäuscht haben. Ich freue mich aber über jeden, dem die große Gabe zuteil geworden ist, Hausandacht echt zu gestalten.

Meine Sorge um diese Frage bin ich bis heute nicht losgeworden. Ich glaube noch heute, dass weniger oft mehr gewesen wäre. Auch besteht noch in einer anderen Richtung große Gefahr bei der Hausandacht. Diese Andacht nimmt nun einmal Zeit in Anspruch, selbst wenn sie kurz ist. Ob dann auch noch die Zeit bleibt, dass jeder Hausgenosse persönlich in der Stille seine Bibel liest und mit seinem, Herrn über der Bibel zusammen ist?

Ich fürchte, dass durch die Hausandacht oft die persönliche Stille mit Jesus über der Bibel unterbunden wird. Auch bei Ehepaaren, die innerlich eins sind. Wenn das aber geschieht, ist eine wirkliche Katastrophe eingetreten und durch die gut gemeinte Hausandacht Unheil angerichtet worden.

Die Grundquelle unseres Lebens mit Jesus Christus ist nicht die Hausandacht, auch keine andere noch so gute Wortverkündigung, keine Bibelstunde und kein Gottesdienst, auch nicht die beste biblische Arbeitsgemeinschaft. Und erst recht nicht der Dienst für Jesus, sondern ganz allein der stille Umgang mit dem Meister selbst. Dieser kann durch nichts ersetzt werden. Grundlegend bleibt immer die Zeit, die wir allein mit Jesus über der Bibel verbringen.

f) Ehrenamtlicher Pfarrerdienst

Es ist ein großes Vorrecht, wenn Männer und Frauen in ihrer Berufsarbeit und neben ihrer Berufsarbeit zugleich Boten Jesu sein können. Es ist dies der normale Weg der Zeugen Jesu. Aber um der Größe der Aufgabe willen muss es auch Männer und Frauen geben, die ganz für diesen Dienst frei gemacht werden. Sie sollen mit gutem Gewissen ihren Lebensunterhalt dadurch empfangen. Dies spricht Paulus 1.Kor 9 sehr ausdrücklich aus.

Aber es ist leichter, ein Bote Jesu zu sein, während man gleichzeitig in einem anderen Beruf steht. Dann ist der Dienst für Jesus in der freien Zeit Erholung und Erfrischung. Der Wechsel in der Tätigkeit und Aufgabe tut wohl. Mancher, der seinen wirtschaftlichen Beruf aufgab, um ganz in den Dienst des Evangeliums zu treten, hat gemerkt, Wie viel schwerer es ist, wenn der ganze Tageslauf von diesem Dienst ausgefüllt ist und der erquickende Wechsel zwischen Berufsarbeit und Dienst am Evangelium fortfällt.

Die Zukunft wird es notwendig machen, dass die Gemeinde Jesu Christi wesentlich durch Männer und Frauen aufgebaut wird, die im Wirtschaftsleben stehen, einen anderen Beruf haben und in ihrer freien Zeit im Dienst der Gemeinde stehen. Im Grunde ist das Amt der Pfarrer, Prediger, Evangelisten u.a. heute schon nicht mehr haltbar. Die Zahl der Menschen, die dafür zur Verfügung stehen, reicht nicht aus. Darum werden unsere hauptamtlichen Boten des Evangeliums weithin überfordert. Das bedeutet einen großen geistlichen Schaden. Dieser lässt sich nur beheben, wenn die Männer und Frauen, die ganz zum Dienst am Evangelium frei gemacht werden, nur noch für spezielle geistliche Schlüsselaufgaben zur Verfügung stehen, während der laufende Dienst in den Gemeinden weithin von Männern und Frauen getan wird, die im Berufsleben stehen, aber wirklich geistliche Persönlichkeiten sind. Diese Fragen haben uns in jenen Jahren sehr bewegt. Aber es war vieles noch nicht reif zu einer Lösung.

g) Mannschaftsarbeit und Selbstversorger-Gemeinden

Ich halte es für durchaus möglich, dass wir damals in unserem Mitarbeiterkreis im Osten Berlins als eine geschlossene Bruderschaft und Truppe hätten zusammenbleiben sollen, um unserem Herrn zum gemeinsamen Einsatz zur Verfügung zu stehen, wie es gerade notwendig war. Stattdessen verteilten wir uns auf die verschiedenen Missionsstationen der Stadtmission im Osten Berlins und in der Dorfmission. Das alte System der Bedienung der christlichen Kreise war noch zu mächtig. Jeder Kreis forderte einen vollen Mitarbeiter, um die Fülle der Veranstaltungen durchzuführen.

Es wäre freilich ein völliger Umbau unserer Gemeinden und Kreise notwendig, um dieses Bedienungssystem zu durchbrechen und für

einen gesunden Aufbau Raum zu machen, der im Wesentlichen von den Gliedern der Gemeinden und Kreise selbst getragen würde. Ich glaube kaum, dass die Kreise der Stadtmission zu kurz gekommen wären, wenn der Mitarbeiterkreis solch eine geschlossene Mannschaft gebildet hätte, um eine bewegliche Truppe zu sein. Aber solche Gedanken waren damals noch unerhört. Mannschaftsarbeit war noch völlig unbekannt. Es hätte auch ein großes finanzielles Wagnis bedeutet und viel Glauben erfordert.

Inzwischen ist dieser Weg an mancher Stelle gegangen worden und hat viel bedeutet. Ich glaube, dass wir das Ein-Mann-System noch ganz anders ablösen sollten und dass unsere christlichen Kreise in ungeahnter Weise Selbstversorger zu werden vermöchten. Das bedeutet freilich, dass die Sammlung der Gläubigen als ein Grundelement gesehen und gefördert wird. Die Zahl der Veranstaltungen, die nach außen wirken, würde sehr klein werden und die Zahl der Zusammenkünfte, die dem inneren Aufbau der geistlichen Menschen dienen würden, müsste sehr verstärkt werden. Beide zusammen ergäben eine große missionarische Kraft.

Die wenigen missionarischen Veranstaltungen würden eine innere Gewalt haben. Außerdem wären sie gar nicht der eigentliche missionarische Dienst der Gemeinde. Dieser würde vielmehr durch die Glieder der Gemeinde vielfältig unter der Hand im Beruf, auf den Arbeitsplätzen und in den Häusern geschehen. Nicht wenige würden in ihren Wohnblocks kleine missionarische Zellen um sich sammeln. Die heute oft so mühevollen Arbeit des Evangelisten fände ihre Fortsetzung durch eine Fülle von missionarischen Gemeindegliedern, deren Wirksamkeit viel umfassender wäre als die mancher Evangelisten.

Was in den zwanziger Jahren noch nicht reif war, könnte in der Gegenwart wohl Wirklichkeit werden. Jenes erste Jahrzehnt im Osten Berlins war wie ein Vorseminar dazu.

h) Die Reformation des 3. Glaubensartikels:

die Reformation des 20. Jahrhunderts?

Das 16. Jahrhundert hat durch Martin Luther die Reformation des 2. Artikels gebracht. In neuer Klarheit stellte Gott ans Licht, dass das Evangelium nichts enthält als Jesus Christus. Außer ihm ist zur

Rechtfertigung des Sünders vor Gott und zu unserem ewigen Heil nichts nötig.

Gott denkt in großen Zeiträumen. Drei Jahrhunderte hat Gott ins Land gehen lassen, ehe er die Reformation des dritten Artikels in Angriff nahm. Nicht, als ob in den vergangenen Jahrhunderten die Wirklichkeit der einen großen Christusgemeinde verborgen gewesen wäre. Aber die Stoßkraft der Verkündigung lag in anderer Richtung.

Im 19. und 20. Jahrhundert hat Gott einen gewaltigen Stoß in die Welt geführt, um die Wirklichkeit der einen Gemeinde Jesu Christi so klar werden zu lassen, wie sie klar werden muss, bevor ihr Herr wiederkommt. Das 19. und 20. Jahrhundert ist das Zeitalter der Weltmission. Die Völker der Erde sind vom Evangelium erreicht. In allen Völkern leben Menschen, die Jesus angehören. Sie wurden Glieder der einen Kirche Jesu Christi.

Wesensmerkmale der Kirche Jesu Christi

Es gibt nur *eine* Kirche Jesu Christi in der ganzen Welt. Sie zieht sich durch alle christlichen Kirchen hindurch. Sie ist mit keiner einzelnen Kirche gleichzusetzen. Sie ist größer als alle Kirchen. Davon hängt der innere Wert der einzelnen Kirchen ab, wie weit in ihr Menschen leben, die zu der einen Gemeinde des Herrn Christus gehören.

Die eine Gemeinde des Herrn Jesus ist *nicht unsichtbar*, sondern für den, der den Blick dafür hat, hell sichtbar. Davon gibt das ganze Neue Testament Zeugnis. Die Gemeinde Jesu widerstrebt jeder menschlichen Form und kann nicht von Menschenhand organisiert werden, obwohl ihre Glieder nicht umhin können, irgendwelche Formen für ihr Zusammenleben zu gestalten. Aber nie wird ein Kreis von Menschen in seiner Gesamtheit der Gemeinde Jesu gleichgesetzt werden können. In der Gemeinde Jesu bleibt immer alles in lebendiger Bewegung. Leben kann nie in eine eiserne, festliegende Form gefasst werden. Der lebendige Herr, der das Haupt seines Leibes ist, lässt seine Gemeinde wachsen, wie er will. Wir haben mit großer Behutsamkeit dem Wachstum zu folgen und ihm entsprechend die Formen zu gestalten. Für das lebendig wachsende Leben des Leibes Christi im kleinen und großen jeweils die richtige Form des Lebens miteinander zu finden, gehört zu der eigentlichen Weisheit aller Bauleute an dieser seiner Gemeinde. In die Kirche des dritten Artikels, in die Gemeinde Jesu Christi kann

kein Mensch aufnehmen, sondern nur der Herr selbst. Er vollzieht diese *Aufnahme*, indem er uns mit sich selbst in einer dem Menscheuuge verborgenen Weise durch den Heiligen Geist verbindet. Oft sind unsere Christenkreise und Kirchen nur durch gemeinsame Gedanken verbunden. Die Gemeinde des dritten Artikels wird nicht durch gemeinsame Gedanken, sondern durch einen gemeinsamen Herrn verbunden.

Die Wiedergeburt aus dem Geist begründet die Lebensbeziehung zwischen Christus und uns. Durch sie werden wir Glieder in dem Organismus, den er seine Gemeinde oder seinen Leib nennt.

Natürlich kann und muss dies alles gedanklich, erkenntnis- und lehrmäßig ausgedrückt werden. Es ist nicht gleichgültig, ob das Wesen der Kirche des dritten Artikels, der Wiedergeburt und des organischen Zusammenhangs mit dem Herrn der Gemeinde klar geschaut wird oder nicht. Aber in dieser Erkenntnis und Gedankenbildung besteht nicht das Wesen und Leben der Gemeinde. Es ist nur ein Versuch der Darstellung ihres Wesens. Diese Darstellung wird immer Stückwerk sein wie alle unsere Erkenntnis. Wesen und Leben hat die Gemeinde immer nur durch ihre organische Verbundenheit mit dem Haupt Jesus Christus durch den Geist. Darum geht ihr ganzes Ringen um das Bleiben in Jesus nach Joh 15.

4. Die Kirche des dritten Artikels, die Gemeinde Jesu Christi, ist *eine Einheit* in der ganzen Welt und einmütig in ihrem Herrn. Das hindert nicht, dass sich das Zusammenleben der Glieder der einen Gemeinde Jesu in einer Fülle von christlichen Kreisen und Kirchen sich vollzieht. In dieser Mannigfaltigkeit entfaltet sich ein reiches Leben. Nur wird bei allen echten Kirchen kein Zweifel darüber sein, dass sie nicht das letzte sind, sondern dass ihre lebendigen Glieder über alle Ausprägungsunterschiede hinweg in einer großen Einheit mit allen Gliedern der Christusgemeinde in der Welt stehen. Wo eine Kirche diesen letzten Tatbestand verdunkelt, ist in ihr das Evangelium von dem einen Retter Jesus Christus verdunkelt.

Es ist das Wesen der Sekte, dass sie die Einheit des Leibes Christi durch ihre Sondergedanken aufsprengt. Überall, wo die Einheit der Gemeinde des Herrn gefährdet wird, sind sektenhafte Linien eingedrungen. Auch große Kirchen können zur Sekte werden. Diese Einheit des Leibes Christi stellen wir nicht her. Sie ist durch unseren Herrn Wirklichkeit. Wir können von unserer Seite nur gegen diese Einheit sündigen.

Diese seine Schar, die er seine Gemeinde, seinen Leib nennt, ist kein sich selbst genügender Club, der hinter frommen Mauern tagt, sondern eine Truppe ihres Herrn, die in heißem, schweren Ringen um die Echtheit ihres eigenen Lebens mit ihm und um das Bleiben in ihm kämpft und die zugleich eine Schar des selbstlosen Einsatzes ist - zum Dienst an den Brüdern und zum Dienst an denen, sie aus Dankbarkeit Brücken zu ihrem Herrn und seiner Gemeinde schlagen möchte.

i) Das unbekannte Evangelium

Nichts ist in der Christenheit so selten wie das Evangelium. Im Evangelium steht nichts als *Jesus ganz allein*. Er bedarf schlechterdings keiner Ergänzung. Er ist allein imstande, uns so zu vergeben, dass wir in den Frieden mit Gott gestellt werden. Jede Ergänzung, die sein Tun verstärken will, bewirkt nur das Gegenteil: sie verkürzt und verdunkelt ihn. Es wird uns überraschend schwer zu fassen, dass vor Gott niemand und nichts uns hilft als Jesus ganz allein. Dieser aber auch wirklich, so dass er durch nichts hierin eine Ergänzung erfahren kann.

Jesus selbst hat klar ausgesprochen: *"Ich bin das Licht der Welt. Ich bin das Brot des Lebens. Ich bin die Wahrheit. Ich bin das Leben. Ich bin der gute Hirte."*

Und die ersten Christen bezeugten: *"Er selbst ist unser Friede; in ihm haben wir die Vergebung der Sünden; von ihm aus vollzieht sich das ganze Wachstum seiner Gemeinde in allen ihren Gliedern."*

Es ist nach dem Neuen Testament kein Zweifel möglich, dass *Jesus ganz allein* die Quelle der neuen Gemeinschaft mit Gott ist, weil er ganz allein vergeben und in den Frieden mit Gott bringen kann.

Daher brannte den ersten Christen *eins* auf dem Herzen, die Kunde von *Jesus* weiterzutragen. Alles andere konnten sie fallen lassen; von allem anderen vermochten sie zu schweigen - nur nicht von diesem einen. Denn hieran hing alles. Hiermit war aber auch alles gegeben, was für einen Menschen notwendig ist, um mit Gott in Frieden zu kommen und wieder sein Kind zu werden.

Geschöpfe Gottes sind wir alle, aber ausgewandert aus der Heimat in Gott. *Kinder Gottes* werden wir nur durch Jesus und durch nichts sonst. Darum ist er der einzige Inhalt und Brennpunkt aller Evangelien und Zeugnisse der ersten Christenheit. Um ihn dreht sich die ganze

urchristliche Botschaft. An ihm hängt alles. In ihm aber ist auch alles geschenkt.

Wie merkwürdig, dass uns dieser klare Tatbestand immer wieder verdunkelt zu werden droht - auch denen, die Christus wirklich kennen. Obwohl wir wissen, ja lebendig und persönlich erfahren haben, dass Jesus völlig imstande ist, uns Frieden mit Gott zu geben und zu seinen Kindern zu machen, tun wir doch immer wieder so, als wenn andere Größen uns dasselbe geben könnten, und denken und sprechen von ihnen so, dass sie wie zweite Evangelien neben dem einen Evangelium von unserem Herrn wirken.

In der Tat entwickelt mancher geradezu ein Evangelium von der Kirche, von der Gemeinschaftsbewegung, von seinem prächtigen, freigestalteten Christenkreis, von seinen trefflichen alten oder neuen Missionswegen, von Taufe und Abendmahl - einerlei, ob er sie als Sakramente bezeichnet oder nicht, vom Bibellesen und der stillen Zeit, vom Gebetsleben und von der Heiligung, vom Bekennen und Wiedergutmachen, von dem Einsatz für Christus und vom Menschenfischerdienst für ihn. Und doch gibt es nur *ein einziges Evangelium* und dieses hat nichts anderes zum Inhalt als den Herrn, der für uns gestorben und auferstanden ist und der heute für uns lebt und wirkt. Was *er* kann, kann doch *nur er* und niemand und nichts sonst.

Dabei denke ich in keiner Weise an irgendeine Fehlentwicklung in einem der Punkte, aus denen geradezu ein zweites Evangelium im Lauf der Geschichte der Gemeinde Jesu gemacht worden ist. Ich denke bei allen diesen Punkten jedesmal an ihre schönsten und wertvollsten Erscheinungen, in denen sie wirklich Menschen einen Dienst getan haben.

Was ist eine Kirche, die diesen Namen wirklich verdient? Ein Wegweiser zu Christus. Nie Ersatz für Christus selbst. Schuld löschen, so dass sie vor Gott nicht mehr existiert, vermag doch nur er allein. Ihn kann die Kirche nie ersetzen. Sie ist vielmehr selbst ganz auf ihn angewiesen. Ohne ihn kann sie ein intensiv arbeitendes religiöses Institut sein, das gewaltige Schwingungen im Willen, im Gemüt und Denken zuwege bringt, aber in den Frieden mit Gott stellt nur der eine Heiland der Welt. Selbst die Bibel ist ohne Jesus nur ein außerordentlich wertvolles Buch mit vielen feinen, tiefen Gedanken. Aber auch der, der sich eine Fülle

biblischer Gedanken angeeignet hat, ist damit von Gott immer noch unendlich weit entfernt. In die Gemeinschaft mit Gott stellt nur der *eine*, zu dem die Bibel von allen Seiten hinführt. Es gibt eine Art, von der Bibel so zu reden, dass daraus ein Evangelium vom Wort wird, welches an Christus überführen kann.

Nicht anders steht es mit den Sakramenten, mit der Kindertaufe und Großtaufe, mit dem Abendmahl und Brotbrechen. Nicht eins hiervon vermag Sünde zu vergeben. Wir lieben die Sakramente und leben in ihnen. Aber das Evangelium von dem einen, was uns vor Gott rettet, enthält nur den Christus.

Auch alle anderen Punkte, die als Beispiel oben angeführt wurden, sind unendlich wertvoll. Wer hätte es nicht erlebt, dass das Bekenntnis einer Sünde oft der erste Schritt zu Christus hin war. Wie schwindet manchmal ein Bann von einem Menschen, wenn er eine alte Schuld wieder gutmacht. Aber nie sind *wir* imstande, irgend etwas vor *Gott* gutzumachen. Das ist allein auf Golgatha geschehen.

Ohne die stillen Zeiten vor Christus, ohne einen täglichen Umgang mit der Bibel, ohne ein Gebetsleben, ohne Gemeinschaft mit anderen Kindern Gottes lässt sich das Leben eines Christen nicht denken. Aber vor Gott rettet uns nichts von alledem und macht uns nichts zu Gliedern seines Reiches. Das vermag nur unser Herr ganz allein.

Neues Leben gibt sich neue Formen. Der Stiel einer Bewegung im Reich Gottes, einer Kirche bringt zum Ausdruck, was dieser Kirche und Bewegung eigentümlich ist. Je kraftvoller das neue Leben ist, desto ausgeprägter der Typus. Doch wäre es eine Katastrophe, würde diese Form zum Gesetz der Gemeinde Jesu erklärt und als Evangelium proklamiert. Aus der originalen, frohmachenden Ausprägung des neuen Lebens würde die festgefrorene Form, die die Entwicklung unterbindet und abschreckende Karikaturen gestaltet. Wo die Form von Leben mit Christus erfüllt ist, wird sie zum lebendigen Wegweiser auf ihn hin, jedoch nie heilig gesprochen, da sie die Gemeinschaft mit ihm selbst nie zu ersetzen vermag. Sie ist das immer neu sich gestaltende Gewand des pulsierenden Lebens. Das Evangelium aber ist nur das Evangelium von Jesus. Es enthält nur diesen Namen. Durch keinen noch so wertvollen Zusatz kann es ergänzt werden. Jede Ergänzung bedeutet Schwächung.

Jede Verdunkelung des Evangeliums hat schwerste Folgen für uns selbst. Auf unser Leben mit Christus fällt ein Schatten. Christus reicht nicht mehr völlig aus. Das Nebenevangelium beschlagnahmt uns mindestens teilweise. Aber es hat eine unheimliche Kraft, uns so an sich zu binden, dass es im tiefsten Grunde unser Herr an Jesu Stelle wird. Dann sind wir aufs neue im Gefängnis; Stickluft und Engigkeit ziehen ein. Die herrliche Freiheit, in die uns die Bindung an Jesus allein stellte, ist einer neuen Knechtschaft gewichen.

Für die Gemeinde des Christus aber bringen die Nebenevangelien Zerklüftung und Aufspaltung. Das Evangelium von Jesus bindet sie zu einer wundervollen Einheit zusammen. Die Nebenevangelien splittern sie auseinander. Jeder thront auf seiner Säule wie einst die alten Säulenheiligen und kann den Weg zum Bruder nicht mehr finden. Nur dass die Säulen nicht mehr aus Ziegelsteinen, sondern aus jenen neuen *Evangelien* gebaut werden, die von Bibel und Gemeinde, von Kirche und Sakramenten, vom Leben der Heiligung vom Dienst für Christus und vielen anderen Geschenken Gottes so sprechen, als wären sie das, was uns Frieden mit Gott gibt, und nicht *Christus* ganz *allein*.